



BASTEI
LÜBBE

Bernard Cornwell

SHARPES FESTUNG

Aus dem Englischen von
Joachim Honnef



Bernard Cornwell

SHARPES FESTUNG

Aus dem Englischen von
Joachim Honnef

luebbe digital

luebbe digital

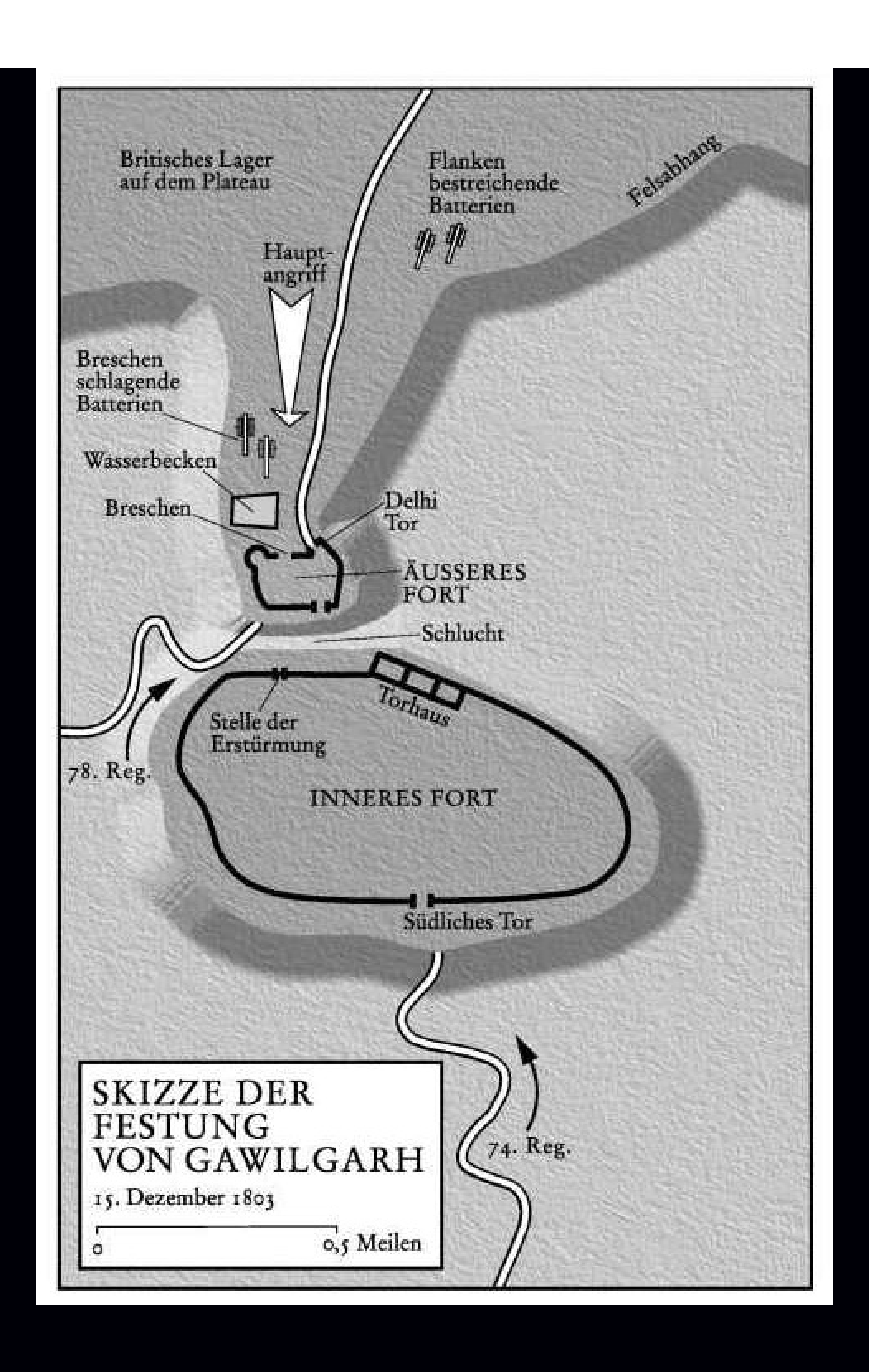
Vollständige eBook-Ausgabe
der bei Ehrenwirth erschienenen Hardcoverausgabe

luebbe digital und Ehrenwirth in der Verlagsgruppe Lübbe

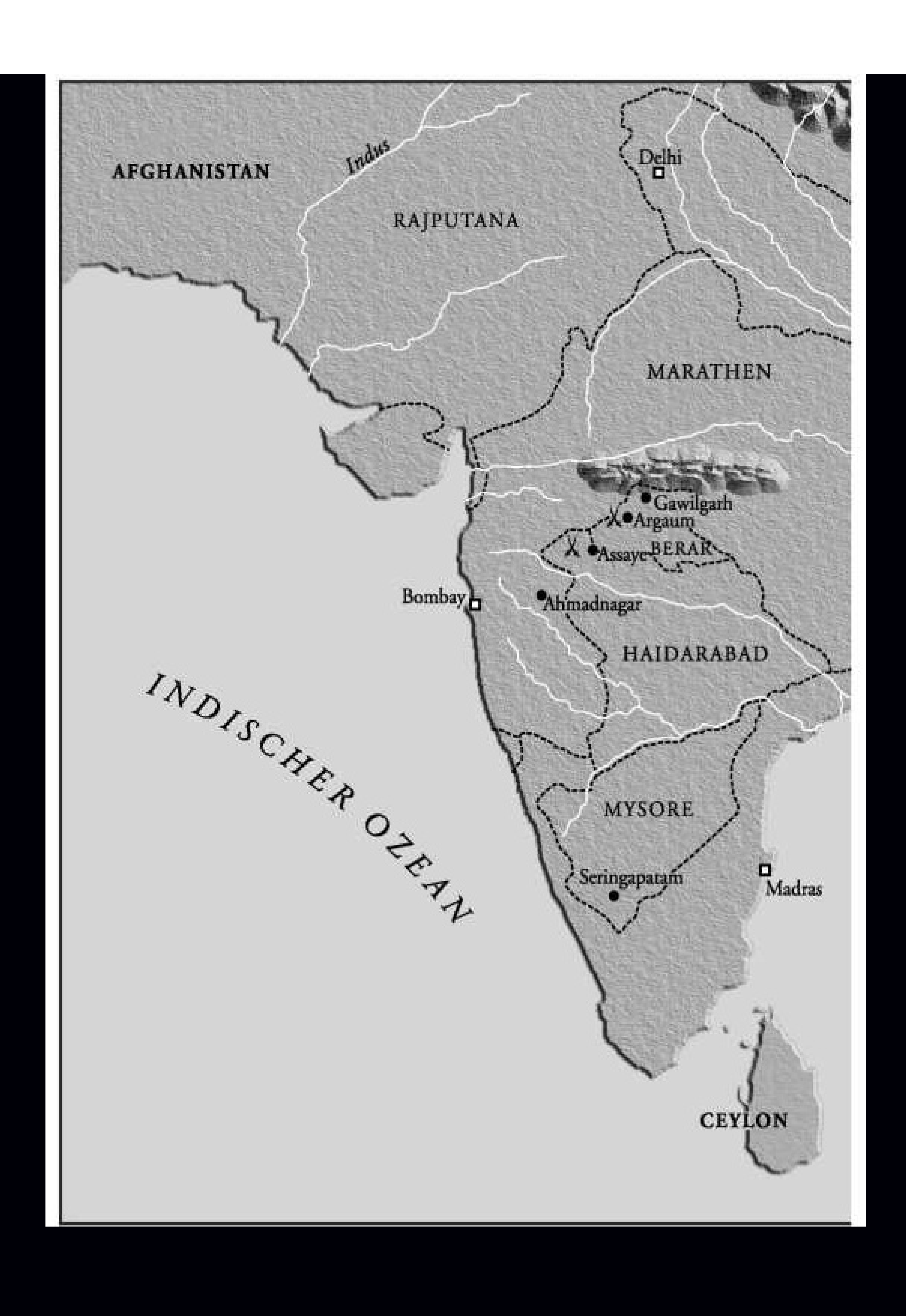
© 2009 by Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG,
Bergisch Gladbach
Prüfung der militärhistorischen Details:
Historisches Uniformarchiv Alfred Umhey
Textredaktion: Rainer Delfs
Datenkonvertierung eBook:
Urban SatzKonzept, Düsseldorf
ISBN 978-3-8387-0043-4

Sie finden uns im Internet unter
www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch:
www.lesejury.de

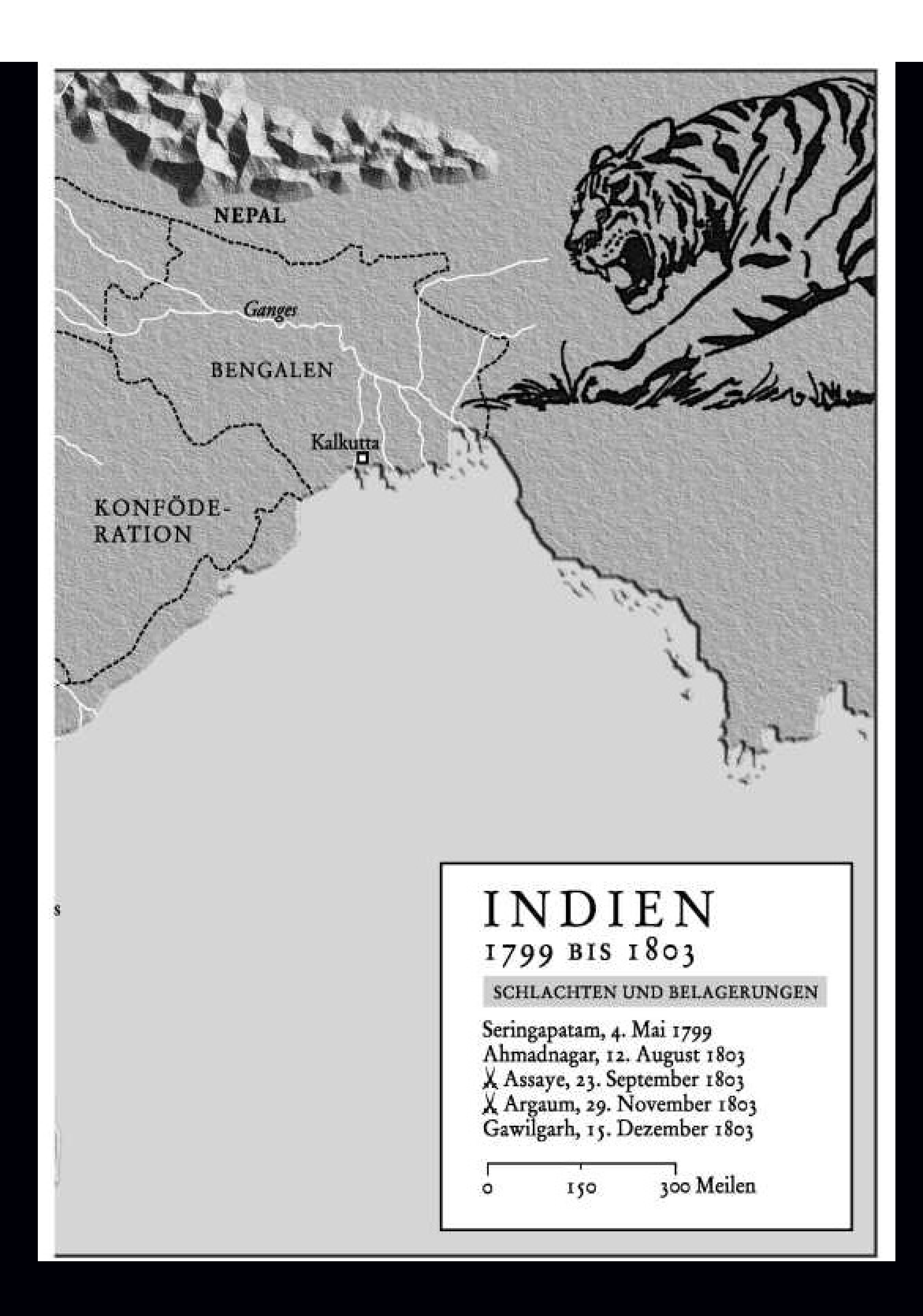
Sharpes Festung ist
mit großem Dank
Christine Clark gewidmet



Britisches Lager
auf dem Plateau
Flanken
bestreichende
Batterien
Felsabhang
Haupt-
angriff
Breschen
schlagende
Batterien
Wasserbecken
Breschen
Delhi
Tor
ÄUSSERES
FORT
Schlucht
Torhaus
Stelle der
Erstürmung
78. Reg.
INNERES FORT
Südliches Tor
74. Reg.
SKIZZE DER
FESTUNG
VON GAWILGARH
15. Dezember 1803
0
0,5 Meilen



AFGHANISTAN
Indus
Delhi
RAJPUTANA
MARATHEN
Gawilgarh
Argaum
Assaye
BERAR
Bombay
Ahmadnagar
HAIDARABAD
INDISCHER OZEAN
MYSORE
Seringapatam
Madras
CEYLON


NEPAL
Ganges
BENGALEN
Kalkutta
KONFÖDE-
RATION
INDIEN
1799 BIS 1803
SCHLACHTEN UND BELAGERUNGEN
Seringapatam, 4. Mai 1799
Ahmadnagar, 12. August 1803
Assaye, 23. September 1803
Argaum, 29. November 1803
Gawilgarh, 15. Dezember 1803
0 150 300 Meilen

KAPITEL 1

Richard Sharpe wollte ein guter Offizier sein. Das wünschte er wirklich aus ganzem Herzen, doch irgendwie war es so schwierig, als versuche er mit einer Zunderbüchse im regengepeitschten Sturmwind Feuer zu machen. Entweder mochten ihn die Männer nicht oder sie ignorierten ihn oder sie waren zu plump vertraulich, während die anderen Offiziere des Bataillons ihn offenkundig nicht akzeptierten. Captain Urquhart hatte eines Abends in dem vergammelten Zelt, das als Offiziersmesse diente, gesagt: Man kann einem lahmen Karrengaul einen Rennsattel auflegen, doch das macht das Tier nicht schnell. Er hatte nicht über Sharpe geredet, nicht direkt, aber all die anderen Offiziere hatten zu ihm geblickt.

Das Bataillon befand sich im Niemandsland. Es war höllisch heiß und kein Windhauch milderte die Gluthitze. Ringsum verdeckten Getreidehalme die Sicht auf alles außer dem Himmel. Irgendwo im Norden donnerte ein Geschütz, und Sharpe hatte keine Ahnung, ob es ein britisches oder eine Kanone des Feindes war.

Ein trockener Graben verlief zwischen den hohen Halmen, und die Männer des Bataillons saßen auf der Böschung des Grabens und warteten auf Befehle. Ein, zwei hatten sich zurückgelegt und schliefen mit weit geöffnetem Mund, während Sergeant Colquhoun in seiner zerfledderten Bibel blätterte. Der Sergeant war kurzsichtig, sodass er die Heilige Schrift dicht unter seine Nase halten musste und Schweißtropfen auf die Seiten fielen. Für gewöhnlich las der Sergeant still, formte die Worte unhörbar mit den Lippen und runzelte die Stirn, wenn er bei einem schwierigen Namen stockte, doch heute drehte er nur langsam die Seiten mit angefeuchtetem Finger um.

»Suchen Sie nach Inspiration, Sergeant?«, fragte Sharpe.

»Nein, Sir«, antwortete Colquhoun. Er sagte es respektvoll, doch irgendwie schaffte er es, zu vermitteln, dass er die Frage unverschämt fand. Er befeuchtete mit der Zungenspitze einen Finger und blätterte die nächste Seite um.

So viel zu unserer Gesprächsbereitschaft, dachte Sharpe.

Irgendwo voraus, jenseits der Pflanzen, die höher ragten als ein Mann, feuerte eine andere Kanone. Der Knall wurde durch die hohen Stängel ringsum gedämpft. Ein Pferd wieherte, doch Sharpe konnte das Tier nicht sehen. Er sah durch die hohen Halme so gut wie nichts.

»Werden Sie uns eine Geschichte vorlesen, Sergeant?«, fragte Corporal McCallum. Er sprach Englisch statt Gälisch, was bedeutete, dass Sharpe es hören sollte.

»Nein, John, das werde ich nicht.«

»Nalos, Sergeant«, sagte McCallum. »Lesen Sie uns eine dieser schmutzigen Geschichten über Titten vor.«

Die Männer lachten und blickten zu Sharpe, um zu sehen, ob er etwas dagegen hatte.

Einer der Schläfer wurde wach und setzte sich ruckartig auf. Er blickte sich verwirrt um, dann murmelte er einen Fluch, schlug nach einer Fliege und legte sich zurück. Die anderen Soldaten der Kompanie ließen ihre Beine zum Schlammbett des Grabens baumeln, das mit grünem Schaum bedeckt war. Eine tote Eidechse lag in einem der Risse in dem getrockneten Schlamm. Sharpe fragte sich, wie sie den Aasfressern entgangen sein mochte.

»Das Gelächter von Narren, John McCallum, ist wie das Prasseln von Feuer unter dem Kochtopf«, sagte Sergeant Colquhoun.

»Fort mit Ihnen, Sergeant!«, erwiderte John McCallum. »Ich habe als kleiner Junge in der Kirche mal alles über eine Frau gehört, deren Titten wie Weintrauben waren.« McCallum drehte sich um, um Sharpe anzuschauen. »Haben Sie jemals Titten wie Weintrauben gesehen, Mister Sharpe?«

»Ihre Mutter habe ich nie kennengelernt, Corporal«, sagte Sharpe.

Die Männer lachten wieder. McCallum blickte finster drein. Sergeant Colquhoun ließ seine Bibel sinken und spähte zum Corporal. »Das Hohelied Salomos, John McCallum«, sagte Colquhoun, »beschreibt den Busen einer Frau als Weintrauben, und ich habe keinen Zweifel, dass es sich auf die Kleidung bezieht, die anständige Frauen im Heiligen Land trugen. Vielleicht hatten ihre Mieder Kugeln von verknoteter Wolle als Verzierung? Ich kann das nicht als eine Sache für Ihre Belustigung sehen.«

Eine weitere Kanone donnerte, und diesmal peitschte eine Kanonenkugel durch die hohen Pflanzen nahe beim Graben. Die Stängel gerieten in heftige Bewegung, und eine Wolke von Staub und kleinen Vögeln stieg in den wolkenlosen Himmel auf. Die Vögel flogen ein paar Sekunden in Panik herum, bevor sie zu ihrem schwankenden Stammplatz zurückkehrten.

»Ich habe eine Frau gekannt, die klumpige Titten hatte«, sagte Private Hollister. Er war ein stoppelbärtiger Hüne, der selten sprach. »Mann, das waren schwere Dinger – wie Kanonenkugeln.« Er runzelte die Stirn in der Erinnerung. »Sie ist gestorben.«

»Dieses Gespräch geziemt sich nicht«, sagte Colquhoun ruhig. Die Männer zuckten mit den Schultern und schwiegen.

Sharpe spielte mit dem Gedanken, den Sergeant über die Weintrauben zu befragen, doch er wusste, dass eine solche Frage nur zu Zoten der Männer führen würde, und als Offizier wollte er nicht riskieren, sich zum Narren zu machen. Trotzdem klang es komisch für ihn. Warum würde jemand sagen, eine Frau hätte Titten wie Weintrauben? Oder wie Kanonenkugeln?

Wieder knallte es in der Ferne, und es kam ihm vor wie Kartätschenfeuer. Er fragte sich, ob die Bastarde mit Kartätschen ausgerüstet waren. Nun, das waren sie

natürlich, aber es hatte keinen Sinn, Kartätschen auf einem Getreidefeld zu verschwenden. Was war das überhaupt für ein Getreide? Es kam ihm sonderbar vor, aber Indien war voller Besonderheiten. Es gab nackte Blödmänner, die behaupteten, Heilige zu sein, Schlangenbeschwörer, die Reptilien nach ihrer Pfeife tanzen ließen, Tanzbären, die mit Glöckchen behängt waren, und Schlangenmenschen in Schwulenflitterklamotten – ein verrückter Zirkus. Und die Clowns würden Kartätschen haben. Sie würden auf die Rotröcke warten und die Blechbüchsen laden, die wie Entenschrot aus den Geschützläufen rasten. Die Ladungen werden uns zwischen den Binsen am Graben erwischen, dachte Sharpe, möge der Herr uns gnädig sein.

»Ich habe es gefunden«, sagte Colquhoun ernst.

»Was gefunden?«, wollte Sharps wissen.

»Ich war mir ziemlich sicher, dass die Bibel Hirse erwähnt. Und so ist es. Hesekiel, viertes Kapitel, neunter Vers.« Der Sergeant hielt die Heilige Schrift dicht unter die Augen. Er hatte ein rundes, pickliges Gesicht. »So nimm nun dir Weizen, Gerste, Bohnen, Linsen, *Hirsen* und Spelt und tue alles in ein Fass und mache dir so viel Brot daraus ...«, las er angestrengt vor. Dann schloss er die Bibel, wickelte ein Stück fleckiges Segeltuch darum und verstaute sie in seiner Tasche. »Es gefällt mir, Sir, wenn ich jeden Tag interessante Dinge in der Bibel finden kann. Das mag ich, und ich sehe sie und stelle mir vor, dass mein Herr und Erlöser dieselben Dinge sieht.«

»Aber warum Hirse?«, fragte Sharpe.

»Diese Saaten«, sagte Colquhoun und wies auf die hohen Stängel, von denen sie umgeben waren, »sind Hirse, Sir. Die Eingeborenen nennen sie *jowari*, doch unsere Bezeichnung ist Hirse.« Er wischte sich mit dem Ärmel Schweiß aus dem Gesicht. Das Rot seines Uniformrocks war zu einem matten Purpurton verblichen. »Dies ist natürlich Rispenhirse, aber ich bezweifle, dass die Heilige Schrift Rispenhirse besonders erwähnt.«

»Hirse, aha«, sagte Sharpe. Die Halme waren neun oder zehn Fuß hoch. »Muss verdammt schwer zu ernten sein«, sagte er.

Colquhoun schwieg. Der Sergeant versuchte immer, Kraftworte oder Flüche zu ignorieren.

»Was ist Spelt?«, fragte McCallum.

»Eine Getreideart im Heiligen Land«, antwortete Colquhoun, der es offensichtlich nicht wusste, sondern nur erriet.

»Klingt für mich wie ’ne Krankheit, die mit Quecksilber behandelt wird.« Ein, zwei Männer kicherten bei dem Hinweis auf Syphilis, doch Colquhoun ging darüber hinweg.

»Baut ihr in Schottland Hirse an?«, fragte Sharpe den Sergeant.

»Nicht, dass ich wüsste«, sagte Colquhoun nachdenklich, nachdem er ein paar Sekunden überlegt hatte. »Vielleicht im Tiefland. Da pflanzen sie komische Dinge an. Englische Dinge.« Er wandte sich ostentativ ab.

Blöder Hund, dachte Sharpe.

Wo, zur Hölle, war Captain Urquhart? Wo waren die anderen? Das Bataillon war lange vor dem Morgengrauen marschiert, und gegen Mittag hatte es erwartet, das Lager aufzuschlagen, doch dann war ein Gerücht aufgekommen, dass der Feind voraus wartete, und so hatte General Sir Arthur Wellesley befohlen, den Vormarsch fortzusetzen. Das 74. Regiment war in das Hirsefeld vorgedrungen, und zehn Minuten später hatte es den Befehl erhalten, neben dem ausgetrockneten Graben zu halten, während Captain Urquhart vorausritt, um mit dem Bataillonskommandeur zu sprechen.

Es war eine gute Kompanie, und sie brauchte Sharpe nicht. Urquhart führte sie gut, Colquhoun war ein großartiger Sergeant, die Männer waren zufrieden, wie es Soldaten nur sein konnten, und das Letzte, was die Kompanie brauchen konnte, war ein nagelneuer Offizier, ein Engländer, der noch vor zwei Monaten ein Sergeant gewesen war.

Die Männer unterhielten sich auf Gälisch, und Sharpe fragte sich – wie immer –, ob sie über ihn sprachen. Vermutlich nicht. Wahrscheinlicher war, dass sie über die Tanzmädchen von Ferdapoor sprachen, die mehr als Weintrauben hatten, eher verdammt große nackte Fleischmelonen. Es hatte eine Art Festival gegeben, und das Regiment war in eine Richtung marschiert und die halb nackten Mädchen in die entgegengesetzte, wobei Sergeant Colquhoun so rot wie ein nagelneuer Uniformrock geworden war und den Männern »Augen – geradeaus!« befohlen hatte. Was ein sinnloser Befehl gewesen war, denn ein Dutzend unbekleidete *bibbis* mit silbernen Glöckchen an den Handgelenken war vor den Augen des Bataillons über die Straße gehüpft, und selbst die Offiziere hatten sie angestarrt wie ausgehungerte Männer, die eine Platte mit Roastbeef sehen.

Und wenn die Männer nicht über Frauen sprachen, dann grollten sie über all das Marschieren in den letzten Wochen, in denen sie unter der glühenden Sonne durch das Marathen-Gebiet gezogen waren, ohne etwas von dem Feind zu sehen oder auch nur zu riechen. Aber gleichgültig, worüber sie redeten, sie sorgten verdammt dafür, dass Ensign Richard Sharpe davon ausgeschlossen wurde.

Was nur zu verständlich war, wie Sharpe fand. Er war lange genug in den Reihen der Mannschaften marschiert, um zu wissen, dass die Männer nicht mit Offizieren redeten, es sei denn, sie wurden angesprochen oder irgendein schleimiger Bastard wollte sich lieb Kind machen, um bevorzugt zu werden. Offiziere waren anders, doch Sharpe fühlte sich nicht so. Er fühlte sich einfach ausgeschlossen. Ich hätte Sergeant bleiben sollen, dachte er. Das war ihm in den letzten Wochen zunehmend durch den Kopf gegangen, und er hatte gewünscht, wieder in Seringapatams Waffenkammer bei Major Stokes zu sein. Das war schön gewesen! Und Simone Joubert, die Französin, die sich in der Schlacht bei Assaye an ihn geklammert hatte, war nach

Seringapatam zurückgekehrt, um auf ihn zu warten. Besser dort Sergeant sein als hier ungewollter Offizier.

Eine Weile war kein Geschützfeuer zu hören gewesen. Vielleicht hatte der Feind gepackt, seine Ochsengespanne angespannt, die Kartätschen aufgeprotzt und war nordwärts abgehauen? In diesem Fall würde es eine schnelle Kehrtwendung geben, zurück zu dem Dorf, in dem das Gepäck lagerte, und einen weiteren lästigen Abend in der Offiziersmesse. Lieutenant Cahill würde Sharpe mit Falkenaugen beobachten, für jedes Glas Wein auf Sharpes Rechnung ein Twopence hinzufügen, und Sharpe als der jüngere Offizier würde den Toast auf den König ausbringen und so tun, als sähe er nicht, dass die Hälfte der Bastarde ihre Krüge in die Feldflaschen leerten. Einen Trinkspruch für einen Stuart-Thronanwärter ausbringen, der im römischen Exil gestorben war. Jakobiten, die vorgaben, dass George III. nicht der richtige König war. Nicht dass irgendwelche von ihnen wirklich unloyal waren, und dass der Wein aufs Wasser geschüttet wurde, war auch kein wahres Geheimnis, sondern sollte in Sharpe nur englische Empörung wecken. Sharpe war dies jedoch schnuppe.

Colquhoun bellte plötzlich auf Gälisch Befehle, und die Männer nahmen ihre Musketen auf, sprangen in den Bewässerungsgraben, formierten sich zu zwei Reihen und begannen nordwärts zu marschieren.

Sharpe schloss sich überrascht an. Er nahm an, dass er Colquhoun hätte fragen sollen, was los war, doch er wollte keine Unwissenheit zeigen, und dann sah er, dass der Rest des Regiments ebenfalls marschierte. Wohl deshalb hatte Colquhoun sich entschieden, gleichfalls vorzurücken. Der Sergeant machte nicht einmal den Versuch, Sharpe um Erlaubnis zu fragen. Warum sollte er auch? Selbst wenn Sharpe einen Befehl gab, blickten die Männer automatisch zu Colquhoun und befolgten ihn, wenn er nickte. So funktionierte das in der Kompanie: Urquhart war der Kompaniechef, Colquhoun kam nach ihm und Ensign Sharpe

lief hinterher wie einer der dreckigen Hunde, die von den Männern aufgenommen worden waren.

Captain Urquhart trieb sein Pferd in den Wassergraben.

»Gut gemacht, Sergeant«, sagte er anerkennend zu Colquhoun, der das Lob ignorierte. Der Captain zog das Pferd herum, und dessen Hufe brachen durch die Schicht des getrockneten Schlamms und wirbelten Klumpen auf. »Die Hundesöhne warten voraus«, sagte Urquhart zu Sharpe.

»Ich dachte, sie wären abgehauen«, sagte Sharpe.

»Sie sind formiert und bereit«, entgegnete Urquhart. Der Captain sah gut aus, hatte ein ernstes Gesicht, eine stramme Haltung und gute Nerven. Die Männer vertrauten ihm. Eigentlich wäre Sharpe stolz gewesen, unter einem solchen Mann zu dienen, aber der Captain schien ärgerlich über Sharpes Anwesenheit in seiner Kompanie zu sein. »Wir werden bald nach rechts abschwenken!«, rief Urquhart Colquhoun zu. »Formieren Sie rechts eine Linie zu zwei Gliedern!«

»Aye, Sir.«

Urquhart blickte zum Himmel. »Noch drei Stunden Tageslicht«, schätzte er. »Das reicht für den Job. Sie werden die linke Flanke übernehmen, Ensign.«

»Jawohl, Sir«, sagte Sharpe. Und er wusste, dass er dort nichts zu tun haben würde. Die Männer kannten ihre Pflicht, die Corporals würden die Reihen schließen und Sharpe würde einfach hinterhertrotten, wie ein Hund, der an einen Karren angebunden war.

Es donnerte plötzlich gewaltig, als eine ganze Batterie feindlicher Kanonen das Feuer eröffnete. Sharpe hörte die Geschosse durch die Hirse peitschen, doch keines kam gefährlich nahe an die Kompanie heran. Die Dudelsackpfeifer des Regiments begannen zu spielen, und die Männer packten ihre Musketen fester und bereiteten sich innerlich auf die furchtbare Arbeit vor, die vor ihnen lag. Zwei weitere Geschütze feuerten, und diesmal sah Sharpe

Rauchfetzen über der Hirse und wusste, dass ein Geschoss hoch über sie hinweg flog. Die Rauchspur der brennenden Lunte zitterte in der windstillen Luft, als Sharpe auf die Explosion wartete, die jedoch nicht erfolgte.

»Hat seine Lunte zu lang geschnitten«, sagte Urquhart. Sein Pferd war nervös, oder vielleicht behagte ihm der trügerische Boden in dem Wassergraben nicht. Urquhart trieb das Pferd zum Ufer hinauf und zertrampelte die Hirse. »Was für ein Zeug ist das?«, fragte er Sharpe. »Mais?«

»Colquhoun sagt, es ist Hirse«, erwiderte Sharpe, »Rispenhirse.«

Urquhart stieß einen Grunzlaut aus und trieb sein Pferd weiter vor die Kompanie. Sharpe wischte sich Schweiß vom Gesicht. Er trug den roten Uniformrock eines Offiziers mit den weißen Aufschlägen des 74. Regiments. Der Rock hatte einem Lieutenant Blaine gehört, der bei Assaye gefallen war, und Sharpe hatte den Rock bei einer Auktion zugunsten der toten Offiziere für einen Schilling gekauft. Dann hatte er mühselig das Kugelloch in der linken Brust vernäht, aber kein noch so intensives Schrubben hatte Blaines Blut, das dunkle Flecken in dem verblichenen Rot hinterlassen hatte, ganz unsichtbar machen können. Er trug die alte Hose, die ihm ausgegeben worden war, als er Sergeant gewesen war, und die roten Reitstiefel, die er einem arabischen Gefallenen in Ahmadnagar abgenommen hatte, und eine rote Offiziersschärpe von einem Leichnam in Assaye. Als Blankwaffe trug er einen leichten Kavalleriesäbel, die gleiche Waffe, die er in der Schlacht von Assaye benutzt hatte, um Wellesley das Leben zu retten. Den Säbel mochte er nicht besonders. Er war plump, und die gekrümmte Klinge war nie dort, wo man es annahm. Man schlug mit dem Säbel zu, und gerade wenn man dachte, es wäre ein Volltreffer, stellte man fest, dass die Klinge noch sechs Inches unterwegs sein würde. Die anderen Offiziere besaßen schottische Breitschwerter, groß, mit gerader Klinge, schwer und tödlich, und Sharpe hatte sich selbst mit einem

ausrüsten wollen, doch er war vor den Preisen bei der Auktion zurückgeschreckt.

Er hätte sich jedes schottische Breitschwert bei der Auktion kaufen können, wenn er das gewünscht hätte, doch er hatte nicht den Eindruck erwecken wollen, dass er wohlhabend war. Das war zwar der Fall, aber bei einem Mann wie Sharpe sollte man keinen Reichtum vermuten. Er war aus den Mannschaften aufgestiegen, ein gemeiner Soldat, geboren und aufgewachsen in der Gosse, und er hatte ein halbes Dutzend Männer besiegt, um Wellesleys Leben zu retten. Der General hatte Sergeant Sharpe belohnt, indem er ihn zum Offizier ernannt hatte. Ensign Sharpe war zu schlau, um sein neues Bataillon wissen zu lassen, dass er das Vermögen eines Königs besaß. Den Reichtum eines toten Königs: die Juwelen, die er dem Tippu Sultan beim nach Blut und Pulverrauch stinkenden Wassertor in Seringapatam abgenommen hatte.

Würde er beliebter sein, wenn bekannt wäre, dass er reich war? Das bezweifelte er. Reichtum führte nicht zu Ansehen, es sei denn, er war ererbt. Außerdem lag es nicht an seiner Armut, dass Sharpe sowohl in der Offiziersmesse als auch von den Mannschaften ausgeschlossen wurde, sondern eher daran, dass er ein Fremder war. Das 74. Regiment war bei Assaye besiegt worden. Kein Offizier war unverwundet geblieben, und Kompanien, die vor der Schlacht siebzig oder achtzig Mann stark gewesen waren, hatten jetzt nur vierzig bis fünfzig Männer. Das Regiment war durch die Hölle und zurück gegangen, und die Überlebenden klammerten sich jetzt aneinander. Sharpe mochte bei Assaye gewesen sein, er mochte sich sogar auf dem Schlachtfeld ausgezeichnet haben, aber er hatte nicht das mörderische Martyrium des 74. Regiments erleiden müssen, also war er ein Außenseiter.

»Linie zur Rechten bilden!«, rief Sergeant Colquhoun, und die Kompanie schwenkte nach rechts ab und formierte sich zu einer Linie aus zwei Reihen. Der Graben im Hirsefeld hatte sich mit einem breiten, ausgetrockneten Flussbett

vereinigt, und Sharpe blickte nach Norden und sah eine Spur von schmutzig weißem Pulverrauch am Horizont. Marathen-Geschütze, jedoch weit entfernt. Jetzt, da das Regiment nicht mehr von der hohen Hirse umgeben war, nahm Sharpe leichten Wind wahr. Er war nicht stark genug, um in der Hitze zu kühlen, doch er würde den Pulverrauch langsam fortwehen.

»Halt!«, rief Urquhart.

Die feindlichen Kanonen mochten weit entfernt sein, doch es schien, als würde das Regiment das Flussbett hinauf in die Mündungen dieser Geschütze marschieren. Immerhin war das 74. nicht allein. Das 78., ein weiteres Highland-Regiment, befand sich zu seiner Rechten, und auf jeder Seite dieser beiden schottischen Einheiten rückten lange Reihen von Madras-Sepoys vor.

Urquhart ritt zu Sharpe zurück. »Stevenson ist zu uns gestoßen.« Der Captain sprach laut genug, damit der Rest der Kompanie ihn verstehen konnte. Er ermunterte sie, indem er sie wissen ließ, dass sich die beiden kleinen britischen Armeen vereinigt hatten. General Wellesley kommandierte beide, doch wie meist teilte er seine Streitkräfte in zwei Einheiten, die kleinere unter Colonel Stevenson. Heute hatten sich die beiden Einheiten jedoch vereinigt, sodass zwölftausend Infanteristen gemeinsam angreifen konnten. Gegen wie viele Feinde? Sharpe konnte die Marathen-Armee jenseits ihrer Geschütze nicht sehen, doch zweifellos waren die Bastarde dort.

»Das bedeutet, dass das 94. irgendwo links von uns sein muss«, fügte Urquhart laut hinzu, und einige der Männer murmelten Zustimmendes zu der Nachricht. Das 94. war ein anderes schottisches Regiment, also griffen heute drei schottische Regimenter die Marathen an, drei schottische und zehn Sepoy-Bataillone, und die meisten der Schotten nahmen an, dass sie den Job allein erledigen konnten. Auch Sharpe war dieser Meinung. Vielleicht mochten sie ihn nicht besonders, doch er wusste, dass sie gute Soldaten waren.

Harte Bastarde. Manchmal versuchte er sich vorzustellen, wie es für die Marathen sein musste, gegen die Schotten zu kämpfen. Höllisch, nahm er an. Die absolute Hölle. »Es bedarf zweimal so viel, einen Schotten zu töten, als einen Engländer zu erledigen«, hatte Colonel McCandless einmal gesagt, und Sharpe hatte es sich gemerkt.

Der arme McCandless. Er war gefallen, erschossen beim Kampf um Assaye. Jeder aus den Reihen des Feindes hätte den Colonel getötet haben können, doch Sharpe war überzeugt, dass der verräterische Engländer William Dodd den tödlichen Schuss abgegeben hatte. Und Dodd war noch frei, kämpfte immer noch für die Marathen, und Sharpe hatte an McCandless' Grab geschworen, dass er den Schotten rächen würde. McCandless war ein guter Freund gewesen, und jetzt lag der Colonel so tief begraben, dass kein Aasfresser an seine Leiche heran konnte, und Sharpe fühlte sich ohne Freund in dieser Armee.

»Geschütze!«, ertönte ein Ruf hinter der Kompanie. »Platz machen!«

Zwei Batterien Sechspfünder-Geschütze wurden das ausgetrocknete Flussbett hochgezogen, um eine Artillerie-Linie vor der Infanterie zu bilden. Die Geschütze wurden »Galopper« genannt, weil sie leicht waren und für gewöhnlich von Pferden gezogen wurden, aber jetzt waren Gespanne von zehn Ochsen davor gespannt, sodass sie mehr dahintrotteten als galoppierten. Die Hörner der Ochsen waren angemalt, und einige der Tiere trugen Glöckchen um den Hals. Die schweren Geschütze waren alle irgendwo auf der Straße zurückgeblieben, so weit zurück, dass sie vielleicht zu spät für die Party des Tages kommen würden.

Das Gebiet war jetzt offener. Es gab voraus ein paar Streifen von hoher Rispenhirse, doch ostwärts erstreckte sich Ackerland, und Sharpe beobachtete, wie die Geschütze dorthin transportiert wurden. Der Feind beobachtete das ebenfalls, und die ersten Kanonenkugeln hüpften über das

Ackerland, prallten ab und flogen über die britischen Geschütze hinweg.

»Es bleiben noch ein paar Minuten, bevor die Kanoniere sich über uns ärgern, nehme ich an«, sagte Urquhart, zog seinen Fuß aus dem Steigbügel und glitt vom Pferd neben Sharpe. »Jock«, rief er einem Soldaten zu, »kümmern Sie sich um mein Pferd!« Der Soldat führte das Tier zu einer Grasfläche, und Urquhart lud Sharpe mit einer Geste ein, ihm außer Hörweite der Kompanie zu folgen. Der Captain schien verlegen zu sein. Sharpe war es ebenfalls, denn er war nicht an solche Vertrautheit mit Urquhart gewohnt. »Rauchen Sie eine Zigarre, Sharpe?«, fragte der Captain.

»Manchmal, Sir.«

»Hier.« Urquhart bot Sharpe eine grob gerollte Zigarre an, dann machte er Feuer mit seiner Zunderbüchse. Er zündete zuerst seine eigene Zigarre an, dann hielt er die Büchse mit der flackernden Flamme Sharpe hin. »Der Major erzählte mir, dass eine neue Ersatztruppe in Madras eingetroffen ist.«

»Das ist gut, Sir.«

»Damit erreichen wir natürlich nicht die alte Stärke, aber es wird helfen«, sagte Urquhart. Er sah Sharpe nicht an, sondern starrte auf die britischen Geschütze, die stetig über das Ackerland vorrückten. Es waren nur ein Dutzend Kanonen, viel weniger als die Marathen-Geschütze. Eine Granate explodierte bei einem der Ochsengespanne, hüllte die Tiere in Rauch und fetzte Gras und Dreck aus dem Boden. Sharpe erwartete, dass der Beschuss die Ochsen stoppen würde, doch sie stapften weiter, wie durch ein Wunder unverletzt. »Wenn sie zu weit vorrücken«, murmelte Urquhart, »werden sie bald Fetzen sein. Sind Sie hier glücklich, Sharpe?«

»Glücklich, Sir?« Sharpe war verblüfft von der plötzlichen Frage.

Urquhart runzelte die Stirn, als finde er Sharpes Erwiderung unbefriedigend. »Glücklich«, wiederholte er, »zufrieden.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ein Soldat glücklich sein kann, Sir.«

Urquhart schaute ihn missbilligend an. Er war so groß wie Sharpe. Gerüchte besagten, dass Urquhart sehr reich war, doch das einzige Anzeichen darauf war seine maßgeschneiderte Uniform, elegant im Kontrast zu Sharpes schäbigem Uniformrock. Urquhart lächelte selten, was seine Gesellschaft nicht leicht machte. Sharpe fragte sich, warum der Captain diese Unterhaltung gesucht hatte. Das passte so gar nicht zu dem reservierten Mann. Ob er wegen der bevorstehenden Schlacht nervös war? Sharpe hielt das für unwahrscheinlich, nachdem Urquhart die Hölle von Assaye überlebt hatte, aber er konnte keine andere Erklärung finden. »Ein Mann sollte zufrieden mit seiner Arbeit sein«, sagte Urquhart und paffte an seiner Zigarre, »und wenn er das nicht ist, dann ist das womöglich ein Anzeichen darauf, dass er den falschen Beruf ergriffen hat.«

»Ich habe nicht viel zu tun, Sir«, sagte Sharpe und wünschte, dass es nicht zu verdrossen klang.

»Das will ich auch annehmen«, sagte Urquhart langsam. »Ich verstehe Ihre Meinung. Ja, das ist mir klar.« Er blickte nachdenklich vor sich hin. »Die Kompanie läuft von selbst, nehme ich an, Colquhoun ist ein guter Kerl, und auch Sergeant Craig macht seine Sache gut, finden Sie nicht?«

»Jawohl, Sir.« Sharpe wusste, dass er Urquhart nicht dauernd mit »Sir« ansprechen musste, aber alte Gewohnheiten lassen sich nicht so schnell ändern.

»Sie sind beide gute Calvinisten, wissen Sie«, sagte Urquhart, »Das macht sie vertrauenswürdig.«

»Jawohl, Sir.« Sharpe war sich nicht ganz sicher, was ein Calvinist war, und er würde nicht fragen. Vielleicht war es etwas Ähnliches wie ein Freimaurer, und davon gab es viele im Bataillon, und Sharpe wusste ebenfalls nicht, was das war. Er kannte keinen Einzigen davon.

»Die Sache ist die, Sharpe«, fuhr Urquhart fort, ohne Sharpe dabei anzusehen, »dass Sie auf einem Vermögen

sitzen, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Ein Vermögen, Sir?«, fragte Sharpe und versuchte zu verbergen, dass er alarmiert war. Hatte der Captain irgendwie von Sharpes Schatz aus Smaragden, Rubinen, Diamanten und Saphiren erfahren?

»Sie sind ein Ensign«, erklärte Urquhart, »und wenn Sie nicht glücklich sind, können Sie jederzeit Ihr Offizierspatent verkaufen. Viele prächtige Jungs in Schottland werden für Ihren Dienstrang bezahlen. Selbst einige Jungs hier. Ich nehme an, die Schottische Brigade hat einige Gentlemen in den Reihen.«

Das war es also. Urquhart war nicht nervös wegen des bevorstehenden Kampfes, sondern eher wegen Sharpes Reaktion bei dieser Unterhaltung. Der Captain wollte Sharpe loswerden, und bei dieser Erkenntnis fühlte er sich noch verlegener. Er hatte so sehr erhofft, Offizier zu werden, und jetzt wünschte er bereits, nie von der Beförderung geträumt zu haben. Was hatte er denn erwartet? Dass man ihm auf die Schulter klopfte und ihn als lange verlorenen Bruder willkommen hieß? Ihm das Kommando über eine Kompanie gab?

Urquhart sah ihn erwartungsvoll an und wartete auf eine Antwort, Sharpe sagte jedoch nichts.

»Vierhundert Pfund, Sharpe«, sagte Urquhart. »Das ist der offizielle Preis für ein Ensign-Patent, aber unter uns gesagt, können Sie noch mehr verlangen. Mindestens fünfzig weitere, vielleicht sogar hundert. Aber wenn Sie hier an einen einfachen Soldaten verkaufen, sollten Sie sich genau vergewissern, dass er zahlungsfähig ist.«

Sharpe schwieg immer noch. Gab es beim 94. gemeine Soldaten, die wirklich Gentlemen waren? Solche Männer konnten es sich erlauben, Offiziere zu sein und hatten die gute Kinderstube eines Offiziers, doch bis ein Patent frei war, dienten sie in den Mannschaften und aßen in der Offiziersmesse. Sie waren weder Fisch noch Fleisch. Wie Sharpe selbst. Und jeder davon würde die Chance ergreifen,

ein Patent zu kaufen. Aber Sharpe brauchte das Geld nicht. Er besaß bereits ein Vermögen, und wenn er die Armee verlassen wollte, dann brauchte er nur auf sein Offizierspatent zu verzichten und konnte als reicher Mann davonspazieren.

»Natürlich«, fuhr Urquhart fort, ohne Sharpes Gedanken zu ahnen, »wenn ein anständiger Armeeagent einen schriftlichen Vertrag ausstellt, hätten Sie keine Sorgen. Die meisten unserer Jungs vertrauen auf John Borrey in Edinburgh, denn wenn Sie einen seiner Verträge sehen, können Sie volles Vertrauen hineinsetzen. Borrey ist ein ehrbarer Mann, ebenfalls ein Calvinist, wissen Sie.«

»Und ein Freimaurer, Sir?«, fragte Sharpe. Er wusste nicht, warum er das sagte, die Frage war ihm einfach herausgeplatzt. Vermutlich, um zu erfahren, ob ein Freimaurer das Gleiche war wie ein Calvinist.

»Das kann ich wirklich nicht sagen.« Urquharts Miene verfinsterte sich, und seine Stimme wurde kühler. »Das Entscheidende ist, dass man ihm trauen kann.«

Vierhundertfünfzig Pfund, dachte Sharpe. Kein Pappenstiel. Ein weiteres kleines Vermögen zusätzlich zu seinem Schatz, und er war versucht, Urquharts Rat zu beherzigen. Er würde im 74. nie willkommen sein, und mit dem Startkapital konnte er in England schon etwas anfangen.

»Denken Sie darüber nach, Sharpe«, sagte Urquhart, »denken Sie darüber nach. Jock, mein Pferd!«

Sharpe warf die Zigarre fort. Sein Mund war trocken, und der Rauch war beißend. Als Urquhart auf sein Pferd stieg und die gerade erst angerauchte Zigarre auf dem Boden liegen sah, bedachte er Sharpe mit einem unfreundlichen Blick. Einen Augenblick hatte es den Anschein, als ob er etwas sagen wollte, doch dann nahm er die Zügel auf und ritt davon.

Leck mich, dachte Sharpe. Ich kann dir nichts recht machen.

Die britischen Galloper-Geschütze waren jetzt in Reichweite der feindlichen Kanonen. Eines der Marathen-Geschosse landete genau auf einer Lafette. Ein Rad zersplitterte, und das Sechspfünder-Geschütz kippte zur Seite. Die Kanoniere sprangen von der Protze, doch bevor sie das Ersatzrad losmachen konnten, ging das Ochsengespann durch. Sie zogen das beschädigte Geschütz zu den Sepoys zurück, und eine große Staubwolke stieg auf, als die Radnabe über das trockene Erdreich schleifte. Die Kanoniere rannten, um die Ochsen abzufangen, doch dann geriet ein zweites Gespann in Panik. Die Ochsen hatten ihre bemalten Hörner gesenkt und flüchteten vor dem Beschuss. Die Marathen-Geschütze feuerten jetzt schnell. Eine Kanonenkugel schlug in ein zweites Gespann, und Ochsenblut spritzte himmelwärts. Die feindlichen Geschütze waren großkalibrig und hatten eine viel größere Reichweite als die kleinen britischen Sechspfünder. Ein paar Granaten explodierten hinter den in Panik geratenen Ochsen und trieben sie noch schneller auf die Sepoy-Bataillone zur Rechten von Wellesleys Linie zu. Die Protzen hüpften wild über den holprigen Grund. Sharpe sah, dass General Wellesley seinem Pferd die Sporen gab und auf die Sepoys zuritt. Zweifellos rief er ihnen zu, die Reihe zu öffnen und die Ochsen durch die Linie zu lassen, doch stattdessen warfen sich die Männer herum und hetzten davon.

»Mein Gott!«, entfuhr es Sharpe laut, und er fügte einen Fluch hinzu, was ihm einen tadelnden Blick von Sergeant Colquhoun einbrachte.

Zwei der Sepoy-Bataillone flüchteten. Sharpe sah, dass der General zwischen die Flüchtenden ritt, und er stellte sich vor, dass Wellesley die in Angst und Schrecken versetzten Männer anschrie, stehen zu bleiben und sich neu zu formieren. Stattdessen rannten sie weiter auf das Hirsefeld zu. Durch die Ochsen und die Wucht des feindlichen Beschusses, der das Grasland erbeben ließ und mit Staub und Rauch erfüllte, waren sie in Panik geraten.

Die Männer verschwanden zwischen der hohen Hirse und ließen nur verwirrte Offiziere zurück, und, erstaunlicherweise, die beiden in Panik geratenen Ochsengespanne, die kurz vor der Hirse ihre Flucht beendet hatten und jetzt geduldig darauf warteten, dass sie von den Kanonieren eingefangen wurden.

»Setzt euch hin!«, rief Urquhart seinen Männern zu, und die Kompanie kauerte sich in das ausgetrocknete Flussbett. Ein Mann zog eine Tonpfeife hervor und zündete sie an. Der Tabakrauch zerfaserte langsam im leichten Wind. Ein paar Männer tranken aus ihren Feldflaschen, aber die meisten sparten das Wasser für die Hitze, die kommen würde. Sharpe hielt nach den *puckalees* Ausschau, die Wasser bringen würden, konnte jedoch kein Anzeichen von ihnen entdecken. Als sein Blick wieder nach Norden schweifte, sah er auf dem Hügelkamm feindliche Kavallerie, deren lange Lanzen sich vom blauen Himmel abhoben. Zweifellos waren die feindlichen Reiter versucht, die britische Linie anzugreifen und noch mehr der nervösen Sepoys in die Flucht zu jagen, doch eine Schwadron britischer Kavallerie tauchte mit gezogenen Säbeln aus einem Waldstück auf, um die Flanke der feindlichen Reiter zu bedrohen. Keine der beiden Parteien griff an, stattdessen beobachteten sie einander. Die Dudelsackpfeifer hörten mit ihrem Spiel auf. Die verbliebenen Galopper-Geschütze wurden jetzt aufgestellt, gegenüber dem langen Hang, auf dem die feindlichen Kanonen am Horizont zu sehen waren.

»Sind alle Musketen geladen?«, fragte Urquhart Colquhoun.

»Das sollten sie besser sein, Sir, oder ich werde ungemütlich!«

Urquhart saß ab. Er hatte ein Dutzend volle Feldflaschen an seinen Sattel gebunden und band jetzt sechs davon los und gab sie der Kompanie. »Lassen Sie verteilen«, befahl er. Sharpe wünschte, er hätte selbst zusätzliches Wasser mitgebracht. Ein Soldat füllte etwas Wasser in seine Hände

und ließ es von seinem Hund saufen. Dann setzte sich der Hund und kratzte sein von Flöhen zerbissenes Fell, während sein Herr sich zurücklegte und seinen Hut über die Augen zog.

Der Feind sollte seine Infanterie einsetzen, dachte Sharpe. Die gesamte. Einen massiven Angriff vom Horizont in Richtung Hirsefeld führen. Das Flussbett mit einer Horde schreiender Krieger füllen, die Panik erzeugen und nach dem Sieg greifen würden.

Doch der Horizont blieb leer bis auf die Geschütze und die feindlichen Lanzenreiter.

Und so warteten die Rotröcke.

Colonel William Dodd, befehlshabender Offizier von Dodds Kobras, trieb sein Pferd auf den Höhenrücken und starrte den Hang hinab. Die britische Streitmacht war in Unordnung. Es sah für ihn aus, als seien zwei oder mehr Bataillone in Panik geflohen und hätten ein klaffendes Loch auf der rechten Seite in der Linie der Rotröcke zurückgelassen. Er zog sein Pferd herum und trieb es zu den Bannern, unter denen der Kriegsherr der Marathen wartete. Dodd zwang sein Pferd durch die Reihe der Adjutanten, bis er Prinz Manu Bappu erreichte.

»Werfen Sie alles nach vorn, Sahib«, riet er Bappu, »und zwar jetzt!«

Manu Bappu zeigte kein Anzeichen darauf, dass er Dodd gehört hatte. Der Marathen-Kommandeur war ein großer und schlanker Mann mit vernarbtem Gesicht und kurzem schwarzem Bart. Er trug ein gelbes Gewand, und sein silberner Helm war mit einem langen Pferdeschweif geschmückt. Er behauptete, dass er den Säbel, den er gezogen hatte, bei einem Kampf mit einem britischen Kavallerie-Offizier erbeutet hatte. Dodd bezweifelte das, denn der Säbel war kein Modell, das ihm bekannt war, doch er hütete sich, Bappu zu diesem Punkt zu befragen. Bappu war nicht wie die meisten der Marathen-Führer, die Dodd kannte. Bappu mochte ein Prinz und der jüngere Bruder des

feigen Radscha von Berar sein, aber er war jedenfalls ein Kämpfer.

»Greifen Sie jetzt an!«, sagte Dodd eindringlich. Am Morgen hatte er davon abgeraten, überhaupt gegen die Briten zu kämpfen, doch jetzt hielt er diesen Rat für falsch, denn die britische Attacke war im Ansatz stecken geblieben, lange bevor sie Musketen-Reichweite erreicht hatte. »Greifen Sie mit allem an, was Sie haben, Sahib«, drängte Dodd.

»Wenn ich alles nach vorne werfe, Colonel Dodd«, sagte Bappu mit seiner sonderbar zischenden Stimme, »dann werden meine Geschütze das Feuer einstellen müssen. Sollen die Briten ins Kanonenfeuer marschieren, und dann lassen wir die Infanterie los.« Bappu hatte seine Schneidezähne durch einen Lanzenstoß verloren, und so zischte er seine Worte. Es klingt wie von einer Kobra, dachte Dodd. Bappu wirkte sogar wie eine Schlange. Vielleicht lag das an seinen verdeckten Augen, oder vielleicht auch nur, weil er eine stumme Bedrohung ausstrahlte. Aber er konnte wenigstens kämpfen. Bappus Bruder, der Radscha von Berar, war vor der Schlacht bei Assaye geflohen, doch Bappu, der nicht bei Assaye anwesend gewesen war, war kein Feigling. Er konnte zubeißen wie eine Schlange.

»Die Briten sind bei Assaye ins Kanonenfeuer marschiert«, grollte Dodd, »und dort waren es weniger, und wir hatten mehr Geschütze. Dennoch haben sie gesiegt.«

Bappu tätschelte sein Pferd, als es beim Donnern einer nahen Kanone scheute. Es war ein großer schwarzer Araberhengst, dessen Sattel reich mit Silber geschmückt war. Pferd und Sattel waren Geschenke eines arabischen Scheichs, dessen Stammesangehörige nach Indien gesegelt waren, um in Bappus Regiment zu dienen. Sie waren Söldner aus der erbarmungslosen Wüste, die sich die Löwen Allahs nannten, und man hielt sie für das wildeste und grausamste Regiment in ganz Indien. Die Löwen Allahs wurden von Bappu ins Feld geführt: eine Phalanx dunkelgesichtiger

Männer in weißen Uniformen, bewaffnet mit Musketen und langen Krummsäbeln. »Meinen Sie wirklich, wir sollten vor unseren Geschützen kämpfen?«, fragte Bappu.

»Musketen werden mehr töten als Kanonen«, sagte Dodd. Eines mochte er an Bappu: Der Mann war bereit, auf seinen Rat zu hören. »Treffen Sie sie auf halbem Weg, Sahib, dünnen Sie die Bastarde mit Musketenfeuer aus, dann ziehen Sie sich zurück und lassen Sie die Kartätschen den Rest erledigen. Besser noch, Sahib, lassen Sie die Geschütze an den Flanken aufstellen, um Sie von dort zu beharken.«

»Dazu ist es zu spät«, meinte Bappu.

»Nun, vielleicht.« Dodd rümpfte die Nase. Warum die Inder stur darauf bestanden, Geschütze vor der Infanterie in Stellung zu bringen, konnte er nicht begreifen. Es war eine blöde Idee, aber sie ließen sich nicht davon abbringen. Immer wieder sagte er ihnen, sie sollten ihre Kanonen zwischen den Regimentern aufstellen, sodass die Kanoniere schräg über die Infanterie hinweg feuern konnten, doch indische Kommandeure nahmen an, dass der Anblick von Geschützen direkt vor ihnen ihre Männer aufmunterte. »Aber setzen Sie einige Infanterie vor ihnen ein, Sahib«, drängte er.

Bappu dachte über Dodds Vorschlag nach. Er mochte den Engländer nicht sehr – er war ein großer, linkischer und verdrossener Mann mit langen, gelblichen Zähnen und einer sarkastischen Art –, doch Bappu hielt seinen Rat für gut. Der Prinz hatte noch nie gegen die Briten gekämpft, und es war ihm klar, dass sie sich irgendwie von den anderen Feinden unterschieden, die er auf vielen Schlachtfeldern im westlichen Indien abgeschlachtet hatte. Da war eine unerschütterliche Gleichgültigkeit gegenüber dem Tod bei diesen Rotröcken, die sie gelassen in die heftigste Kanonade marschieren ließ. Er hatte das noch nicht mit eigenen Augen gesehen, doch von genug Männern gehört, um den Berichten zu glauben. Dennoch fand er es schwer, die bewährten Schlachtmethoden aufzugeben. Es kam ihm

unnatürlich vor, seine Infanterie vor seinen Geschützen vorrücken und somit die Artillerie erst einmal nutzlos warten zu lassen. Er verfügte über achtunddreißig Kanonen – alle schwerer als jene, die bis jetzt von den Briten eingesetzt worden waren –, und seine Kanoniere waren so gut ausgebildet wie die jeder anderen Armee. Achtunddreißig großkalibrige Kanonen konnten vorrückende Infanterie fein abschlachten, doch wenn stimmte, was Dodd sagte, dann würden die Rotröcke den Beschuss stoisch ertragen und sich nicht aufhalten lassen. Abgesehen davon, dass einige bereits geflüchtet waren, was darauf schließen ließ, dass sie nervös waren, war dies der Tag, an dem sich die Götter endlich gegen die Briten wenden würden.

»Ich habe heute Morgen zwei Adler vor der Sonne gesehen«, sagte Bappu nachdenklich.

Na und?, dachte Dodd. Die verdammten Inder sind großartig im Weissagen. Sie starren immer in Töpfe mit Öl oder konsultieren heilige Männer oder machen sich Sorgen wegen eines unerwartet herabfallenden Blattes, doch es gab keine bessere Weissagung des Sieges als der Anblick eines Feindes, der die Flucht ergriff, bevor er auch nur das Schlachtfeld erreicht hatte.

»Ich nehme an, die Adler bedeuten den Sieg?«, fragte Dodd höflich.

»So ist es«, stimmte Bappu zu. Und die Weissagung legte nah, dass der Sieg seiner sein würde, ganz gleich, welche Taktik er benutzte, was ihn dazu veranlasste, nichts Neues auszuprobieren. Prinz Manu Bappu hatte noch nie gegen die Briten gekämpft, aber ebenso wenig hatten die Briten den Löwen Allahs in einer Schlacht gegenübergestanden. Und die zahlenmäßig größere Anzahl sprach zu Bappus Gunsten. Er blockierte den britischen Vormarsch mit vierzigtausend Mann, während die Rotröcke nicht mal ein Drittel dieser Anzahl aufbieten konnten. »Wir werden warten«, entschied Bappu, »und den Feind näher kommen lassen.« Er würde ihn erst mit Kanonenfeuer zerschmettern und dann mit

Musketenfeuer vernichten. »Vielleicht werde ich die Löwen Allahs einsetzen, wenn die Briten näher heran sind, Colonel«, sagte er, um Dodd zu beruhigen.

»Ein Regiment wird nicht reichen«, sagte Dodd. »Nicht einmal Ihre Araber. Werfen Sie jeden Mann nach vorne, die gesamte Linie.«

»Vielleicht«, sagte Bappu vage, obwohl er nicht vorhatte, seine Infanterie vor den kostbaren Geschützen vorrücken zu lassen. Er hatte es nicht nötig. Die Vision der Adler hatte ihn vom Sieg überzeugt, und er glaubte, dass seine Kanoniere diesen Sieg erringen würden. Er stellte sich tote Rotröcke auf dem Ackerland vor. Er würde Vergeltung für Assaye üben und beweisen, dass die Rotröcke wie jeder andere Feind sterben konnten. »Reiten Sie zu Ihren Männern, Colonel Dodd«, sagte er ernst.

Dodd zog sein Pferd herum und galoppierte zur rechten Seite der Linie, wo seine Kobras in vier Reihen warteten. Es war ein feines Regiment, hervorragend ausgebildet. Dodd hatte es aus der Belagerung von Ahmadnagar befreit und dann aus dem Chaos von Assaye herausgeholt. Zwei Niederlagen, doch Dodds Männer hatten nie mit der Wimper gezuckt. Das Regiment war ein Teil von Sindhias Armee gewesen, doch nach Assaye hatten sich die Kobras mit der Infanterie des Radschas von Berar zurückgezogen, und Prinz Manu Bappu, aus dem Norden gerufen, um das Kommando über Berars arg mitgenommene Truppen zu übernehmen, hatte Dodd überredet, seine Loyalität gegenüber Sindhia auf den Radscha von Berar zu übertragen. Dodd hätte seine Loyalität ohnehin gewechselt, denn der entmutigte Sindhia suchte nach einer Möglichkeit, Frieden mit den Briten zu schließen. Bappu hatte zudem der Überredung Dodds mit Gold, Silber und einer Beförderung zum Colonel Nachdruck verliehen. Dodds Männern, allesamt Söldner, war es gleichgültig, welchem Herrn sie dienten, solange ihre Geldbeutel voll waren.

Gopal, Dodds Stellvertreter, begrüßte die Rückkehr des Colonels mit einem bekümmerten Blick. »Wir rücken nicht vor?«

»Er will, dass die Geschütze die Arbeit erledigen.«

Gopal hatte Zweifel in Dodds Stimme gehört. »Und das werden sie nicht?«

»Das haben sie schon in Assaye nicht geschafft«, sagte Dodd mürrisch. »Verdammt! Wir sollten hier überhaupt nicht gegen sie kämpfen! Gib Rotröcken nie offenes Terrain. Wir sollten die Bastarde auf Wälle klettern und Flüsse durchqueren lassen.«

Dodd war nervös, weil er eine Niederlage befürchtete, und er hatte auch Grund dazu, denn die Briten hatten einen Preis auf seinen Kopf ausgesetzt. Dieses Kopfgeld betrug jetzt siebenhundert Guineen, fast sechstausend Rupien, und all das wurde in Gold demjenigen versprochen, der William Dodd tot oder lebendig bei der East India Company ablieferte. Dodd war Lieutenant in der Armee der Company gewesen, doch er hatte seine Männer angestiftet, einen Goldschmied zu ermorden. Vor dem Prozess war Dodd desertiert und hatte hundert Sepoys auf die Fahnenflucht mitgenommen. Das hatte dazu geführt, dass ein Kopfgeld auf ihn ausgesetzt wurde, und der Preis auf seinen Kopf war gestiegen, nachdem Dodd und seine verräterischen Sepoys die Garnison der Company bei Chasalgaon ermordet hatten. Jetzt war Dodds Kopf ein Vermögen wert, und William Dodd wusste nur zu gut, was Gier bewirken konnte. Deshalb hatte er Angst. Wenn heute Bappus Armee zusammenbrach, so wie sich die Marathen-Armee bei Assaye aufgelöst hatte, dann würde Dodd ein Fahnenflüchtiger in einem offenen Terrain sein, das von feindlicher Kavallerie beherrscht wurde.

»Wir sollten sie in den Hügeln bekämpfen«, sagte er grimmig.

»Dann sollten wir sie bei Gawilgarh bekämpfen«, sagte Gopal.

»Gawilgarh?«, fragte Dodd.

»Es ist die größte aller Marathen-Festungen, Sahib. Nicht mal alle Armeen Europas könnten Gawilgarh einnehmen.« Gopal sah, dass Dodd bei dieser Behauptung skeptisch war. »Selbst alle Armeen der Welt könnten diese Festung nicht einnehmen, Sahib«, fügte er ernst hinzu. »Sie steht auf Felsen, die fast den Himmel berühren, und von ihren Wällen aus sehen Menschen winzig wie Läuse aus.«

»Da gibt es jedoch einen Weg hinein«, sagte Dodd. »Es gibt immer einen Weg hinein.«

»Stimmt, Sahib, doch der Weg nach Gawilgarh führt über einen felsigen Bergrücken und nur in eine äußere Festung. Man mag sich den Weg durch diese äußeren Wälle freikämpfen, doch dann gelangt man an eine Schlucht und stellt fest, dass die eigentliche Festung auf der anderen Seite der Schlucht liegt. Dort gibt es weitere Wälle, weitere Geschütze, und ein enger Pfad und riesige Tore blockieren den Weg.« Gopal seufzte. »Ich habe es einst gesehen, vor vielen Jahren, und gebetet, dass ich nie gegen einen Feind kämpfen muss, der dort Zuflucht gesucht hat.«

Dodd sagte nichts. Er starrte den sanften Hang hinab zu der wartenden Infanterie der Rotröcke. Alle paar Sekunden war ein Staubwölkchen zu sehen, wo eine Kanonenkugel auf dem Boden aufschlug.

»Wenn die Dinge heute schlecht laufen«, sagte Gopal ruhig, »dann sollten wir nach Gawilgarh gehen, denn dort werden wir sicher sein. Die Briten können uns folgen, uns jedoch nicht erreichen. Sie werden an Gawilgarhs Felsen zerbrechen, während wir uns an den Wasserbecken der Festung ausruhen. Wir werden im Himmel sein, und sie werden wie Hunde unter uns sterben.«

Wenn Gopal recht hatte, würde er in Gawilgarh vor den Männern des Königs in Sicherheit sein. Aber zuerst mussten sie die Festung erreichen, und vielleicht würde das gar nicht nötig sein, denn möglicherweise gelang es Manu Bappu, die Rotröcke bereits hier zu besiegen. Bappu glaubte, dass

keine Infanterie in Indien es mit seinen arabischen Söldnern aufnehmen konnte.

In der Ferne auf der Ebene konnte Dodd sehen, dass die beiden Bataillone, die in das Hirsefeld geflüchtet waren, jetzt zurück in die Linie gebracht wurden. Bald würde die Linie wieder vorrücken.

»Sag, dass unsere Geschütze nicht feuern sollen«, befahl er Gopal. Dodds Kobras besaßen fünf kleine eigene Kanonen, die dazu dienten, das Regiment zu unterstützen. Dodds Geschütze waren nicht vor den Männern in den weißen Uniformen postiert, sondern auf der rechten Flanke, wo sie den Feind mit einem mörderischen Feuerhagel von der Seite eindecken konnten. »Lass mit Kartätschen laden«, befahl er, »und wartet, bis sie nahe heran sind.« Vielleicht siegten sie hier, doch wenn das Schicksal es anders entschied, dann musste Dodd zumindest überleben und an einem anderen Platz weiterkämpfen, wo kein Mann besiegt werden konnte.

Bei Gawilgarh.

Die britische Linie rückte schließlich vor. Von Osten nach Westen erstreckte sie sich drei Meilen, wand sich durch Hirsefelder und wieder hinaus, durch Weideland und das breite, trockene Flussbett. Das Zentrum war eine Schlachtlinie von dreizehn Infanterie-Bataillonen, drei davon schottische und der Rest Sepoys, während zwei Regimenter Kavallerie auf der linken Flanke und vier auf der rechten vorrückten. Jenseits der regulären Kavallerie gab es zwei Abteilungen von Söldner-Reitern, die sich mit den Briten zusammengetan hatten, weil sie sich Beute erhofften. Trommeln dröhnten und Dudelsäcke spielten. Die Fahnen flatterten über den Köpfen. Ein großer Streifen Hirse wurde platt getreten, als die schwerfällige Linie nach Norden marschierte. Die britischen Geschütze eröffneten mit ihren Sechspfündern das Feuer auf die Marathen-Geschütze.

Diese Marathen-Geschütze feuerten ständig. Sharpe, der hinter der linken Flanke der 6. Kompanie ging, beobachtete ein besonderes Geschütz, das neben einer leuchtend bunten

Gruppe von Fahnen auf der vom Feind gehaltenen Horizontlinie stand. Langsam zählte er bis sechzig, dann zählte er wieder und erkannte, dass das Geschütz fünf Schuss in zwei Minuten geschafft hatte. Er konnte nicht sicher sein, wie viele Geschütze am Horizont waren, denn eine große Wolke von Pulverrauch verbarg die Sicht darauf, doch er versuchte die Mündungsblitze inmitten des grauweißen Nebels zu zählen und schätzte, dass fast vierzig Kanonen dort feuerten. Vierzig mal fünf Schuss, das waren zweihundert. Also wurden hundert Schuss pro Minute gefeuert, und jeder Schuss, wenn gut gezielt, konnte zwei Mann töten, einen in der vorderen Reihe und einen dahinter. Wenn der Angriff nahe war, würden die Bastarde natürlich Kartätschen verwenden, und dann konnte jeder Schuss ein Dutzend Männer aus der Linie ausschalten. Jetzt stapften die Rotröcke noch schweigend vorwärts, und der Feind schickte Kanonenkugeln den sanften Hang hinab. Viele davon gingen daneben. Einige flogen über die Linie hinweg, ein paar schlugen davor auf, aber die feindlichen Kanoniere waren gut. Sie richteten ihre Kanonen mit der Zeit so aus, dass die Kugeln vom Boden vor der Linie der Rotröcke abprallten, und dann mehrfach hüpften und schließlich in Hüfthöhe oder tiefer doch noch ein Ziel fanden, es »streiften«, wie es die Kanoniere nannten. Wenn der erste Aufschlag zu weit vor der Linie des Feindes erfolgte, verlor die Kugel an Schwung, und die Rotröcke jubelten, wenn sie vor ihnen harmlos ausrollte, und wenn das erste Auftreffen zu nahe an der Angriffslinie geschah, konnte die Kugel über die Rotröcke hinwegfliegen. Die Kunst war, die Kugel so tief zu zielen, dass sie den Rotröcken die Beine wegriss.

Sharpe ging an einer verschossenen Kanonenkugel vorbei, die zwanzig Schritte vom Opfer entfernt lag und klebrig vom Blut war, auf dem es von Fliegen wimmelte.

»Aufschließen!«, brüllten die Sergeants, und Männer füllten die Lücken. Die britischen Geschütze feuerten in die Pulverrauchwolke des Feindes, doch ihre Geschosse

schienen keine Wirkung zu haben, und so wurden die Geschütze weiter vorwärts befohlen. Die Ochsengespanne wurden herangebracht, die Geschütze aufgeprotzt und die Sechspfünder den Hang hinaufgezogen.

»Wie Kegeln.« Ensign Venables war an Sharpes Seite aufgetaucht. Roderick Venables war mit sechzehn Jahren der 7. Kompanie zugeteilt worden. Er war der jüngste Offizier des Bataillons gewesen, bis Sharpe hinzugekommen war, und Venables sah es als seine Aufgabe an, Sharpe beizubringen, wie sich Offiziere benehmen sollten. »Sie räumen uns ab wie auf der Kegelbahn, nicht wahr, Richard?«

Bevor Sharpe etwas erwidern konnte, warfen sich ein halbes Dutzend Männer zur Seite, als eine Kanonenkugel hart und tief auf sie zu hüpfte. Sie peitschte harmlos durch die Lücke, die sie geschaffen hatten. Die Männer lachten, weil sie ihr ausgewichen waren, und dann wurden sie von Sergeant Colquhoun in ihre Reihen zurückbefohlen.

»Sollten Sie nicht auf der Linken Ihrer Kompanie sein?«, fragte Sharpe Venables.

»Sie denken immer noch wie ein Sergeant, Richard«, sagte Venables. »Schweineohren ist es gleichgültig, wo ich bin.«

»Schweineohren« war Captain Lomax. Er hatte seinen Spitznamen nicht wegen irgendeiner Besonderheit seiner Ohren erhalten, sondern weil er eine Leidenschaft für kross gebratene Schweineohren hatte. Lomax war unbeschwert, nicht wie Urquhart, der sich streng an die Vorschriften hielt. »Außerdem«, fuhr Venables fort, »ist dort verdammt wenig zu tun. Die Jungs kennen ihren Job.«

»Es ist vertane Zeit, ein Ensign zu sein«, sagte Sharpe.

»Blödsinn! Ein Ensign ist nur ein Colonel in der Ausbildung«, sagte Venables. »Unsere Pflicht, Richard, ist es, eine Zierde zu sein und lange genug am Leben zu bleiben, um befördert zu werden. Aber keiner erwartet von uns, dass wir nützlich sind! Guter Gott! Ein rangniedriger Offizier soll nützlich sein? Das wäre ja ein Hammer.« Venables brach in Gelächter aus. Er war ein aufgeblasener, eitler Junge, aber

einer der wenigen Offiziere im 74., die Sharpe Kameradschaft boten. »Haben Sie gehört, dass eine Ersatztruppe nach Madras gekommen ist?«, fragte er.

»Urquhart hat mir das gesagt.«

»Frische Männer. Neue Offiziere, dann werden Sie kein Neuling mehr sein.«

Sharpe schüttelte den Kopf. »Das kommt auf das Datum an, an dem die neuen Männer ihr Patent bekommen haben, nicht wahr?«

»Nehme ich an. Ganz recht. Und sie müssen von Britannien hergesegelt sein, lange bevor Sie die Leiter raufgeklettert sind. So werden Sie immer noch das Baby in der Offiziersmesse sein. Pech, alter Junge.«

Alter Junge? Stimmt, dachte Sharpe. Er war alt. Vermutlich zehn Jahre älter als Venables, doch Sharpe war sich nicht ganz sicher, denn niemand hatte sich die Mühe gemacht, sein Geburtsdatum aufzuschreiben. Ensigns waren Jungs, und Sharpe war ein Mann.

Venables stieß plötzlich einen Freudenschrei aus, und Sharpe blickte auf und sah, dass eine Kanonenkugel den Rand eines Bewässerungskanals getroffen hatte und mit einem Schauer von Erdreich aufwärts hüpfte.

»Schweineohren hat gesagt, er hat mal zwei Kanonenkugeln in der Luft miteinander kollidieren gesehen«, sagte Venables. »Nun, er hat es natürlich nicht tatsächlich gesehen, aber gehört. Er sagte, sie seien plötzlich am Himmel aufgetaucht. Peng! Und dann sind sie nach unten geplumpst.«

»Sie müssen in Stücke gebrochen sein«, meinte Sharpe.

»Das sind sie laut Schweineohren nicht«, behauptete Venables. »Er sagte, sie haben sich abgeplattet.« Eine Granate explodierte vor der Kompanie, und Metallstückchen flogen über die Männer hinweg. Keiner wurde verwundet, und die Reihen traten um die rauchenden Fragmente herum. Venables bückte sich, klaubte ein Stück auf und schwenkte es wegen der Hitze.

»Ich liebe Andenken«, sagte er und schob das Stück Eisen in eine Tasche. »Ich werde es nach Hause an meine Schwestern schicken. Warum stoppen unsere Geschütze nicht und feuern?«

»Sie sind noch zu weit entfernt«, sagte Sharpe. Die vorrückende Linie musste noch eine halbe Meile zurücklegen, und während die Sechspfünder auf diese Distanz feuern konnten, mussten sich die Kanoniere entschieden haben, wirklich nahe heranzugehen, damit ihre Schüsse nicht danebengingen. Geh nahe heran, das hatte Colonel McCandless immer zu Sharpe gesagt. Es war das Geheimnis der Schlacht. Geh nahe heran, bevor du mit dem Abschlachten anfängst.

Eine Kanonenkugel traf eine Reihe der 7. Kompanie. Es war nach ihrem ersten Aufprall mit der vollen Geschwindigkeit. Und zwei Männer taumelten in einem Schwall von Blut zurück.

»Mein Gott«, stieß Venables hervor. »Mein Gott!« Die Leichen waren ein Durcheinander von zersplitterten Knochen, zerrissenen Eingeweiden und zerschmetterten Waffen. Ein Corporal, dessen Aufgabe es war, die Reihen zu schließen, bückte sich, um den Gefallenen die Patronentaschen abzunehmen. »Zwei weitere Namen in der Kirche«, bemerkte Venables. »Wer war das, Corporal?«

»Die McFadden-Brüder, Sir!« Der Corporal musste schreien, um im Donnern der Marathen-Geschütze gehört zu werden.

»Arme Kerle«, sagte Venables. »Aber da gibt es noch sechs andere McFaddens. Eine fruchtbare Lady, diese Rosie McFadden.«

Sharpe überlegte, was das bedeutete, und glaubte es zu wissen. Venables war trotz seiner blasierten Miene blass, als hätte ihm der schreckliche Anblick der Leichen Übelkeit bereitet. Dies war seine erste Schlacht, denn er war während der Schlacht von Assaye an der Malabar-Krätze erkrankt gewesen. Der Ensign hatte immer erklärt, dass ihn der Anblick von Blut nicht aufregte, weil er seinem Vater, einem

Chirurg aus Edinburgh, oft assistiert hatte, doch jetzt drehte er sich plötzlich zur Seite und erbrach sich. Sharpe ging unerschütterlich weiter. Einige der Männer wandten beim Geräusch von Venables Erbrechen den Kopf.

»Augen – geradeaus!«, bellte Sharpe.

Sergeant Colquhoun blickte gereizt zu Sharpe. Der Sergeant glaubte, dass jeder Befehl, der nicht von ihm oder von Captain Urquhart kam, ein unnötiger war.

Venables holte Sharpe ein. »Da muss ich irgendwas Verdorbenes gegessen haben.«

»Das kommt in Indien vor«, sagte Sharpe mitfühlend.

»Bei Ihnen nicht.«

»Bis jetzt noch nicht«, sagte Sharpe und wünschte, er hätte eine Muskete und könnte deren hölzernen Schaft als Glücksbringer berühren.

Captain Urquhart lenkte sein Pferd nach links. »Zu Ihrer Kompanie, Mister Venables!«

Venables ging hastig davon, und Urquhart ritt zurück zur rechten Flanke, ohne Sharpes Anwesenheit zur Kenntnis zu nehmen. Major Swinton, der das Bataillon befehligte, während Colonel Wallace für die Brigade verantwortlich war, galoppierte hinter den Reihen heran. Der Hufschlag trommelte dumpf auf der trockenen Erde. »Alles in Ordnung?«, rief Swinton Urquhart zu.

»Alles in Ordnung!«

»Guter Mann!« Swinton galoppierte weiter.

Die feindlichen Geschütze feuerten jetzt ständig, wie Donner, der nicht enden wollte. Ein Donner, in dem das Spiel der Dudelsackpfeifer fast unterging. Erdreich stieg wie Fontänen auf, wo Kanonenkugeln einschlugen.

Sharpe, der nach links blickte, sah entlang der langen Linie Gefallene liegen. Jenseits davon war ein Dorf. Wie, zur Hölle, war er an einem Dorf vorbeigegangen, ohne es auch nur zu bemerken? Es war nur eine Ansammlung von Hütten mit Dächern aus Schilf, mit einigen von Kakteen eingezäunten Vorgärten, aber er war daran vorbeigegangen, ohne sie

wahrzunehmen. Niemand ließ sich dort blicken. Die Dorfbewohner hatten bestimmt ihre paar Töpfe und Pfannen gepackt und sich davongemacht, als sie den ersten Soldaten in der Nähe ihrer Felder gesehen hatten. Eine Kanonenkugel der Marathen-Geschütze schlug in eine der Hütten, zerschlug Schilf und Balken und ließ das Dach einstürzen.

Sharpe blickte in die andere Richtung und sah feindliche Kavallerie nahen. Sie war noch fern, und dann erhaschte er einen Blick auf die blauen und gelben Uniformen britischer leichter Dragoner, die dem Feind entgegen ritten. Gezogene Säbel spiegelten den Sonnenschein des späten Nachmittags wider. Sharpe glaubte, Trompetengeschmetter zu hören, aber vielleicht bildete er sich das im Hämmern der Waffen auch nur ein. Die Reiter verschwanden hinter einer Baumgruppe. Eine Kanonenkugel flog über die Linie hinweg und eine Granate explodierte zu ihrer Linken, dann verschob sich die Leichte Kompanie des 74., um einem Ochsengespann Platz zu machen, das südwärts zurückkehrte. Die britischen Kanonen waren weit voraus vor die Angriffslinie gezogen worden, und sie waren jetzt gedreht und aufgestellt. Kanoniere rammten Geschosse hinein, schoben Zündröhrchen in die Zündlöcher und traten zurück. Das Donnern der Geschütze hallte über das Feld, verdeckte die Sicht mit grauweißem Rauch und erfüllte die Luft mit dem widerlichen Gestank von faulen Eiern.

Die Trommler trommelten weiter, bestimmten den Rhythmus auf dem langen Marsch nordwärts. Im Moment war es eine Schlacht der Artilleristen. Die kleinen britischen Sechspfünder feuerten in die Rauchwolke, wo die größeren Marathen-Geschütze auf die vorrückenden Rotröcke feuerten.

Schweiß tröpfelte von Sharpes Stirn, brannte in seinen Augen und tropfte von seiner Nase. Fliegen schwirrten um sein Gesicht. Er zog den Säbel und stellte fest, dass der Griff glitschig vom Schweiß war. So wischte er ihn ab und rieb seine schweißnasse Hand am Saum seines roten

Uniformrocks trocken. Plötzlich musste er dringend Wasser lassen, doch dies war nicht der richtige Zeitpunkt, um anzuhalten und den Hosenschlitz aufzuknöpfen. Halt es an, sagte er sich, pinkeln kannst du, wenn die Bastarde besiegt sind. Oder piss in die Hose, denn keiner kann das vom Schweiß unterscheiden, und es wird schnell genug trocknen. Wird aber riechen. Besser, du wartest. Wenn einer der Männer wüsste, dass ich mir in die Hosen gepisst habe, würde ich das nie ertragen. Hosenpisser Sharpe.

Eine Kanonenkugel sauste so nahe an Sharpe vorbei, dass sie ihm beinahe den Hut vom Kopf riss. Ein Fragment von etwas schwirrte an seiner linken Seite vorbei. Ein Mann lag am Boden und erbrach Blut. Ein Hund kläffte, und ein anderer zerrte bläuliche Gedärme aus einem aufgerissenen Bauch. Das Tier hatte beide Vorderpfoten auf die Leiche gelegt. Ein Corporal verscheuchte den Hund mit einem Tritt, doch als der Mann weiterging, rannte der Hund zu der Leiche zurück.

Sharpe sehnte sich nach einem Bad. Er wusste, dass er verlaust war, aber das war schließlich jeder. Selbst General Wellesley war vermutlich verlaust. Sharpe blickte ostwärts und sah den General hinter dem 78. Regiment, welches Kilts trug, reiten. Sharpe war bei Assaye Wellesleys Ordonnanz gewesen, und deshalb kannte er all die Stabsoffiziere, die hinter dem General ritten. Sie waren viel freundlicher als die Offiziere des

74. gewesen, aber da hatte man nicht von ihnen erwartet, dass sie ihn als Gleichberechtigten behandelten.

Leckt mich, dachte er. Vielleicht sollte er Urquharts Rat beherzigen. Heimkehren, das Geld nehmen, eine Kneipe kaufen und den Säbel an die Garderobe hängen. Würde Simone Joubert mit ihm nach England gehen? Vielleicht machte es ihr Spaß, eine Gaststätte zu betreiben. »Der beschissene Traum« konnte er die Kneipe nennen, und er würde von jedem Armeeoffizier den doppelten Preis für jedes Getränk verlangen.

Die Marathen-Geschütze verstummten plötzlich, wenigstens diejenigen, die direkt vor dem 74. waren, und der Wechsel in der Geräuschkulisse ließ Sharpe in die Rauchwolke spähen, die nur eine Viertelmeile entfernt über dem Hügelkamm hing. Weiterer Rauch hüllte das 74. ein, doch er stammte von den britischen Geschützen. Der Rauch des Feindes lichtete sich, wurde vom leichten Wind nordwärts getragen, aber es war nicht zu erkennen, weshalb die Geschütze in der Mitte der Marathen-Linie das Feuer eingestellt hatten. Vielleicht war den Scheißern die Munition ausgegangen. Wunschdenken, dachte Sharpe. Oder vielleicht laden sie mit Kartätschen auf, um die nahenden Rotröcke willkommen zu heißen.

Gott, er musste dringend pinkeln. Er hielt an, klemmte den Säbel unter einen Arm und knöpfte die Hose auf. Bei seiner Fummelei sprang ein Knopf ab. Er fluchte, bückte sich, um ihn aufzuheben, und dann leerte er seine Blase auf den trockenen Boden. In diesem Moment zog Urquhart sein Pferd herum und trieb es zu ihm. »Muss das jetzt sein, Mister Sharpe?«, fragte er gereizt.

Jawohl, Sir, die Blase war voll, sonst platze ich, Sir, und Sie sollen mit Ihren scharfen Augen verdammt sein, Sir, dachte Sharpe.

»Tut mir leid, Sir«, sagte Sharpe stattdessen. Anständige Offiziere pissten also vielleicht nicht? Er spürte, dass die Kompanie über ihn lachte, und rannte los, um sie einzuholen, wobei er an den Hosenknöpfen fummelte. Immer noch war nichts von den Geschützen in der Marathen-Linie zu hören. Warum nicht?

In diesem Moment feuerte eine Kanone auf einer der Flanken des Feindes schräg über das Feld, und die Kugel streifte durch die sechste Kompanie, riss einen Mann in der ersten Reihe von den Füßen und verwundete einen Mann hinter ihm an den Knien. Ein anderer Soldat begann zu humpeln, weil sein Bein von einem Knochensplitter seines Nachbarn aufgerissen worden war. Corporal McCallum,

dessen Aufgabe es war, die Reihen zu schließen, zog einen Mann in die Lücke, während ein Dudelsackspieler herbeirannte, um den Verwundeten zu verbinden. Die Verwundeten wurden dort, wo sie gefallen waren, liegen gelassen, bis sie nach der Schlacht – sofern sie noch lebten – zu den Chirurgen getragen wurden. Und wenn sie deren Messer und Sägen überlebten, würden sie heimtransportiert werden, für nichts mehr tauglich, nur eine Last für die Gemeinde. Oder vielleicht hatten die Schotten keine Gemeinden. Sharpe war sich nicht sicher, aber er wusste genau, dass die Scheißer Armenhäuser hatten. Jeder hatte Armenhäuser und Armenfriedhöfe. Besser hier in der schwarzen Erde des feindlichen Indien begraben zu sein, als zu der Mildtätigkeit eines Armenhauses verdammt zu sein.

Dann sah er, warum die Geschütze in der Mitte der Marathen-Linie das Feuer eingestellt hatten. Die Lücken zwischen den Kanonen waren plötzlich mit Männern gefüllt, die vorwärts rannten, Männern mit Turbanen und langen Gewändern. Sie strömten zwischen die Lücken und schlossen sich unter langen grünen Bannern an silbernen Stangen zusammen. Araber, dachte Sharpe. Er hatte einige bei Ahmadnagar gesehen, doch die meisten davon waren tot gewesen. Er erinnerte sich an Sevajee, den Marathen, der an der Seite von Colonel McCandless gekämpft hatte, der die arabischen Söldner als die besten Soldaten der feindlichen Truppen bezeichnet hatte.

Jetzt kam eine Horde der Wüstenkrieger direkt auf das 74. und dessen Nachbarn mit den Kilts zu.

Die Araber kamen in lockerer Formation. Ihre Waffen mit verziertem Schaft glänzten im Sonnenschein, während gekrümmte Säbel in Scheiden an ihren Hüften steckten. Sie kamen fast munter, als hätten sie völliges Vertrauen in ihre Fähigkeiten. Wie viele waren es? Sharpe schätzte sie auf mindestens tausend Mann. Ihre Offiziere saßen auf Pferden. Sie rückten nicht in Reih und Glied an, sondern in einer Masse, und einige, die Tapfersten, rannten voran, als seien

sie begierig darauf, mit dem Töten anzufangen. Die große Masse in den Gewändern stieß einen schrillen Kriegsschrei aus, während in ihrer Mitte Trommler auf riesige Instrumente schlugen, dass es über das Schlachtfeld dröhnte. Sharpe beobachtete, wie die nächsten britischen Geschütze mit Kartätschen geladen wurden. Die grünen Banner wurden über den Köpfen der Krieger geschwenkt. Etwas war auf die Banner geschrieben, doch es war keine Schrift, die Sharpe kannte.

»Vierundsiebzigstes!«, brüllte Swinton. »Halt!«

Das 78. hatte ebenfalls gehalten. Die beiden Hochland-Bataillone stellten sich der vollen Wucht des arabischen Angriffs. Der Rest des Schlachtfelds schien dahinzuschwinden. Alles, was Sharpe sehen konnte, waren die bunt gewandeten Männer, die so aggressiv auf ihn zukamen.

»Fertig!«, rief Swinton.

»Fertig!«, wiederholte Urquhart.

»Fertig!«, brüllte Sergeant Colquhoun. Die Männer hoben ihre Musketen und zogen den schweren Hahn zurück.

Sharpe schob sich in die Lücke zwischen der 6. und der 7. Kompanie, dem linken Nachbarn. Er wünschte sich eine Muskete. Der Säbel kam ihm dürftig vor.

»Legt an!«, befahl Swinton.

»Legt an!«, echote Colquhoun, und die Männer nahmen die Musketen an die Schulter. Köpfe neigten sich, und die Männer spähten an den Läufen entlang.

»Ihr werdet tief zielen, Jungs«, sagte Urquhart hinter der Linie. »Feuert tief. An Ihren Platz, Mister Sharpe!«

Leck mich, dachte Sharpe, ein weiterer verdammter Fehler. Er trat zurück hinter die Kompanie, wo es seine Aufgabe war, sicherzustellen, dass niemand versuchte, die Flucht zu ergreifen.

Die Araber waren nahe. Jetzt weniger als hundert Schritte. Einige hatten ihre Säbel gezogen. Die Luft, wunderbarerweise rauchfrei, war von ihrem schrillen

Kriegsgeschrei erfüllt, das wie ein schreckliches Heulen klang. Sie waren jetzt nicht mehr weit. Die schottischen Musketen wurden leicht gesenkt. Der Rückstoß würde die Läufe hochtreiben. Schlecht ausgebildete Soldaten, nicht vertraut mit dem schweren Rückstoß, feuerten für gewöhnlich hoch. Doch diese Salve würde tödlich sein.

»Wartet, Jungs, wartet!«, rief Schweineohren Kompanie 7 zu. Ensign Venables schlug mit seinem Breitschwert nach Unkraut. Er wirkte nervös.

Urquhart hatte eine Pistole gezogen. Er spannte sie, und bei seinem Pferd spielten die Ohren, als es metallisch klickte.

Arabische Gesichter spiegelten Hass wider. Ihre großen Trommeln dröhnten. Die Linie der Rotröcke, gerade zwei Reihen tief, wirkte schwach vor dem wilden Angriff.

Major Swinton atmete tief durch. Sharpe schob sich wieder in die Lücke vor. Er wollte in der vordersten Linie sein, wo er töten konnte. Es war ihm zu nervenaufreibend hinter der Linie.

»Vierundsiebzigstes!«, rief Swinton und legte dann eine Pause ein. Die Finger der Männer begannen sich am Abzug zu krümmen.

Lasst sie noch näher herankommen, dachte Swinton, noch näher.

Dann erledigt sie.

Prinz Manu Bappus Bruder, der Radscha von Berar, war nicht in dem Dorf Argaum, wo die Löwen Allahs jetzt angriffen, um das Herz des britischen Angriffs zu vernichten. Der Radscha mochte keine Schlachten. Er liebte die Rolle des Eroberers, wenn ihm Gefangene vorgeführt wurden, und er gierte nach der Beute, die seine Lagerhäuser füllten, aber er hatte keine Lust zum Kämpfen.

Manu Bappu hatte keine solchen Skrupel. Er war fünfunddreißig. Er hatte als Fünfzehnjähriger zu kämpfen begonnen, und er erhoffte die Chance, noch zwanzig oder vierzig Jahre weiter kämpfen zu können. Er betrachtete sich

als wahren Marathen, ein Schurke, militärischer Dieb und Plünderer, eine Pestilenz, ein Nachfolger von Generationen von Marathen, die das westliche Indien beherrscht hatten, indem sie aus ihren Zufluchten in den Hügeln geströmt waren, um die Fürstentümer und Königreiche in den Ebenen zu terrorisieren. Ein tödliches Schwert, ein schnelles Pferd und ein reiches Opfer – was wollte ein Mann mehr? Und so war Bappu schnell und weit geritten, um Beute und Lösegeld in das kleine Land Berar zu bringen.

Jetzt war jedoch das gesamte Marathen-Land bedroht. Eine britische Armee eroberte ihr nördliches Territorium und eine andere war hier im Süden. Es war diese südliche Streitmacht der Rotröcke, welche die Truppen von Sindhia und Berar bei Assaye aufgerieben hatte, und der Radscha von Berar hatte seinen Bruder gebeten, seine Löwen Allahs mitzubringen, um den Invasor zu vernichten. Dies war keine Aufgabe für Reiter, hatte der Radscha Bappu gewarnt, sondern für Infanterie. Es war eine Aufgabe für die Araber.

Doch Bappu wusste, dass dies eine Aufgabe für Reiter war. Seine Araber würden siegen, dessen war er sicher, aber sie konnten den Feind nur auf dem Schlachtfeld Mann gegen Mann besiegen. Er hatte vorgehabt, die Briten bis zu seinen Kanonen vorrücken zu lassen und dann die Araber loszulassen, doch eine Laune, eine hoffnungsvolle Ankündigung des Triumphs hatte ihn die Araber jenseits der Geschütze vorrücken lassen. Er wollte die Löwen Allahs auf das Zentrum des Feindes loslassen, und wenn es vernichtet war, würde sich der Rest der britischen Linie auflösen und in Panik davonrennen, und das war der Augenblick, in dem die Marathen-Reiter mit dem Schlachten beginnen würden.

Es war bereits früher Abend, und die Sonne versank im geröteten Westen. Der Himmel war wolkenlos und Bappu erwartete die Freuden einer vom Mondschein erhellten Jagd.

»Wir werden durch Blut galoppieren«, sagte er laut. Dann führte er seine Adjutanten zur rechten Flanke seiner Armee, sodass er an seinen Arabern vorbei angreifen konnte, wenn

die ihren Kampf beendet hatten. Er würde seine siegreichen Löwen Allahs das Lager des Feindes plündern lassen, während er seine Reiter in einem wilden Galopp durch die vom Mondschein erhellte Dunkelheit führen würde.

Und die Briten würden rennen wie Ziegen vor dem Tiger. Doch der Tiger war clever. Er hatte nur eine kleine Zahl Reiter bei der Armee, nur fünfzehntausend. Und der größere Teil seiner Armee war südwärts befohlen worden, um die langen Versorgungslinien des Feindes zu überfallen. Die Briten würden geradenwegs in die Säbel dieser Männer flüchten.

Bappu ritt im Trab hinter der rechten Flanke der Löwen Allahs. Die britischen Geschütze feuerten Kartätschen, und Bappu sah, dass das Terrain neben den Arabern gesprenkelt vom Einschlag der Geschosse war und wie viele Männer in den weiten Gewändern fielen. Die anderen zögerten jedoch nicht, sondern eilten auf die erbärmlich dünne Linie von Rotröcken zu. Die Araber schrien herausfordernd, die Waffen hämmerten, und für Bappu klang es wie Musik. Es gibt nichts Schöneres im Leben, dachte er, als dieses Gefühl eines nahe bevorstehenden Sieges. Es war wie eine Droge, die den Verstand mit herrlichen Visionen beflügelte.

Vielleicht hätte er sich einen Moment Zeit nehmen und sich wundern sollen, warum die Briten nicht ihre Musketen einsetzten. Sie hielten ihr Feuer, warteten, bis jeder Schuss tödlich sein konnte, doch der Prinz machte sich keine Sorgen wegen solcher Lappalien. In seinen Träumen vernichtete er eine bereits geschlagene Armee, schlug sich mit seinem *tulwar* einen blutigen Pfad nach Süden. Ein tödliches Schwert, ein schnelles Pferd und ein geschlagener Feind. Es war das Marathen-Paradies, und die Löwen Allahs öffneten seine Tore, sodass in dieser Nacht Manu Bappu, Prinz, Krieger und Träumer, in die Legende reiten konnte.

KAPITEL 2

»Feuer!«, schrie Swinton.

Die beiden Hochland-Regimenter feuerten zusammen, und fast tausend Musketen zogen einen Vorhang aus Rauch vor den Bataillonen zu. Die Araber verschwanden dahinter, als die Rotröcke luden. Männer rissen mit den Zähnen die Papierpatronen auf, zogen Ladestöcke und drehten sie in die Luft, bevor sie in die Läufe gerammt wurden.

»Zug – Feuer!«, befahl Major Swinton. »Von den Flanken!«

»Leichte Kompanie!«, rief Captain Peters auf der linken Flanke. »Erster Zug – Feuer!«

»Tötet sie! Eure Mütter schauen zu!«, rief Colonel Harness. Der Colonel des 78. war halb verrückt und fantasierte im Fieber, aber er hatte darauf bestanden, hinter den Highlandern vorzurücken – er wurde in einem Palankin, einer indischen Sänfte, getragen, und als der erste Zug zu feuern begann, stemmte er sich darin auf, um an der Schlacht teilzunehmen. Seine einzige Waffe war eine Reitgerte. Er hatte vor Kurzem geblutet, und ein fleckiger Verband umgab einen Ärmel seines Uniformrocks. »Gebt ihnen die Peitsche, ihr Hunde! Peitscht sie richtig aus!«

Die beiden Bataillone feuerten jetzt in Halbkompanien. Jede Halbkompanie schoss zwei oder drei Sekunden nach dem benachbarten Zug, sodass die Salven von den äußeren Flügeln jedes Bataillons ertönten, sich in der Mitte trafen und dann wieder an den Flanken begannen. Uhrwerk-Feuer, nannte Sharpe es, und es war das Ergebnis von Stunden ermüdenden Drills.

Jenseits der Bataillonsflanken ruckten die Sechspfünder bei jedem Schuss zurück, und ihre Räder quietschten und hoben kurz vom Boden ab, wenn die Kartätschen an der Mündung auseinander rissen. Dichte Schwaden von brennendem Gras wallten unter dem Pulverrauch der Kanonen. Die Kanoniere wischten die Rohre aus, luden und

duckten sich zur Seite, wenn die Geschütze zurückgeschleudert wurden. Nur die Geschützkommandanten, die meisten davon Sergeants, schienen zum Feind zu blicken, und dann nur, um die Ausrichtung der Kanone zu überprüfen. Die anderen Kanoniere holten die Geschosse und das Pulver, setzten manchmal eine Handspake ein oder schoben an den Rädern, wenn das Geschütz zurückrollte, dann luden sie von Neuem.

»Wasser!«, schrie ein Corporal und hielt einen Eimer hoch, um zu zeigen, dass das Putzwasser aufgebraucht war.

»Feuert tief! Vergeudet nicht euer Pulver!«, rief Major Swinton und trieb sein Pferd in die Lücke zwischen den mittleren Kompanien. Er spähte durch den Rauch zum Feind. Hinter ihm, bei den beiden Fahnen des 74., starrten General Wellesley und seine Adjutanten ebenfalls zu den Arabern jenseits des Rauchs.

Colonel Wallace, der Brigadekommandeur, trabte zur Flanke des Bataillons. Im Vorbeireiten rief er etwas zu Sharpe, doch seine Worte gingen im Lärm der Schüsse unter. Und dann wurde sein Pferd von einer Kugel getroffen. Wallace parierte das taumelnde Tier und blickte zurück zu der Wunde an der Flanke, doch der Streifschuss hatte das Pferd nicht schlimm verletzt. Colonel Harness schrie auf einen der einheimischen Sänftenträger ein, der versucht hatte, den Colonel zurück hinter den Vorhang des Palankins zu schieben. Einer von Wellesleys Adjutanten ritt zurück, um den Colonel zu beruhigen und zu überreden, zurückzugehen.

»Ruhe jetzt!«, rief Sergeant Colquhoun. »Zielt tief!«

Der Angriff der Araber war zurückgeschlagen worden, doch der Feind war nicht besiegt. Die erste Salve musste die Angreifer grausam hart getroffen haben, denn Sharpe sah eine Linie von Gefallenen auf dem Boden. Hinter den blutigen Männern feuerten Araber zurück. Sie schossen undiszipliniert, nicht ausgebildet für Salven. Doch sie luden schnell, und ihre Kugeln trafen. Sharpe hörte, wie Blei auf

Fleisch traf, sah, wie Männer zurückgeschleudert wurden und fielen. Die Unteroffiziere hinter der Linie zogen die Toten zurück und schoben die Lebenden näher zusammen.

»Aufschließen! Aufschließen!«

Das Dudelsackspiel ging weiter im Krachen der Waffen. Private Hollister wurde am Kopf getroffen, und Sharpe sah eine Wolke weißes Mehl aus dem gepuderten Haar des Soldaten davonwehen, als er seinen Hut verlor. Dann tränkte Blut das geweißte Haar, und Hollister fiel mit blicklosen Augen zurück.

»Zug eins, Feuer!«, brüllte Sergeant Colquhoun. Er war kurzsichtig und konnte den Feind kaum sehen, doch das machte nichts aus. Niemand konnte in dem Rauch viel sehen. Es zählte nur, dass man die Nerven behielt, und Colquhoun war kein Mann, der leicht in Panik geriet.

»Zug zwei, Feuer!«, rief Captain Urquhart.

»Mein Gott!«, stieß ein Mann nahe bei Sharpe hervor. Er wankte zurück, seine Muskete entfiel ihm, dann ging er auf die Knie. »O Gott, o Gott, o Gott«, stöhnte er und presste die Hände auf den Hals. Sharpe konnte dort keine Verletzung entdecken, doch dann sah er, dass Blut aus der grauen Hose des Mannes tropfte. Der sterbende Soldat sah mit Tränen in den Augen zu Sharpe auf und stürzte vornüber.

Sharpe hob die gefallene Muskete auf. Dann drehte er den Mann um, um dessen Patronentasche abzuschnallen. Der Mann war gestorben oder dem Tod so nahe, dass er sie nicht mehr brauchte.

»Ein Feuerstein!«, rief ein Mann aus der Frontlinie. »Ich brauche einen Feuerstein!«

Sergeant Colquhoun bahnte sich einen Weg durch die Reihen und hielt ihm einen Feuerstein hin. »Und wo ist Ihr Ersatzfeuerstein, John Hammond?«

»Das weiß Gott, Sergeant.«

»Dann fragen Sie ihn, denn Sie müssen angreifen.«

Ein Mann fluchte, als eine Kugel seinen linken Arm aufriss. Er wankte aus der Reihe. Blut tropfte von seinem nutzlos

herabhängenden Arm.

Sharpe schob sich in die Lücke zwischen den Kompanien, legte seine Muskete an und feuerte. Beim Rückstoß rammte der Kolben gegen seine Schulter. Es war ein gutes Gefühl. Endlich hatte er etwas zu tun. Er ließ den Musketenkolben sinken, fischte eine Patrone aus der Munitionstasche und biss die Spitze ab, schmeckte das Salz im Schießpulver. Er schüttete Pulver auf die Pfanne, stopfte dann den Rest der Patrone in den Lauf, rammte die Kugel mit dem Ladestock fest, feuerte von Neuem und lud wieder. Eine Kugel zischte an seinem Ohr vorbei, eine weitere flog über seinen Kopf hinweg. Er wartete auf die Salve des Bataillons und feuerte dann mit den anderen Männern der 6. Kompanie. Sharpe tat es so wirkungsvoll wie jeder andere Mann. Er war darin ausgebildet. Das macht den Unterschied, dachte er grimmig. Er war ausgebildet, doch keiner bildete die Offiziere aus. Sie mussten allen Scheiß tun, warum sollte man sie also ausbilden? Ensign Venables hatte recht, die einzige Aufgabe eines jungen Offiziers war es, am Leben zu bleiben. Aber Sharpe mochte nicht auf den Kampf verzichten. Außerdem fand er es besser, bei den Mannschaften zu sein und in den Rauch des Feindes zu schießen, als untätig hinter der Kompanie zu stehen.

Die Araber kämpften gut. Verdammt gut. Sharpe konnte sich an keinen anderen Feind erinnern, der so diszipliniert so konzentriertes Feuer eines Zuges hingenommen hatte. Die Männer in den Gewändern versuchten zwar vorzurücken, doch sie wurden von den vielen Gefallenen aufgehalten, die ihre vorderen Reihen gewesen waren. Wie viele verdammte Reihen hatten sie? Ein Dutzend? Er beobachtete, wie ihre grüne Fahne fiel, dann wurde sie aufgehoben und in der Luft geschwenkt. Ihre großen Trommeln wurden noch geschlagen, eine bedrohliche Untermalung zum Dudelsackspiel der Rotröcke. Die arabischen Waffen hatten unnatürlich lange Läufe, die Rauch und Flammenzungen ausspuckten. Eine weitere Kugel zischte so nahe an Sharpes

Gesicht vorbei, dass er den warmen Luftzug spürte. Er feuerte von Neuem, dann packte ihn eine Hand am Kragen und riss ihn zurück.

»Ihr Platz, Ensign Sharpe, ist hier!«, sagte Captain Urquhart heftig. »Hinter der Linie!« Der Captain war zu Pferde, und sein Pferd war zurückgetänzelt, als Urquhart Sharpe am Kragen gepackt hatte, und durch das Gewicht des Pferdes war das Ziehen des Captains an Sharpe heftiger gewesen als beabsichtigt. »Sie sind kein Private mehr«, sagte er und stützte Sharpe, der fast gestürzt wäre.

»Natürlich nicht, Sir«, sagte Sharpe, und er mied Urquharts Blick, starrte bitter vor sich hin. Das Blut war ihm in die Wangen geschossen, weil er vor den Männern getadelt worden war. Zum Teufel mit dir!, dachte er.

»Vorbereiten zum Angriff!«, rief Major Swinton.

»Vorbereiten zum Angriff!«, echote Captain Urquhart und trieb sein Pferd von Sharpe fort.

»Feuer einstellen!«, rief Swinton, und diejenigen Männer, deren Musketen noch geladen waren, hoben sie und feuerten eine letzte Salve.

»Vierundsiebzigstes!«, rief Swinton. »Vorwärts! Ich will einige Dudelsäcke hören! Lasst mich Dudelsäcke hören!«

»Machen Sie weiter, Swinton, machen Sie weiter!«, rief Wallace.

Es war nicht nötig, das Regiment anzufeuern, denn es marschierte bereitwillig auf den Feind zu, doch der Colonel war aufgeregt. Er zog sein schottisches Breitschwert und trieb sein Pferd in die hintere Reihe der 7. Kompanie. »Auf sie, Jungs! Auf sie!« Die Rotröcke marschierten vorwärts und stampften die kleinen Feuer aus, die durch das brennende Patronenpapier ihrer Musketen entstanden waren.

Anscheinend erstaunte es die Araber, dass die Rotröcke vorrückten. Einige zogen ihre langen, gekrümmten Schwerter aus den Scheiden.

»Sie werden nicht kämpfen!«, rief Wellesley. »Sie werden nicht kämpfen!«

»Es wird ihnen verdammt nichts anderes übrig bleiben«, murrte ein Mann.

»Weitergehen!«, brüllte Swinton. »Weitergehen!« Und die Männer des 74. rannten die letzten paar Yards und sprangen über die Haufen von Toten, bevor sie ihre Bajonette einsetzten. Zur Rechten griff das 78. ebenfalls an. Die britischen Kanonen feuerten ein letztes Mal Kartätschen und verstummten dann, als die Schotten ins Schussfeld der Kanoniere gerieten.

Einige der Araber wollten kämpfen, andere zogen den Rückzug vor, doch der Angriff hatte sie überrascht, und die hinteren Reihen wussten noch nichts von der Gefahr und drängten vorwärts, zwangen die widerwilligen Männer vorne, sich den schottischen Bajonetten zu stellen. Die Highlander schrien, als sie töteten. Sharpe hielt noch die ungeladene Muskete, als er zur hinteren Reihe aufschloss. Er hatte kein Bajonett und fragte sich, ob er seinen Säbel ziehen sollte, als ein großer Araber plötzlich mit einem Krummsäbel auf einen Mann in der vorderen Reihe loshackte, dann die blutige Klinge zurückriss und damit einen Mann in der zweiten Reihe aufschlitzte. Sharpe drehte die Muskete herum, packte sie am Lauf und hämmerte den Kolben auf den Kopf des Arabers. Der Mann brach zusammen, und ein Bajonett stieß in seinen Rücken, sodass er sich krümmte wie ein aufgespießter Aal. Sharpe schlug ihm wieder auf den Kopf, versetzte ihm obendrein einen Tritt und drängte sich an ihm vorbei. Männer schrien, stachen auf den Feind ein, und vor der 6. Kompanie schwang ein Haufen von Arabern den Krummsäbel, als könnten sie das 74. Regiment ganz allein besiegen.

Urquhart trieb sein Pferd in die hintere Reihe und feuerte mit der Pistole. Einer der Araber stürzte getroffen zu Boden, und die anderen wichen schließlich zurück, alle außer einem kleinen Mann, der wütend schrie und mit seiner langen, gekrümmten Klinge um sich schlug. Die vordere Reihe teilte sich, und der Krummsäbel hackte in die Luft zwischen zwei

Reihen, dann teilte sich die zweite Reihe ebenfalls und ließ den schreienden Mann hindurch. Jetzt stand nur noch Sharpe vor ihm.

»Er ist nur ein Junge!«, schrie eine schottische Stimme, als sich die Reihen wieder schlossen.

Es war tatsächlich kein kleiner Mann, sondern ein Junge, zwölf oder dreizehn, wie Sharpe schätzte, als er den Krummsäbel mit dem Musketenlauf abblockte. Der Junge glaubte, die Schlacht ganz allein entscheiden zu können, und griff Sharpe an, der zurücksprang, um zu zeigen, dass er nicht kämpfen wollte. »Lass es sein, Junge«, sagte er.

Der Junge spuckte aus, sprang auf Sharpe zu und schwang wieder den Krummsäbel. Sharpe parierte von Neuem, dann drehte er die Muskete und schlug dem Jungen den Kolben seitlich an den Kopf. Einen Moment starrte der Junge Sharpe erstaunt an, dann brach er zusammen und schlug zu Boden.

»Sie brechen durch!«, schrie Wellesley irgendwo in der Nähe. »Sie brechen durch!«

Colonel Wallace war jetzt in der vorderen Reihe und hackte mit seinem Breitschwert Feinde nieder. Er hatte seinen Zweispitz verloren, und seine Glatze glänzte im späten Sonnenschein. Auf der Flanke seines Pferdes war Blut, und weiteres Blut befleckte seine weißen Rockschöße. Dann brach der Widerstand des Feindes zusammen, und das Pferd drehte sich in der Lücke. Wallace gab ihm die Sporen. »Kommt schon, Jungs! Kommt!« Ein Mann bückte sich, um Wallaces Hut aufzuheben. Sein Federbusch war blutgetränkt.

Die Araber flüchteten. »Los!«, schrie Swinton. »Lauft! Haltet sie am Rennen! Lauft!«

Ein Mann verharrte, um eine Leiche zu durchsuchen. Sergeant Colquhoun zog den Mann hoch und schob ihn weiter. Die Unteroffiziere, welche hinter den Linien hergingen, stellten sicher, dass keine der reglosen Gestalten, die beim Vorrücken der Schotten zurückgelassen wurden, noch gefährlich werden konnte. Sie traten den

Verwundeten Säbel und Musketen aus den Händen, erstachen scheinbar Unverwundete und töteten jeden Mann, in dem noch ein Funke Kampfeswille zu sein schien. Zwei Dudelsackpfeifer spielten ihre wilde Musik, spornten die Schotten an, den sanft ansteigenden Hang hinaufzustürmen, wo die großen arabischen Trommeln verlassen worden waren. Mann auf Mann stach mit dem Bajonett im Vorbeilaufen in die Trommelfelle.

»Vorwärts! Vorwärts!«, bellte Urquhart.

»Zu den Geschützen!«, rief Wellesley.

»Lauft weiter!«, brüllte Sharpe einige Nachzügler an. »Weiter, ihr Bastarde, nicht einschlafen!«

Die feindliche Geschützlinie stand auf dem Kamm der Anhöhe, doch die Marathen-Kanoniere wagten nicht zu feuern, weil sich der klägliche Rest der Löwen Allahs zwischen ihnen und den Rotröcken befand.

Die Kanoniere zögerten ein paar Sekunden, dann sagten sie sich, dass der Tag verloren war, und ergriffen die Flucht.

»Nehmt die Geschütze!«, rief Wellesley.

Colonel Wallace ritt zwischen die fliehenden Feinde und schlug mit dem Breitschwert hinab, dann zügelte er neben einem grell bemalten Achtzehnpfünder-Geschütz sein Pferd. »Kommt, Jungs! Kommt! Zu mir!«

Die Schotten erreichten die Geschütze. Die meisten Männer hatten blutige Bajonette, und in den vom Pulverrauch geschwärzten Gesichtern zeichneten sich Schweißrinnsale ab. Einige der Männer begannen die Protzen zu durchwühlen, wo Kanoniere Essbares und Wertvolles aufbewahrten.

»Laden!«, rief Urquhart. »Laden!«

»Zu Reihen formieren!«, brüllte Sergeant Colquhoun. Er zerrte Männer von den Protzen fort. »Lasst die Karren in Ruhe, Jungs! Formiert euch zu Reihen! Flott jetzt!«

Sharpe konnte zum ersten Mal den langen Hang hinab sehen. Etwa dreihundert Schritte entfernt befand sich weitere Infanterie in einem Dutzend Reihen, und jenseits

davon waren von Wällen umgebene Gärten und die Dächer eines Dorfes zu sehen.

Die Araber rannten auf die Infanterie zu.

»Wo sind die Galopper-Geschütze?«, röhrte Wallace, und ein Adjutant ritt zurück den Hang hinunter, um die Kanoniere zu holen.

»Geben Sie ihnen eine Salve, Swinton!«, rief Wellesley.

Die Distanz war zu groß für eine Muskete, doch Swinton ließ das Bataillon den Hang hinab feuern, und vielleicht war es diese Salve, oder vielleicht lag es am Anblick der besiegten Araber, was die große Masse der Infanterie in Panik versetzte. Sekundenlang stand sie unter ihren großen, farbenfrohen Flaggen, und dann löste sie sich zu einem ungeordneten Haufen auf.

Kavallerie-Trompeten schmetterten. Britische leichte Dragoner und Sowars – die Mannschaften der indischen Kavallerie – griffen mit erhobenen Säbeln an, während die irregulären Reiter, die Söldner, die sich den Briten angeschlossen hatten, weil sie sich Beute erhofften, ihre Lanzen senkten und den Pferden die Sporen gaben.

Ein gebrochener Feind, der sich nirgendwo verstecken konnte, war ein paradiesisches Schlachtfeld für einen Kavalleristen. Einige Marathen suchten Zuflucht in dem Dorf, doch die meisten rannten daran vorbei und warfen ihre Waffen weg, als die schrecklichen Reiter schreiend in die fliehende Horde ritten, um mit Säbeln und Lanzen zu töten.

»*Puckalees!*«, schrie Urquhart. Er stellte sich in die Steigbügel, um nach den Männern und Jungen Ausschau zu halten, die den Soldaten Wasser brachten. Es war keiner der Wasserträger zu sehen, und das 74. lechzte danach, denn der Salpeter im Schießpulver hatte ihren Mund ausgedörrt. »Wo sind sie, verdammt?«, fluchte Urquhart. Dann blickte er finster zu Sharpe. »Mister Sharpe? Ich bitte Sie, unsere *puckalees* zu finden.«

»Jawohl, Sir«, sagte Sharpe und bemühte sich nicht, seine Enttäuschung über den Befehl zu verbergen. Er hatte

gehofft, einige Beute zu machen, wenn das 74. das Dorf durchsuchte, doch stattdessen musste er die Wasserträger suchen. Er hängte die Muskete an seine Schulter und ging zurück durch die Ansammlung Gefallener und Sterbender. Hunde krochen schnüffelnd zwischen den Toten herum.

»Vorwärts jetzt!«, rief Wellesley hinter Sharpe, und die gesamte lange Linie britischer Infanteristen rückte unter ihren Fahnen zum Dorf vor. Die Kavallerie war bereits weit jenseits der Häuser, tötete mit Hingabe und trieb die überlebenden Flüchtenden immer weiter nordwärts.

Sharpe ging nach Süden. Er nahm an, dass die *puckalees* immer noch beim Bagagelager waren, was einen Marsch von drei Meilen bedeutete, und wenn er sie gefunden hatte, würde das Regiment seinen ersten Durst an den Brunnen im Dorf gestillt haben. Zur Hölle mit allen, dachte er. Der Job, den sie mir gegeben haben, ist ein nutzloser Botengang.

Ein Ruf ließ ihn nach rechts blicken, wo ein Dutzend eingeborene Kavalleristen die Gewänder der toten Araber aufschlitzten und nach Geldmünzen und Schmuck suchten. Die Leichenfledderer waren Marathen, die ihre Dienste an die Briten verkauft hatten, und Sharpe nahm an, dass die Reiter sich nicht an der Verfolgung der Flüchtenden beteiligt hatten, aus Furcht, sie könnten für besiegte Feinde gehalten werden. Einer der Araber hatte sich nur tot gestellt, und jetzt, trotz der gewaltigen Überzahl der Feinde, widersetzte er sich mit einer Pistole, die er unter seinem Gewand hervorgezogen hatte. Die Kavalleristen hatten einen Ring um ihn gebildet, und der Araber drehte sich suchend um, um festzustellen, dass sein Peiniger abgehauen war, bevor er mit der kleinen Pistole auf ihn zielen konnte.

Der Araber war klein, und als er sich wieder umdrehte, sah Sharpe das geschwollene, blutige Gesicht und erkannte den Jungen, der das 74. so tapfer angegriffen hatte. Der Junge war verloren, denn der Ring der Kavalleristen schloss sich langsam, um ihn zu töten. Einer der Marathen würde vermutlich sterben oder zumindest von der Pistolenkugel

schrecklich verwundet werden, doch das gehörte zu dem grausamen Spiel. Der Junge hatte einen Schuss, sie hatten über ein Dutzend. Ein Mann stieß dem Jungen mit der Lanze leicht in den Rücken, woraufhin er herumwirbelte, doch der Mann mit der Lanze war schnell zurückgesprungen und ein anderer Mann schlug dem Jungen mit einem *tulwar* leicht auf den Kopf. Die anderen Kavalleristen lachten.

Sharpe sagte sich, dass der Junge Besseres verdient hatte. Er war noch ein Kind, gerade ein Halbwüchsiger, jedoch tapfer wie ein Tiger, und so ging Sharpe zu den Kavalleristen.

»Lasst ihn in Frieden!«, rief er.

Der Junge wandte sich Sharpe zu. Wenn er begriff, dass der britische Offizier versuchte, ihm das Leben zu retten, so zeigte er kein Anzeichen von Dankbarkeit. Stattdessen hob er die Pistole, sodass die Mündung auf Sharpes Gesicht gerichtet war. Die Kavalleristen, die wohl dachten, dass ihr sadistisches Spiel ihnen noch mehr Spaß bringen konnte, drängten den Jungen zu schießen, und einer von ihnen näherte sich ihm mit einem erhobenen *tulwar*, schlug jedoch nicht zu. Er würde den Jungen erst Sharpe erschießen lassen und ihn dann töten.

»Lasst ihn in Frieden«, sagte Sharpe. »Tretet zurück!«

Die Marathen grinsten, rührten sich jedoch nicht.

Die Pistolenkugel sollte erst Sharpe treffen, dann würde der Junge mit dem Säbel in Stücke geschlagen werden.

Der Junge machte einen Schritt auf Sharpe zu.

»Sei kein verdammter Narr, Junge«, sagte Sharpe. Der Junge verstand offensichtlich kein Englisch, doch Sharpes Tonfall war beruhigend. Aber das änderte nichts. Die Hand, mit der er die Pistole hielt, zitterte, die Furcht war ihm anzusehen, doch der Trotz beherrschte ihn. Er wusste, dass er sterben würde, aber er würde eine feindliche Seele mit in den Tod nehmen, und so ermutigte er sich mit dem Gedanken, dass sein Sterben gut sein würde. »Steck die Pistole weg«, sagte Sharpe sanft. Er wünschte jetzt, er hätte

nicht eingegriffen. Der Junge war jetzt verwirrt und wütend genug, um zu feuern, und Sharpe wusste, dass er nichts dagegen tun konnte.

»Sei kein verdammter Narr, Junge«, sagte er abermals. Immer noch zielte der Junge mit der Pistole. Sharpe wusste, dass er sich herumwerfen und rennen sollte, aber stattdessen machte er einen weiteren Schritt auf den Jungen zu. Nur noch einen Schritt, dann hoffte er, nahe genug heran zu sein, um dem Jungen die Pistole aus der Hand zu schlagen.

Dann sagte der Junge etwas auf Arabisch, etwas über Allah, und drückte ab.

Der Hammer bewegte sich nicht. Der Junge blinzelte überrascht und betätigte noch einmal den Abzug.

Sharpe begann zu lachen. Der Ausdruck des Kummers auf dem Kindergesicht war so plötzlich und echt, dass Sharpe nur lachen konnte. Der Junge sah aus, als würde er in Tränen ausbrechen.

Der Marathe hinter dem Jungen schwang seinen *tulwar*. Er nahm an, er könne den schmuddeligen Turban des Jungen glatt durchschneiden und ihn so enthaupten. Sharpe hatte den zusätzlichen Schritt auf ihn zu gemacht, packte jetzt eine Hand und zerrte ihn an sich. Die Klinge zischte dicht hinter dem Nacken des Jungen vorbei. »Du sollst ihn in Frieden lassen!«, sagte Sharpe. »Oder willst du stattdessen mit mir kämpfen?«

»Keiner von uns will mit Ensign Sharpe kämpfen«, sagte eine ruhige Stimme hinter Sharpe.

Sharpe wandte sich um. Einer der Reiter saß noch auf seinem Pferd, und das war der Mann, der gesprochen hatte. Er trug eine verschlissene Uniformjacke, die mit kleinen silbernen Ketten behängt war, und er hatte ein schmales, vernarbtes Gesicht mit Hakennase, die der Sir Arthur Wellesleys Nase ähnelte. Er grinste jetzt auf Sharpe herab.

»Syud Sevajee«, sagte Sharpe.

»Ich habe Ihnen noch nicht zu Ihrer Beförderung gratuliert«, sagte Sevajee und neigte sich hinab, um Sharpe die Hand zu geben.

Sharpe ergriff sie. »Es war McCandless' Verdienst«, sagte er.

»Nein«, widersprach Sevajee, »es war Ihres.« Sevajee, der diese Horde Reiter anführte, winkte Sharpe von seinen Männern fort und blickte dann auf den Jungen in Sharpes Griff. »Wollen Sie diesem Bengel tatsächlich das Leben retten?«

»Warum nicht?«

»Ein Tigerjunges spielt wie ein Kätzchen«, sagte Sevajee, »aber trotzdem wächst es zu einem Tiger heran und frisst Sie eines Tages.«

»Dieser hier ist kein Kätzchen«, sagte Sharpe und versetzte dem Jungen eine Kopfnuss, damit er aufhörte, sich aufzubäumen.

Sevajee sprach in schnellem Arabisch mit dem Jungen, und er wurde ruhig. »Ich habe ihm gesagt, dass Sie ihm das Leben gerettet haben«, erklärte Sevajee, »und deshalb ist er Ihnen jetzt dankbar.« Sevajee sprach wieder mit dem Jungen, der, mit einem scheuen Blick zu Sharpe, antwortete. »Sein Name ist Ahmed«, sagte Sevajee, »und ich habe ihm gesagt, dass Sie ein großer englischer Lord sind, der tausend Männer kommandiert und über deren Tod oder Leben bestimmt.«

»Sie haben ihm – was gesagt?«

»Ich habe ihm gesagt, dass Sie ihn blutig schlagen, wenn er Ihnen nicht gehorcht«, sagte Sevajee und blickte zu seinen Männern, die weiter bei den Toten nach Beute suchten. »Gefällt es Ihnen, Offizier zu sein?«

»Ich hasse es.«

Sevajee lächelte. »McCandless hat sich das gedacht, aber er wusste nicht, wie er Ihr ehrgeiziges Streben zügeln konnte.« Sevajee glitt aus dem Sattel. »Es tut mir leid, dass McCandless tot ist«, sagte der Inder.

»Mir auch.«
»Sie wissen, wer ihn getötet hat?«
»Ich nehme an, es war Dodd.«
Sevajee nickte. »Ich auch.«
Syud Sevajee war ein hochgeborener Marathe, der älteste Sohn eines der Kriegsherrn des Radschas von Berar. Ein Rivale im Dienst des Radschas hatte seinen Vater ermordet, und seither wollte er sich rächen. Wenn die Erfüllung seiner Rachegedanken bedeutete, dass er mit den verfeindeten Briten marschierte, dann war das ein kleiner Preis für den Stolz der Familie. Sevajee war mit Colonel McCandless geritten, als der Schotte Dodd verfolgt hatte, und so hatte er Sharpe kennengelernt. »Beny Singh war heute nicht bei dem Feind«, sagte Sevajee.
Sharpe musste einen Moment überlegen, bis ihm einfiel, dass Beny Singh der Mann war, der Sevajees Vater vergiftet hatte. »Woher wissen Sie das?«
»Sein Banner war nicht bei den Marathen-Fahnen. Heute standen wir Manu Bappu, dem Bruder des Radschas, gegenüber. Er ist ein besserer Mann als der Radscha, doch er weigert sich, den Thron zu übernehmen. Er ist auch ein besserer Soldat als der Rest, aber anscheinend nicht gut genug. Dodd war dort.«
»Tatsächlich?«
»Ja, er war hier, aber er ist entkommen.« Sevajee drehte sich um und spähte nordwärts. »Und ich weiß, wohin er reitet.«
»Wohin?«
»Nach Gawilgarh«, sagte Sevajee leise, »zur Himmelsfestung.«
»Gawilgarh?«
»Ich bin dort aufgewachsen.« Sevajee sprach leise und schaute immer noch zum nördlichen Horizont. »Mein Vater war Killadar von Gawilgarh. Es war ein ehrenvoller Posten, Sharpe, denn es ist unsere größte Festung. Es ist die Himmelsfestung, die uneinnehmbare Zuflucht, der Ort, der

nie von unseren Feinden erobert worden ist, und Beny Singh ist jetzt dort Kommandant. Irgendwie sollten wir dort reinkommen, Sie und ich. Und ich werde Singh töten, und Sie werden Dodd töten.«

»Deshalb bin ich hier«, sagte Sharpe.

»Nein.« Sevajee blickte Sharpe mürrisch an. »Sie sind hier, Ensign, weil ihr Briten gierig seid.« Er schaute zu den arabischen Leichen hinüber und stellte seinen Männern eine Frage. Es folgte ein kurzer Wortwechsel, dann sah Sevajee Sharpe wieder an. »Ich habe dem Kerlchen gesagt, dass Sie ihn totprügeln werden, wenn er Sie bestiehlt.«

»Das würde ich nicht tun«, protestierte Sharpe.

»Aber ich«, sagte Sevajee, »und er glaubt, dass Sie es tun würden, doch das wird ihn nicht abhalten, Sie zu beklauen. Besser, ihn jetzt zu killen.« Er schwang sich grinsend in den Sattel. »Wir sehen uns in Gawilgarh, Mister Sharpe.«

»Ich werde nach Ihnen Ausschau halten«, sagte Sharpe.

Sevajee ritt davon, und Sharpe ging in die Hocke, um seinen neuen Diener zu betrachten. Ahmed war dünn wie eine halb ertränkte Katze. Er trug ein schmutziges Gewand und einen zerlumpten Turban, der mit einem ausgefransten Strick festgebunden und blutbefleckt war. Das Blut rührte offensichtlich von Sharpes Schlag mit der Muskete während der Schlacht her. Ahmed hatte strahlende Augen und ein trotziges Gesicht, und obwohl er noch nicht im Stimmbruch war, war er tapferer als viele erwachsene Männer. Sharpe nahm seine Feldflasche und drückte sie dem Jungen in die Hände, nachdem er ihm die nicht funktionierende Pistole abgenommen und weggeworfen hatte. »Trink, Kleiner«, sagte er, »und dann komm mit auf einen Spaziergang.«

Ahmed blickte den Hügel hinauf, doch seine Armee war längst fort. Sie war in den Abend jenseits des Hügelkamms verschwunden und wurde jetzt von rachsüchtiger Kavallerie verfolgt. Er sagte etwas auf Arabisch, trank den Rest von Sharpes Wasser und bedankte sich mit einem widerwilligen Nicken.

Sharpe hatte also einen Diener, eine Schlacht war gewonnen, und jetzt machte sich Sharpe auf die Suche nach den *puckalees*.

Colonel William Dodd beobachtete die Löwen Allahs beim Rückzug und spuckte angewidert aus. Es war dumm gewesen, hier überhaupt zu kämpfen, und jetzt hatte die Blödheit mit einer bitteren Niederlage geendet. »Jemadar!«, rief er.

»Sahib?«

»Wir formieren uns zum Karree. Nehmt eure Geschütze ins Zentrum. Und das Gepäck.«

»Und die Familien, Sahib?«

»Auch die Familien.« Dodd beobachtete Manu Bappu und seine Adjutanten, die im Galopp vor den Briten flohen. Die Kanoniere waren bereits geflüchtet, was bedeutete, dass alle schweren Marathen-Geschütze vom Feind erbeutet werden würden. Dodd war versucht, die kleine Batterie von Vierpfündern seines Regiments aufzugeben und zurückzulassen, doch sein Soldatenstolz war dagegen. Bappu mochte all seine Geschütze verlieren, doch es würde eher einen eiskalten Tag in der Hölle geben, bevor William Dodd seine Artillerie einem Feind überließ.

Seine Kobras hielten sich an der rechten Flanke der Marathen auf, und dort waren sie im Moment beim Vorrücken der Briten aus dem Weg. Wenn der Rest der Marathen-Infanterie standhaft blieb und kämpfte, dann würde Dodd bei den Männern bleiben, aber er sah, dass die Niederlage der Araber Bappus Armee demoralisiert hatte. Die Reihen begannen sich aufzulösen, die ersten Männer rannten nach Norden, und Dodd wusste, dass diese Armee verloren hatte. Zuerst Assaye, und jetzt dies! Eine Katastrophe. Er zog sein Pferd herum und lächelte seinen Männern mit den weißen Jacken zu.

»Ihr habt keine Schlacht verloren!«, rief er ihnen zu. »Ihr habt heute nicht mal gekämpft, und so habt ihr euren Stolz nicht verloren! Aber ihr werdet jetzt kämpfen! Wenn ihr das

nicht tut, wenn ihr aus den Reihen flüchtet, werdet ihr sterben. Wenn ihr kämpft, werdet ihr leben! Jemadar! Marsch!«

Die Kobras würden jetzt versuchen, eine der schwierigsten aller soldatischen Taten zu vollbringen – einen kämpfenden Rückzug. Sie marschierten in einem lockeren Karree, dessen Mitte sich allmählich mit ihren Frauen und Kindern füllte. Einige Infanteristen versuchten, sich zu den Familien zu gesellen, doch Dodd schnarrte seinen Männern zu, sie weg zu prügeln. »Feuert, wenn sie nicht zurück in ihre Reihen gehen!«, rief er. Das Letzte, was er gebrauchen konnte, war, dass seine Männer von der Panik angesteckt wurden.

Dodd ritt neben dem Karree. Er hörte Kavallerie-Trompeten, drehte sich im Sattel um und sah eine Masse irregulärer leichter Reiter über den Hügelkamm kommen. »Halt!«, schrie er. »Die Reihen schließen! Bajonette aufpflanzen!«

Die Kobras mit den weißen Jacken umschlossen jetzt das lockere Karree. Dodd beobachtete das Nahen der Kavalleristen. Er beizweifelte, dass sie nahe herankommen würden, nicht, wenn sie leichtere Beute im Osten fanden. Sobald die Reiter an der Spitze sahen, dass das Karree mit schussbereiten Musketen wartete, würden sie bestimmt abschwenken.

Dodd schob seine Pistole ins Holster. »Lass weiter marschieren, Jemadar!«

Noch zweimal ließ Dodd halten und Reihen bilden, doch beide Male wurden die bedrohlichen Reiter von der ruhigen Disziplin der weiß berockten Soldaten abgeschreckt. Die rot berockte Infanterie folgte nicht. Sie hatte das Dorf Argaum erreicht und blieb zufrieden dort, überließ die Verfolgung den Reitern, und diese Kavalleristen verfolgten den aufgeriebenen Haufen, der nach Norden strömte, doch keiner riskierte es, Dodds formierte Reihen anzugreifen.

Dodd ließ nach Westen abschwenken, fort von den Verfolgern. Bei Einbruch der Nacht fühlte er sich sicher genug, um aus dem Bataillon eine Kolonne aus Kompanien

zu formieren, und um Mitternacht, unter dem Vollmond, konnte er nicht einmal mehr die britischen Trompeten hören. Er wusste, dass immer noch Menschen starben, niedergeritten von der Kavallerie, durchbohrt von Lanzen oder von Säbeln abgeschlachtet, aber Dodd war ohne viele Verluste entkommen. Seine Männer waren erschöpft, aber sicher in einer dunklen Landschaft mit Hirsefeldern, ausgetrockneten Bewässerungsgräben und vereinzelten Dörfern, in denen Hunde kläfften, wenn sie die marschierende Kolonne witterten.

Dodd behelligte die Dorfbewohner nicht. Er hatte ausreichend Proviant dabei. Früh in der Nacht hatten sie ein Bewässerungsreservoir entdeckt und genug Wasser für die Männer und Tiere abgezapft.

»Weißt du, wo wir sind, Jemadar?«, fragte er.

»Nein, Sahib.« Gopal grinste, und seine Zähne schimmerten weiß in der Dunkelheit.

»Ich auch nicht. Aber ich weiß, wohin wir marschieren.«

»Wohin, Sahib?«

»Nach Gawilgarh, Gopal. Nach Gawilgarh.«

»Dann müssen wir nach Norden marschieren, Sahib.« Gopal wies zu den Bergen, die eine dunkle Linie vor dem nördlichen Sternenhimmel bildete. »Es ist dort, Sahib.«

Dodd marschierte zu der Festung, die nie erobert worden war. Zu der uneinnehmbaren Festung Gawilgarh.

Der Morgen dämmerte über den Hirsefeldern. Vögel flattern neben den Leichen hinab. Der Gestank des Todes war bereits widerlich. Er würde noch schlimmer werden, wenn die Sonne aufging und am wolkenlosen Himmel höher stieg, um das Land in einen Backofen zu verwandeln. Hornisten bliesen zum Wecken, und die Außenposten, die die schlafende Armee um Argaum herum bewacht hatten, feuerten ihre geladenen Musketen ab, um sie anschließend zu reinigen. Beim Musketenfeuer stiegen Vögel erschreckt von Leichen auf, und Hunde knurrten zwischen den Toten.

Regimenter hoben Gräber für ihre eigenen Gefallenen aus. Es gab nur wenige Soldaten zu beerdigen, denn es waren kaum fünfzig Rotröcke gestorben, aber es gab Hunderte Leichen von Marathen und Arabern, und die *lascars*, die indischen Träger, die für die Armee den Transport erledigten, begannen die Leichen einzusammeln. In einigen der Feinde war noch Leben, und die Glücklichen davon wurden mit dem Schlag einer Hacke getötet, bevor ihre Gewänder ausgeplündert wurden. Die Unglücklichen wurden in die Sanitätszelte getragen.

Die erbeuteten Geschütze des Feindes wurden inspiziert und ein Dutzend davon als geeignet für britischen Dienst ausgewählt. Sie waren alle gut hergestellt, in Agra geschmiedet von Waffenschmieden, die von Franzosen ausgebildet worden waren, doch einige hatten das falsche Kaliber und ein paar waren mit so vielen Gottheiten verziert, dass kein Kanonier mit Selbstachtung daran arbeiten würde. Diese sechsundzwanzig Geschütze wurden gesprengt. »Ein gefährliches Geschäft«, bemerkte Lieutenant Colonel William Wallace bei Sharpe.

»In der Tat, Sir.«

»Haben Sie den Unfall bei Assaye miterlebt?«, fragte Wallace. Der Colonel nahm seinen Zweispitz ab und fächerte sich Luft ins Gesicht. Der weiße Federbusch war immer noch mit Blut befleckt, das schwarz getrocknet war.

»Ich habe ihn gehört, nicht gesehen«, sagte Sharpe. Der Unfall hatte sich bei der Schlacht von Assaye ereignet, als die vom Feind erbeuteten Geschütze zerstört worden waren und ein großes Belagerungsgeschütz verfrüht explodiert war und zwei Pioniere in den Tod gerissen hatte.

»Seither sind wir knapp an guten Pionieren«, sagte Wallace, »und wir werden sie brauchen, wenn wir nach Gawilgarh marschieren.«

»Gawilgarh, Sir?«

»Eine Geisterfestung, Sharpe, ziemlich unheimlich.« Der Colonel drehte sich um und wies nach Norden. »Nur etwa

zwanzig Meilen entfernt, und wenn die Marathen ein bisschen Verstand haben, wird das ihr Ziel sein.« Wallace seufzte. »Ich habe die Festung nie gesehen, also ist sie vielleicht nicht so schlimm, wie man hört, aber ich erinnere mich, dass der arme McCandless den Anblick als Schock bezeichnet hat. Wirklich furchtbar. Wie Stirling Castle, sagte er, nur viel größer und die Felsen sind zwanzigmal höher.«

Sharpe hatte Stirling Castle nie gesehen, und so konnte er sich nicht vorstellen, was der Colonel meinte. Er sagte nichts. Er hatte den Morgen in Muße verbracht, bis Wallace ihn zu sich bestellt hatte, und jetzt ging er mit dem Colonel über das Schlachtfeld. Der arabische Junge folgte mit einem Dutzend Schritten Abstand.

»Ihrer, nicht wahr?«, fragte der Colonel und nickte zu Ahmed hin.

»Ich nehme es an, Sir. Hab ihn gestern sozusagen aufgelesen.«

»Sie brauchten einen Diener, nicht wahr? Urquhart sagte mir, dass Sie keinen haben.«

Urquhart hat also über mich mit dem Colonel gesprochen. Dabei kann nichts Gutes herausgekommen sein, dachte Sharpe. Urquhart hatte herumgenörgelt, er solle sich einen Diener suchen, hatte angedeutet, dass Sharpes Kleidung gewaschen und gebügelt werden müsse – was stimmte –, aber da er nur die Kleidung besaß, die er am Leib trug, sah er keinen Sinn darin, zu penibel zu sein. »Ich hatte eigentlich nicht gewusst, welche Arbeit ich dem Jungen geben soll, Sir«, gab Sharpe zu.

Wallace wandte sich um und sprach in einem indischen Dialekt mit dem Jungen, und Ahmed schaute zu dem Colonel auf und nickte ernst, als hätte er verstanden, was gesagt worden war. Vielleicht hatte er es wirklich kapiert, im Gegensatz zu Sharpe. »Ich habe ihm gesagt, er soll Ihnen richtig dienen«, erklärte Wallace, »und dass Sie ihn anständig bezahlen werden.« Der Colonel schien Ahmed zu missbilligen, oder vielleicht missbilligte er alles, was mit

Sharpe zu tun hatte, obwohl er sein Bestes tat, um freundlich zu sein. Es war Wallace gewesen, der für Sharpes Verwendung im 74. gesorgt hatte, und Wallace war ein enger Freund von Colonel McCandless gewesen. So nahm Sharpe an, dass der fast kahlköpfige Colonel so etwas wie ein Verbündeter war. Trotzdem fühlte sich Sharpe in der Gesellschaft des Schotten unbehaglich. Er fragte sich, ob er sich unter Offizieren jemals entspannt fühlen konnte.

»Wie geht es Ihrer Frau, Sharpe?«, fragte Wallace heiter.

»Meiner Frau, Sir?«, fragte Sharpe verwirrt.

»Ich meine die Französin, mit der Sie zusammen waren. Kann mich nicht an ihren Namen erinnern. Die hatten Sie doch ziemlich ins Herz geschlossen, nicht wahr?«

»Simone, Sir? Sie ist in Seringapatam, Sir. Das schien der beste Ort für sie zu sein.«

»Ganz recht, ganz recht.«

Simone Joubert war bei Assaye Witwe geworden, wo ihr Mann, der Sindhia gedient hatte, ums Leben gekommen war. Sie war Sharpes Geliebte gewesen und, nach der Schlacht, bei ihm geblieben. Wohin sonst soll ich gehen?, hatte sie gefragt. Doch Wellesley hatte seinen Offizieren verboten, ihre Frauen mit auf den Feldzug zu nehmen. Simone war zwar nicht Sharpes Frau, aber sie war eine Weiße, und so hatte sie zugestimmt, nach Seringapatam zu gehen und dort auf Sharpe zu warten. Er hatte ihr ein Empfehlungsschreiben für Major Stokes, Sharpes Vorgesetzten und Freund, der die Waffenkammer leitete, und einige der Juwelen mitgegeben, sodass sie sich Bedienstete suchen und komfortabel leben konnte. Manchmal fragte er sich besorgt, ob er ihr nicht zu viele der kostbaren Steine seiner Kriegsbeute gegeben hatte, doch er tröstete sich mit dem Gedanken, dass Simone sie bis zu seiner Rückkehr sicher bewahren würde.

»Sie sind also glücklich, Sharpe?«, fragte Wallace unvermittelt.

»Jawohl, Sir«, sagte Sharpe freudlos.

»Die Arbeit lenkt Sie ab?«

»Eigentlich nicht, Sir.«

»Es ist schwierig, nicht wahr?«, sagte Wallace vage. Er war stehen geblieben und beobachtete die Kanoniere, die eine der erbeuteten Kanonen luden, ein Ungetüm, das aussah, als könne es eine Kugel von zwanzig oder mehr Pfunden verschießen. Das Rohr war mit Ornamenten von Lotosblumen und tanzenden Mädchen verziert und in grellen Farben angestrichen. Die Kanoniere hatten das bunte Rohr mit einer Doppelladung Pulver geladen, und jetzt rammten sie zwei Kanonenkugeln in den geschwärzten Schlund. Ein Pionier hatte einige Keile gebracht, und ein Sergeant der Kanoniere schob einen Keil ins Rohr hinab, dann wurde er mit dem Ansetzer hineingerammt, sodass die Kugeln beim Abfeuern blockiert wurden. Der Pionier zog eine Rolle Luntenschnur aus der Tasche und steckte ein Ende in das Zündloch. Dann trat er zurück und entrollte die Schnur.

»Wir sollten besser weitergehen«, sagte Wallace und wies den Weg. »Wir wollen doch nicht von einem Trümmerstück der Kanone enthauptet werden, oder?«

»Natürlich nicht, Sir.«

»Es ist sehr schwierig«, sagte Wallace und nahm den vorherigen Gedanken wieder auf. »Aus den Mannschaften aufzusteigen, das ist bewundernswert, Sharpe, aber schwierig, habe ich recht?«

»Ich nehme es an«, sagte Sharpe ausweichend.

Wallace seufzte, als fände er das Gespräch unerwartet unerfreulich. »Urquhart sagte mir, Sie sind anscheinend ...«, der Colonel legte eine Pause ein, suchte wohl nach dem richtigen Wort, »... unglücklich?«

»Es braucht seine Zeit, Sir.«

»Natürlich, natürlich. Bei solchen Dingen ist das immer so.« Der Colonel wischte sich über seinen Glatzkopf und stülpte seinen schweißbedeckten Hut dann wieder darauf. »Ich erinnere mich, wie es war, als ich zum Militär ging. Das ist jetzt natürlich lange her, und ich war nur ein kleiner

Hüpfer. Wusste überhaupt nicht, was los war. Man brüllte ›Links um!‹, und ich drehte mich zackig nach rechts. Verdammt sonderbar, diese Armee, dachte ich. Monatelang dachte ich, ich bin im Irrenhaus, das kann ich Ihnen sagen.« Die Stimme des Colonels verlor sich. »Verdammt heiß«, sagte er nach einer Weile. »Verdammt heiß. Haben Sie je vom Fünfundneunzigsten gehört, Sharpe?«

»Fünfundneunzigsten, Sir? Ein weiteres schottisches Regiment?«

»Himmel, nein. Die 95. Schützen. Das ist ein neues Regiment. Erst ein paar Jahre alt. Wurde erst ›Experimental Corps of Riflemen‹ genannt!« Wallace brach bei dem Namen in Gelächter aus. »Aber ein Freund von mir ist bei den Halunken. Willie Stewart heißt er. Der ehrenwerte William Stewart. Großartiger Kollege! Aber Willie hat ein paar verdammt merkwürdige Ideen. Seine Jungs tragen grüne Röcke. Grüne! Und er sagte mir, seine Schützen seien nicht so steif, wie wir denken.« Wallace lächelte, um anzuzeigen, dass er einen Scherz gemacht hatte. »Ich habe mich gefragt, Sharpe, ob Sie nicht besser in Stewarts Einheit passen. Sie würden vielleicht seine Idee verstehen. Er fragte mich in einem Brief, ob ich irgendeinen aufgeweckten Offizier habe, der etwas von seiner Erfahrung in Indien nach Shorncliffe bringen könnte. Ich wollte ihm schon zurück schreiben, dass wir hier ein paar nette kleine Geplänkel erleben, und Willies Schurken werden als Plänkler ausgebildet, doch dann dachte ich an Sie, Sharpe.«

Sharpe sagte nichts. Wie man es auch sah, er wurde vom 74. entlassen. Es war nett von Wallace, das 95. als interessante Einheit zu schildern. Sharpe nahm an, dass es sich um das übliche Durcheinander eines in Kriegszeiten hastig aufgestellten Bataillons handelte, das mit den Überresten anderer Regimenter und mit Schurken aus der Gosse aufgefüllt worden war. Die Tatsache, dass sie grüne Uniformröcke trugen, klang so, als könne es sich die Armee nicht erlauben, rotes Tuch für sie zu verschwenden. Sie

würden sich vermutlich in ihrer ersten Schlacht in Panik im Chaos auflösen.

»Ich habe Willie von Ihnen geschrieben«, fuhr Wallace fort, »und ich weiß, dass er einen Platz für Sie haben wird.« Das bedeutet, dachte Sharpe, dass der ehrenwerte William Stewart Wallace einen Gefallen schuldet. »Und unser Problem ist, ehrlich gesagt, dass neuer Ersatz in Madras eingetroffen ist, und in einem Monat oder so werden wir wieder die Sollstärke haben.« Wallace legte eine Pause ein, überlegte anscheinend, ob er den Schlag ausreichend gedämpft hatte. »Und Tatsache ist, Sharpe«, fuhr er nach einer Weile fort, »dass schottische Regimenter mehr wie – Familien sind. Familien, das trifft es genau. Das hat meine Mutter immer gesagt, und sie war ziemlich schlau in diesen Dingen. Wie Familien! Mehr noch als englische Regimenter, denke ich. Meinen Sie nicht auch?«

»Jawohl, Sir«, sagte Sharpe und versuchte seinen Kummer zu verbergen.

»Aber ich kann Sie nicht gehen lassen, solange ein Krieg im Gange ist«, fuhr Wallace herzlich fort. Der Colonel hatte sich umgewandt, um die Kanone wieder zu betrachten. Der Pionier hatte jetzt seine Lunte zu Ende abgewickelt, und die Pioniere riefen jedem in Hörweite zu, aus der Gefahrenzone zu bleiben. »Mir gefällt das«, sagte der Colonel. »Nichts bringt mein Blut mehr in Wallung als ein bisschen mutwillige Zerstörung.«

Der Pionier stieß die Lunte in seine Zunderbüchse. Sharpe sah, dass er den Feuerstein rieb, die Lunte auf die kleine Flamme hielt und blies. Zischend stieg Rauch auf.

Die Lunte brannte schnell, der Rauch und Funken krochen durch das trockene Gras, und kleine Feuer entstanden, dann fraß sich die rot glühende Spur hinten in die Kanone und verschwand im Zündloch.

Für einen Herzschlag passierte nichts, dann begann sich das ganze Geschütz in seine Bestandteile aufzulösen. Die Sprengladung hatte versucht, die beiden Kanonenkugeln

durch das verkeilte Rohr hinauszuschleudern. Das Zündloch flog als Erstes heraus, das geformte Stück Metall riss einen Teil des Verschlusses heraus und dann zerbarst der hintere Teil des bunten Rohrs in Rauch, Flammen und Metallsplittern. Der vordere Teil des Rohrs, zackig abgerissen, fiel ins Gras. Die Kanoniere stießen Hurraschreie aus.

»Ein Marathen-Geschütz weniger«, sagte Wallace. Ahmed grinste breit. »Kannten Sie Mackay?«, fragte Wallace Sharpe.

»Nein, Sir.«

»Captain Mackay. Hugh Mackay, Offizier der East India Company. Viertes Eingeborenen-Kavallerieregiment. Sehr guter Mann. Ich habe seinen Vater gut gekannt. Der springende Punkt ist jedoch, dass der junge Hugh vor Assaye das Kommando über einen Ochsenzug erhielt. Er machte seine Sache sehr gut! Wirklich sehr gut. Doch er bestand darauf, sich in der Schlacht seinen Soldaten anzuschließen. Handelte befehlswidrig, verstehen Sie? Wellesley war eisern und bestand darauf, dass Mackay bei seinen Ochsen blieb, doch der junge Hugh wollte auf dem Tanzboden sein und mitmischen. Der arme Kerl starb schrecklich. Von einer Kanonenkugel in zwei Hälften gerissen!« Wallace klang schockiert, als sei dies eine abscheuliche Freveltat gewesen. »So ist der Ochsenzug ohne führende Hand geblieben, Sharpe.«

O Gott, dachte Sharpe, man will mich doch nicht zum Ochsenmeister machen!

»Es ist nicht fair zu sagen, dass sie keine führende Hand haben«, fuhr Wallace fort, »denn es gibt eine, doch der neue Kamerad hat keine Erfahrung mit Ochsen. Torrance heißt er, und ich bin mir sicher, dass er ein guter Kerl ist, aber die Dinge werden wahrscheinlich von jetzt an ein bisschen kitzliger. Wir marschieren tiefer ins feindliche Territorium, verstehen Sie? Und es sind immer noch verdammt viele ihrer Reiter unterwegs, und Torrance sagt, dass er einen Offizier als Stellvertreter braucht. Jemanden, der ihm hilft.

Ich dachte, Sie könnten genau der Richtige für die Aufgabe sein, Sharpe.« Wallace lächelte, als erweise er Sharpe einen großen Gefallen.

»Ich weiß nichts über Ochsen, Sir«, sagte Sharpe.

»Das ist mir klar. Wer weiß schon was darüber? Und bei dem Zug gibt es außerdem Dromedare und Elefanten. Das ist eine regelrechte Menagerie. Aber die Erfahrung wird Ihnen gut tun. Damit haben Sie mehrere Eisen im Feuer.«

Sharpe wusste, dass ein weiterer Protest nichts bringen würde, und so nickte er. »Jawohl, Sir.«

»Gut! Prima! Großartig!« Wallace konnte seine Erleichterung nicht verbergen. »Es wird nicht für lange sein, Sharpe. Sindhia ist bereits auf Frieden aus, und der Radscha von Berar wird ihm zwangsläufig folgen. Es wird vielleicht sogar keinen Kampf in Gawilgarh geben, wenn die Schufte dort Unterschlupf suchen. Gehen Sie also zu Torrance und helfen ihm, dann können Sie einen Kurs auf England einschlagen. Was halten Sie davon? Werden Sie ein Grünrock!«

Ensign Sharpe war also gescheitert. Völlig gescheitert. Er war zwei Monate Offizier gewesen und wurde jetzt aus dem Regiment rausgeworfen. Zu den Ochsen und den Dromedaren oder sonst was geschickt, und danach zum grün berockten Abschaum der Armee.

Die Briten und ihre alliierte Kavallerie marschierten und ritten die ganze Nacht hindurch. Im Morgengrauen rasteten sie kurz. Die Kavalleristen tränkten ihre Pferde, dann schwangen sie sich wieder in die Sättel und ritten weiter, bis die Tiere vor Erschöpfung schwankten und ihr Fell von weißen Schweißflocken bedeckt war. Erst dann gaben sie die wilde Verfolgungsjagd der Marathen-Flüchtlinge auf. Die Arme, mit denen sie die Säbel geschwungen hatten, waren ermüdet, ihre Klingen stumpf und ihr Blutdurst gestillt. Die Nacht war ein wilder Siegesrausch gewesen, ein Schlachtfest unter dem Mondschein, und am Morgen stürzten sich die Geier auf das Festmahl.

Die Verfolgung endete nahe der Hügelkette, die im Norden die Dekkan-Ebene begrenzte. Die Hügel waren steil und stark bewaldet, kein Terrain für Kavallerie, und über den Hügeln ragten hohe Felsen auf, die sich vom östlichen bis zum westlichen Horizont wie die alptraumhafte Brustwehr eines Stammes von Giganten erstreckte. An einigen Stellen gab es tiefe Einschnitte in den hohen Felsen. Ein paar der britischen Verfolger starrten auf die große Felswand, die ihren Weg blockierte, und nahmen an, dass die bewaldeten Einschnitte einen Pfad hinauf zur Kuppe ermöglichten, obwohl sich niemand vorstellen konnte, wie jemand auf die Felsen hinaufgelangen konnte, wenn der Feind sie verteidigte.

Zwischen zwei tiefen Einschnitten ragte ein großer, vorspringender Felsen aus der Bergwand wie der Bug eines monströsen Steinschiffs. Die Kuppe des vorspringenden Felsen ragte 2000 Fuß über den Reitern auf der Ebene auf, und einer von ihnen, der mit einer Hand voll Gras Blut von seiner Säbelklinge schrubbte, blickte zum hohen Gipfel und sah dort einen winzigen weißen Rauchfetzen. Zuerst hielt er ihn für ein Wölkchen, doch dann hörte er ein fernes Krachen von Geschützfeuer, und eine Sekunde später fiel eine Kanonenkugel in einen nahen Streifen Hirse. Sein Captain nahm ein Fernrohr und spähte hindurch in den Himmel. Schließlich stieß er einen leisen Pfiff aus.

»Was ist es, Sir?«

»Es ist eine Festung«, sagte der Captain. Er hatte nur schwarze Steinwälle oben auf dem grauweißen Fels sehen können. »Sie reckt sich in den Himmel«, sagte er grimmig. »Es ist Gawilgarh.«

Weitere Geschütze feuerten von der Festung, doch sie waren so lange in der Luft, dass die Geschosse all ihren Drall verloren, bevor sie den Boden erreichten. Die Kanonenkugeln fielen wie Regentropfen, und der Captain schrie seinen Männern zu, ihre Pferde in Sicherheit zu bringen. »Ihre letzte Zuflucht!« Er lachte. »Aber damit

haben wir nichts zu tun, Jungs! Die Infanterie wird sich damit beschäftigen.«

Die Kavalleristen zogen langsam südwärts. Einige ihrer Pferde hatten die Hufeisen verloren, was bedeutete, dass sie nach Hause geführt werden mussten, doch in der Nacht hatten sie gute Arbeit geleistet. Sie hatten verheerend unter den Überlebenden der geschlagenen Armee gehaust, und jetzt musste sich die Infanterie mit der letzten Zuflucht der Marathen befassen.

Ein Sergeant rief von der rechten Flanke, und der Captain wandte sich westwärts und sah eine Kolonne feindlicher Infanterie aus einem Waldstück auftauchen, das etwas mehr als eine Meile entfernt war. Das weiß berockte Bataillon verfügte noch über seine Artillerie, doch es zeigte keine Anzeichen, dass es auf einen Kampf aus war. Viele Zivilisten und einige Kompanien von flüchtenden Marathen hatten sich dem Regiment angeschlossen, das jetzt auf eine Straße zustrebte, die sich in die Hügel zu der Festung hinaufwand und dann im Zickzack vor dem vorspringenden Felsen endete. Wenn diese Straße der einzige Weg ins Fort ist, dachte der Kavallerie-Captain, dann gnade Gott den Rotröcken, die Gawilgarh angreifen müssen. Er starrte durch sein Fernrohr zur Infanterie. Die weiß berockten Soldaten zeigten nur wenig Interesse an der britischen Kavallerie, doch es war klug, schneller südwärts zu reiten.

Einen Moment später war die Kavallerie hinter Hirsefeldern verborgen. Der Captain drehte sich ein letztes Mal um und spähte wieder zur Festung auf den Felsen. Sie schien den Himmel zu berühren, so hoch ragten die Felsen auf. »Ein höllischer Ort«, murmelte der Captain staunend, dann wandte er sich um und ritt davon. Er hatte seine Pflicht getan, und jetzt musste die Infanterie in die Wolken klettern, um die ihre zu tun.

Colonel William Dodd beobachtete, wie die blau berockten Kavalleristen ihre müden Pferde südwärts führten, bis sie jenseits eines Hirsefelds verschwanden. Der Subadar – der

eingeborene Kompanieführer –, der das Kommando über die kleine Kanone des Regiments führte, hatte abprotzen und das Feuer auf die Reiter eröffnen wollen, doch Dodd hatte seine Genehmigung verweigert. Es hatte keinen Sinn anzugreifen, denn bis die Waffen geladen waren, wären die Kavalleristen außer Schussweite gewesen. Er beobachtete, wie die letzten Kanonenkugeln von den Geschützen der Festung auf den Boden stürzten. Diese Kanonen sind von geringem Nutzen, dachte Dodd, sie können Leute auf der Ebene nur wenig beeindrucken.

Es dauerte über sieben Stunden, bis Dodds Regiment zur Festung Gawilgarh heraufgeklettert war, und als er den Gipfel erreichte, schmerzten seine Muskeln und seine Uniform war mit Schweiß getränkt. Er war jeden Schritt zu Fuß gegangen, anstatt auf seinem Pferd zu reiten, denn das Tier war erschöpft. Wenn er von seinen Männern erwartete, dass sie die lange Straße empor zu Fuß gingen, dann tat er das genauso.

William Dodd war ein großer, fahlgesichtiger Mann mit harter Stimme, linkisch und unfreundlich, doch er wusste, wie er die Bewunderung der Männer erringen konnte. Sie sahen, dass er zu Fuß ging, wenn er hätte reiten können, und so beschwerten sie sich nicht, als der steile Aufstieg ihnen den Atem und die Kraft nahm. Die Familien des Regiments, ihr Gepäck und die Batterie Kanonen waren noch weit unter ihnen auf dem gewundenen Weg, der auf den letzten paar Meilen kaum mehr als ein Sims war, der aus dem Fels gehackt worden war.

Dodd formierte seine Kobras in vier Reihen, als sie sich Gawilgarhs südlichem Eingang näherten, wo die metallbeschlagenen Torflügel einladend geöffnet wurden.

»Marschiert jetzt zackig!«, rief Dodd seinen Männern zu. »Ihr braucht euch für nichts zu schämen! Ihr habt keine Schlacht verloren!« Er schwang sich in seinen Sattel und zog sein Schwert mit goldenem Griff und salutierte vor der Flagge von Berar, die über dem hohen Turm am Tor wehte.

Dann drückte er die Absätze in die Flanken seiner Stute und führte seine unbesiegten Männer in den langen Eingangstunnel zum Turm.

Er tauchte in der Nachmittagssonne wieder auf und schaute auf die Gebäude, die innerhalb der Festung und auf dem Gipfel von Gawilgarhs Vorgebirge erbaut worden waren. Die Gassen der winzigen Stadt waren voller Soldaten, die meisten davon Marathen-Kavalleristen, die vor den britischen Verfolgern geflüchtet waren. Als sich Dodd im Sattel umdrehte, sah er einige Infanteristen von Gawilgarhs Garnison auf dem Wehrgang stehen. Er sah ebenfalls Manu Bappu, der den britischen Verfolgern entkommen war und jetzt gestikulierte, dass Dodd zum Gefechtsturm kommen sollte.

Dodd befahl einem seiner Männer, sein Pferd zu halten. Dann stieg er an der schwarzen Mauer zum obersten Wehrgang des Turms, wo er staunend verharrte, um die Aussicht in sich aufzunehmen. Es war, als stünde er am Rande der Welt. Die Ebene war so weit unten und der südliche Horizont war so fern, dass er vor sich nichts als scheinbar endlosen Himmel sah. Dies, dachte Dodd, ist Gottes Blick auf die Erde. Der Blick des Adlers. Er neigte sich über die Brüstung und sah seine Geschütze quälend langsam über die schmale Straße heraufkommen.

»Sie hatten recht, Colonel«, sagte Manu Bappu kläglich.

Dodd richtete sich auf, um den Marathen-Prinz anzusehen. »Es ist gefährlich, gegen die Briten in offenem Terrain zu kämpfen«, sagte er, »aber hier ...«, Dodd wies zur Zugangsstraße, »... hier werden sie sterben, Sahib.«

»Der Haupteingang der Festung ist auf der anderen Seite im Norden«, sagte Bappu mit seiner zischenden Stimme.

Dodd wandte sich um und spähte über das Dach des zentralen Palastes. Er konnte wenig von den nördlichen Verteidigungsanlagen der großen Festung sehen, doch weit entfernt sah er einen anderen Turm wie denjenigen, auf dem

er jetzt stand. »Ist es ebenso schwierig, sich dem Haupteingang zu nähern wie diesem?«, fragte er.

»Nein, aber es ist nicht leicht. Der Feind muss sich über eine enge Felsleiste nähern und dann durch das äußere Fort kämpfen. Danach kommt eine Schlucht und dann das innere Fort. Ich will, dass Sie das innere Tor bewachen.«

Dodd schaute Bappu misstrauisch an. »Nicht das äußere Fort?« Dodd nahm an, dass seine Kobras die Stelle bewachen sollten, an der die Briten angreifen würden. So würden die Briten besiegt werden.

»Das äußere Fort ist eine Falle«, erklärte Bappu. Er sah müde aus, doch die Niederlage bei Argaum hatte seinen Kampfgeist nicht zerstört, sondern seinen Rachedurst geweckt. »Wenn die Briten das äußere Fort erobern, werden sie denken, sie haben gesiegt. Sie können nicht wissen, dass sie eine noch viel schlimmere Barriere hinter der Schlucht erwartet. Diese Barriere muss gehalten werden. Mir ist es gleichgültig, wenn die äußere Barriere fällt, aber wir müssen die innere halten. Das bedeutet, dass unsere besten Soldaten dort sein müssen.«

»Wir werden sie halten«, sagte Dodd.

Bappu wandte sich um und starrte südwärts. Irgendwo in der hitzeflimmernden Ferne bereiteten sich die Briten auf den Marsch nach Gawilgarh vor. »Ich dachte, wir könnten sie bei Argaum stoppen«, gab er leise zu.

Dodd, der abgeraten hatte, bei Argaum zu kämpfen, sagte nichts.

»Aber hier werden sie gestoppt«, fuhr Bappu fort.

Hier müssen sie unbedingt gestoppt werden, dachte Dodd. Er war von der Armee der East India Company desertiert, weil er die Verurteilung und Exekution befürchtet hatte, aber auch, weil er glaubte, er könne ein Vermögen machen, wenn er als Söldner den Marathen diente. Bis jetzt hatte er drei Niederlagen erlitten, und jedes Mal hatte er seine Männer sicher aus der Katastrophe geführt, doch von Gawilgarh würde es kein Entkommen geben. Die Briten

würden jeden Fluchtweg blockieren, und deshalb mussten sie gestoppt werden. Sie mussten an dieser Himmelsfestung scheitern, und das würden sie, da war Dodd zuversichtlich. Denn nichts Vorstellbares konnte diese Festung einnehmen. Er war am Rande der Welt, hoch am Himmel, und für die Briten würde es sein, als müssten sie in den Himmel klettern.

Hier, tief in Indien, würden die Rotröcke endlich besiegt werden.

Sechs Kavalleristen in den blauen Uniformröcken mit den gelben Abzeichen der 19. Leichten Dragoner warteten vor dem Haus, in dem Captain Torrance einquartiert sein sollte. Sie standen unter dem Kommando eines langbeinigen Sergeants, der auf einer Bank neben der Tür lümmelte. Der Sergeant blickte auf, als sich Sharpe näherte.

»Ich hoffe, Sie erwarten nichts Nützliches von den Bastarden«, sagte er bissig. Dann sah er, dass der schäbig uniformierte Sharpe zwar einen Tornister wie jeder gemeine Soldat trug, jedoch auch eine Offiziersschärpe und einen Säbel hatte. Er sprang auf. »Verzeihung, Sir.«

Sharpe befahl ihm mit einer Geste, wieder auf der Bank Platz zu nehmen. »Nützliches?«, fragte er.

»Hufeisen, Sir, das ist alles, was wir unbedingt brauchen. Hufeisen! Sie sollen viertausend auf Lager haben, aber können sie sie finden?« Der Sergeant spuckte aus. »Sie sagen mir, sie seien verloren gegangen. Ich soll zu den *bhinjarries* gehen und sie kaufen! Wie soll ich das meinem Captain sagen? Jetzt müssen wir hier rumsitzen, bis Captain Torrance zurückkommt. Vielleicht weiß er, wo sie sind. Dieser Affe da drin ...«, er zeigte mit dem Daumen zur Haustür, »... hat keine Ahnung.«

Sharpe schob die Tür auf und betrat einen großen Raum, in dem ein halbes Dutzend Männer mit einem genervten Inder stritten, der offenbar ein Schreiber war und über zerfledderten Hauptbüchern an einem Tisch saß. »Captain Torrance ist krank!«, fuhr der Schreiber Sharpe an, ohne

abzuwarten, was der Neuankömmling wollte. »Und nehmen Sie den schmutzigen Araberjungen mit raus«, fügte er hinzu und nickte zu Ahmed hin, der, bewaffnet mit einer Muskete, die er einem Gefallenen auf dem Schlachtfeld abgenommen hatte, Sharpe ins Haus gefolgt war.

»Musketen!«, versuchte ein Mann den Schreiber auf sich aufmerksam zu machen.

»Hufeisen!«, rief ein Lieutenant der East India Company.

»Eimer«, sagte ein Kanonier.

»Kommen Sie morgen wieder«, sagte der Schreiber. »Morgen!«

»Das haben Sie schon gestern gesagt«, erwiderte der Kanonier, »und hier bin ich.«

»Wo ist Captain Torrance?«, fragte Sharpe.

»Er ist krank«, sagte der Schreiber missbilligend, als hätte Sharpe allein durch seine Frage die anfällige Gesundheit des Captains gefährdet. »Er kann nicht gestört werden. Und warum ist dieser Junge hier? Er ist ein Araber!«

»Weil ich will, dass er hier ist«, sagte Sharpe. Er ging um den Tisch herum und starrte auf die Hauptbücher hinab. »Welch ein Durcheinander!«

»Sahib!« Der Schreiber hatte jetzt erkannt, dass Sharpe ein Offizier war. »Bleiben Sie auf der anderen Seite des Tisches, Sahib, bitte, Sahib! Hier ist System drin, Sahib. Ich bleibe auf dieser Seite des Tischs, und Sie bleiben auf der anderen. Bitte, Sahib.«

»Wie heißen Sie?«, fragte Sharpe.

Die Frage schien seinen Stolz zu verletzen. »Ich bin Captain Torrances Assistent«, sagte er großartig.

»Und Torrance ist krank?«

»Der Captain ist sehr krank.«

»Und wer hat das Kommando?«

»Ich«, sagte der Schreiber.

»Nicht mehr länger«, sagte Sharpe. Er blickte zu dem Lieutenant der East India Company auf. »Was möchten Sie?«

»Hufeisen.«

»Wo sind also die verdammten Hufeisen?«, fragte Sharpe den Schreiber.

»Das habe ich erklärt, Sahib, das habe ich schon erklärt«, sagte der Schreiber. Er war ein Mann in mittleren Jahren mit Gelehrtengesicht und tintenbefleckten Fingern. Hastig schloss er die Hauptbücher, sodass Sharpe nicht darin lesen konnte. »Und jetzt, Sahib, stellen Sie sich bitte hinten an.«

»Wo sind die Hufeisen?« Sharpe neigte sich dicht an den schwitzenden Schreiber.

»Dieses Büro ist geschlossen!«, rief der. »Geschlossen bis morgen! Dann werden wieder Geschäfte abgewickelt. Befehl von Captain Torrance!«

»Ahmed!«, rief Sharpe. »Erschieß den Scheißer.«

Ahmed verstand kein Englisch, doch das konnte der Schreiber nicht wissen. Er streckte abwehrend die Hände vor. »Ich schließe das Büro! Unter diesen Umständen kann ich nicht arbeiten! Ich werde mich bei Captain Torrance beschweren! Es wird Probleme geben! Große Probleme!« Der Schreiber blickte zu einer Tür, die weiter ins Haus führte.

»Ist Torrance da drin?«, fragte Sharpe und nickte zu der Tür.

»Nein, Sahib, und Sie können dort nicht reingehen. Der Captain ist krank.«

Sharpe ging zu der Tür und stieß sie auf. Der Schreiber protestierte lautstark, doch Sharpe ignorierte ihn. Der Musselinvorhang an der Tür verhedderte sich, als Sharpe sich in den Raum schob, in dem die Hängematte eines Matrosen von der Decke hing. Niemand schien sich in dem Raum aufzuhalten, doch dann ließ ihn ein wimmernder Laut in eine halb dunkele Ecke blicken. Dort duckte sich eine jüngere Frau. Sie trug einen Sari, wirkte jedoch europäisch auf Sharpe. Sie hatte Goldlitze auf die Außennähte einer Reithose genäht, starrte jetzt jedoch mit geweiteten Augen angstvoll auf Sharpe.

»Wer sind Sie, Ma’am?«, fragte Sharpe.

Die Frau schüttelte den Kopf. Sie hatte pechschwarzes Haar und einen sehr weißen Teint. Er spürte ihre Angst.

»Ist Captain Torrance hier?«, wollte Sharpe wissen.

»Nein«, wisperte sie.

»Er ist krank, stimmt das?«

»Wenn er das so sagt, Sir«, erwiderte sie leise. Ihr Londoner Akzent verriet, dass sie Engländerin war.

»Vor mir haben Sie nichts zu befürchten, meine Liebe«, sagte Sharpe, denn sie zitterte vor Angst. »Sind Sie Frau Torrance?«

»Nein!«

»Sie arbeiten für ihn?«

»Ja, Sir.«

»Und Sie wissen nicht, wo er ist?«

»Nein, Sir«, sagte sie leise und sah mit großen Augen zu Sharpe auf. Er nahm an, dass sie log. Vermutlich hatte sie einen guten Grund zu lügen, weil sie vielleicht eine Bestrafung durch Torrance befürchtete, wenn sie die Wahrheit sagte. Er spielte mit dem Gedanken, sie sanft auszuhorchen, sagte sich dann jedoch, dass dies zu lange dauern würde. Er fragte sich, wer sie war. Sie war hübsch, trotz der Angst, vermutlich Torrances *bibbi.* Glücklicher Torrance, dachte er. »Tut mir leid, dass ich Sie gestört habe, Ma'am«, sagte er und ließ den Musselinvorhang zum Vorraum wieder zufallen.

Der indische Schreiber schüttelte heftig den Kopf. »Sie hätten nicht dort reingehen sollen, Sahib! Dies ist ein Privatquartier! Privat! Ich werde gezwungen sein, dies Captain Torrance zu melden.«

Sharpe ging zum Stuhl des Schreibers und kippte ihn, zwang so den Mann aufzustehen. Die wartenden Männer im Raum lachten. Sharpe ignorierte sie, setzte sich auf den Stuhl und zog die Hauptbücher zu sich heran. »Mich interessiert nicht, was Sie Captain Torrance erzählen werden, solange Sie mir erst etwas über die Hufeisen sagen.«

»Sie sind verloren gegangen!«, sagte der Schreiber.

»Wie verloren gegangen?«, fragte Sharpe.

Der Schreiber zuckte mit den Schultern. »Dinge gehen nun mal verloren.« Schweiß rann über sein Gesicht, als er einige der Hauptbücher von Sharpe wegzuziehen versuchte. Er verharrte mitten in der Bewegung, als er den Ausdruck im Gesicht des Ensigns sah. »Dinge gehen verloren«, wiederholte er schwach. »Es ist die Natur der Dinge, dass sie abhanden kommen.«

»Musketen?«, fragte Sharpe.

»Verloren«, gab der Schreiber zu.

»Eimer?«

»Verloren«, sagte der Schreiber.

»Papierkram?«

Der Schreiber runzelte die Stirn. »Papierkram, Sahib?«

»Wenn etwas verloren geht«, sagte Sharpe geduldig, »dann gibt es eine Akte. Wir sind bei der verdammten Armee. Da können Sie nicht pissen gehen, ohne eine Aktennotiz davon zu machen. Also zeigen Sie mir die Akte, was verloren gegangen ist.«

Der Schreiber seufzte und schlug eines der großen Hauptbücher auf. »Hier, Sahib«, sagte er und wies mit einem Tintenfinger darauf. »Ein Fass Hufeisen, sehen Sie? Transportiert auf einem Ochsen von Jamkandhi, verloren im Godavari am 12. November.«

»Wie viele Hufeisen sind in einem Fass?«, fragte Sharpe.

»Hundertzwanzig.« Der langbeinige Kavallerie-Sergeant war ins Büro gekommen und lehnte jetzt am Türpfosten.

»Und es sollen viertausend Hufeisen auf Lager sein?«, fragte Sharpe.

»Hier!« Der Schreiber blätterte eine Seite um. »Ein weiteres Fass, sehen Sie?«

Sharpe spähte auf die schlecht geschriebene Eintragung. »Verloren im Godavari«, las er laut.

»Und hier.« Der Schreiber tippte wieder auf eine Eintragung.

»Gestohlen«, las Sharpe. Ein Schweißtropfen landete auf der Seite, als der Schreiber sie umdrehte. »Wer hat sie also gestohlen?«

»Der Feind, Sahib«, sagte der Schreiber. »Seine Reiter sind überall.«

»Seine verdammten Reiter galoppieren davon, wenn man sie nur anblickt«, sagte der große Sergeant mürrisch. »Die können nicht mal ’ner Henne ein Ei unter dem Hintern wegklauen.«

»Die Konvois wurden aus dem Hinterhalt überfallen, Sahib«, beteuerte der Schreiber, »und die Dinge wurden gestohlen.«

»Sie meinen wohl geraubt«, sagte Sharpe. Er schob die Hand des Schreibers zur Seite und blätterte die Seiten zurück, suchte nach dem Datum, an dem die Schlacht bei Assaye stattgefunden hatte. Er fand sie und entdeckte eine andere Handschrift als bei den vorherigen Eintragungen. Vermutlich hatte Captain Mackay das Hauptbuch selbst geführt. In Mackays Eintragungen gab es weitaus weniger Vermerke »gestohlen« oder »verloren gegangen«. Mackay hatte acht Kanonenkugeln bei der Durchquerung eines Flusses als »verloren gegangen« vermerkt, und zwei Fass Pulver als »gestohlen«, doch in den Wochen seit Assaye hatten nicht weniger als achtundsechzig Ochsen ihre Last verloren, entweder durch Unfälle oder Diebe. Noch aufschlussreicher, jeder dieser Ochsen hatte eine knappe Ware transportiert. Die Armee würde keine Ladung von Kanonenkugeln vermissen, aber sie würde ernsthaft leiden, wenn ihre letzte Reserve an Hufeisen verschwand. »Wessen Handschrift ist das?«, fragte Sharpe, nachdem er zur neuesten Seite umgeblättert hatte.

»Meine, Sahib.« Der Schreiber sah ängstlich drein.

»Woher wissen Sie, wenn etwas gestohlen worden ist?«

Der Schreiber zuckte mit den Schultern. »Der Captain sagt es mir. Oder der Sergeant.«

»Der Sergeant?«

»Er ist nicht hier«, erklärte der Schreiber. »Er bringt einen Ochsenkonvoi nach Norden.«

»Wie heißt der Sergeant?«, fragte Sharpe, denn er konnte keine Eintragung im Hauptbuch finden.

»Hakeswill«, sagte der Kavallerie-Sergeant lakonisch. »Das ist der Scheißer, der für gewöhnlich damit handelt, weil Captain Torrance immer krank ist.«

»Verdammt!«, entfuhr es Sharpe, und er schob den Stuhl zurück. »Hakeswill! Der verfluchte Obadiah Hakeswill! Warum hat man ihn nicht zurück zu seinem Regiment geschickt? Er sollte überhaupt nicht hier sein!«

»Er kennt das System«, erklärte der Schreiber. »Captain Torrance wollte, dass er bleibt, Sahib.«

Das kann ich mir denken, dachte Sharpe. Hakeswill war an den profitabelsten Posten bei der Armee gelangt! Er melkte die Kuh und sorgte dafür, dass in den Büchern die Handschrift des Schreibers stand, so war Obadiah nichts nachzuweisen. »Wie funktioniert das System?«, fragte Sharpe den Schreiber.

»Mit Lieferscheinen«, sagte der Schreiber.

»Lieferscheinen?«

»Ein Ochsentreiber erhält einen Lieferschein, Sahib, und wenn er die Ware abliefert, wird der Lieferschein unterzeichnet und hergebracht. Dann wird er bezahlt. Kein Lieferschein, kein Geld. Das ist das Prinzip, Sahib. Kein Lieferschein, kein Geld.«

»Und auch keine verdammten Hufeisen«, sagte der große Kavallerie-Sergeant.

»Und Sergeant Hakeswill bezahlt das Geld?«, fragte Sharpe.

»Wenn er hier ist, Sahib«, antwortete der Schreiber.

»So komme ich nie zu meinen verdammten Hufeisen«, protestierte der Lieutenant der East India Company.

»Oder ich zu meinen Eimern«, warf der Kanonier ein.

»Die *bhinjarries* haben alles Notwendige«, beteuerte der Schreiber. »Sprechen Sie mit den *bhinjarries!* Da bekommen

Sie alles Notwendige! Dieses Büro ist bis morgen geschlossen.«

»Doch woher bekommen die *bhinjarries* das Notwendige? Können Sie mir das beantworten?«, fragte Sharpe. Der Schreiber zuckte nur mit den Schultern.

Die *bhinjarries* waren Händler, die mit ihren Packochsen und Karren mit der Armee reisten. Sie verkauften Lebensmittel, Schnaps, Frauen und Luxuswaren. Und jetzt boten sie anscheinend auch militärisches Versorgungsmaterial an, was bedeutete, dass die Armee für Dinge bezahlen musste, die normalerweise kostenlos geliefert wurden, und der verdammte Hakeswill hatte einen Finger, wenn nicht die ganze Hand in dem Geldtopf und verdiente an Dingen, die der Armee gestohlen worden waren. »Wohin muss ich, um Hufeisen zu bekommen?«, fragte Sharpe den Schreiber.

Er antwortete nur zögernd und widerwillig, doch schließlich breitete er die Arme aus und schlug Sharpe vor, im Lager der Händler nachzufragen. »Jemand wird Ihnen das dann sagen, Sahib.«

»Sie sagen es mir«, sagte Sharpe.

»Ich weiß es nicht!«

»Woher wissen Sie dann, dass sie Hufeisen haben?«

»Ich habe von diesen Dingen gehört!«

Sharpe stand auf und drückte den Schreiber zurück, bis er an die Wand stieß. »Sie haben nicht nur über diese Dinge gehört«, sagte er und packte den Schreiber am Kragen. »Sie wissen Bescheid.« Er schlang den Arm um den Hals des Mannes und zog ihn zu sich heran. »Also sag es mir, oder ich lasse dir von meinem Araberjungen was abschneiden. Er mag Eier zum Frühstück, und er ist verdammt hungrig.«

Der Schreiber schwitzte in Sharpes Griff und rang um Atem. »Naig«, krächzte er, als Sharpe den Griff lockerte.

»Naig?«, wiederholte Sharpe. Der Name weckte eine vage Erinnerung in Sharpe. Er überlegte. Dann fiel ihm ein, dass so ein Händler geheißen hatte, einer der Händler bei der

Armee, der ihr nach Seringapatam gefolgt war. »Naig«, fragte er, um sich zu vergewissern. »Ein Typ mit einem grünen Zelt?«

»Genau der, Sahib.« Der Schreiber nickte. »Aber das habe ich Ihnen nicht gesagt. Diese Gentlemen sind meine Zeugen, ich habe Ihnen nichts gesagt!«

»Er betreibt ein Bordell!«, sagte Sharpe und erinnerte sich, dass Naig damals mit Sergeant Obadiah Hakeswill befreundet gewesen war. Sharpe war noch Private gewesen, und Hakeswill hatte ihn mit einer Lügengeschichte belastet, was zu einer Auspeitschung geführt hatte. Naig hatte damals hellhäutige Huren in grünen Wagen mit Vorhängen verkauft. »Dieses Büro ist geschlossen!«, sagte Sharpe.

Der Kanonier protestierte, und der Kavallerie-Sergeant schaute enttäuscht drein.

»Wir werden Naig besuchen«, kündigte Sharpe an.

»Nein!«, sagte der Schreiber zu laut.

»Nein?«, fragte Sharpe.

»Er wird ärgerlich sein, Sahib.«

»Warum sollte er ärgerlich sein?«, tat Sharpe erstaunt. »Ich bin ein Kunde, nicht wahr? Er hat Hufeisen, und wir wollen Hufeisen. Er sollte erfreut sein, uns zu sehen.«

»Er muss mit Respekt behandelt werden, Sahib«, sagte der Schreiber nervös. »Naig ist ein mächtiger Mann. Haben Sie Geld für ihn?«

»Ich will mir nur seine Hufeisen ansehen«, sagte Sharpe. »Und wenn sie von der Armee ausgegeben worden sind, werde ich sie ihm in den gierigen Hals rammen.«

Der Schreiber schüttelte den Kopf. »Er hat Leibwächter, Sahib. Er hat *jettis!*«

»Ich glaube, ich sollte Sie allein hingehen lassen«, sagte der Lieutenant der East India Company und wich zurück.

»*Jettis?* Was ist das?«, fragte der Kavallerie-Sergeant.

»Schlägertypen«, erklärte Sharpe. »Riesenkerle, die ihre Opfer töten, indem sie ihnen den Hals umdrehen wie einem

Hühnchen.« Er wandte sich wieder an den Schreiber. »Woher hat Naig seine *jettis?* Aus Seringapatam?«

»Ja, Sahib.«

»Ich hab genug von diesen Killern getötet«, sagte Sharpe, »da kommt es auf ein paar weitere nicht an. Kommen Sie mit?« Er blickte den Kavallerie-Sergeant fragend an.

»Warum nicht?« Der Mann grinste.

»Sonst noch jemand?«, fragte Sharpe, aber keiner sonst hatte an diesem Nachmittag Lust auf einen Kampf.

»Bitte, Sahib!«, flehte der Schreiber.

Sharpe ignorierte ihn und trat, gefolgt von Ahmed und dem Kavalleristen, hinaus in den Sonnenschein. »Wie heißen Sie?«, fragte Sharpe den Sergeant.

»Lockhart, Sir. Eli Lockhart.«

»Ich bin Dick Sharpe, Eli, und Sie brauchen mich nicht ›Sir‹ zu nennen. Ich bin kein richtiger verdammter Offizier. Ich wurde bei Assaye dazu gemacht, und ich wünschte mir jetzt, die Scheißer hätten mich Sergeant sein lassen. Sie haben mich geschickt, um ein verdammter Ochsentreiber zu sein, weil ich zu sonst keinem passe.« Er schaute zu Lockharts sechs Soldaten, die immer noch warteten. »Was tun die hier?«

»Ich hatte nicht vor, die verdammten Hufeisen selbst zu tragen«, sagte Lockhart. Er gab den Soldaten einen Wink. »Kommt, Jungs. Wir reiten zu einer Schlägerei.«

»Wer hat was von einer Schlägerei gesagt?«, fragte Sharpe.

»Er hat Hufeisen«, erklärte Lockhart, »aber wir haben kein Geld. So gibt es nur eine Möglichkeit, wie wir sie von ihm bekommen können.«

»Stimmt«, sagte Sharpe und grinste.

Lockhart wirkte plötzlich sonderbar scheu. »Waren Sie im Quartier des Captains, Sir?«

»Ja, warum fragen Sie?«

Der hart aussehende Sergeant wurde jetzt tatsächlich rot. »Sie haben dort keine Frau gesehen, oder, Sir?«

»Ein dunkelhaariges Mädchen. Hübsch.«

»Das ist sie.«

»Wer ist das?«

»Torrances Dienerin. Eine Witwe. Er brachte sie und ihren Mann aus England mit, doch der Mann fiel und ließ sie allein. Torrance wollte sie nicht gehen lassen.«

»Und Sie möchten sie ihm aus den Händen nehmen, sehe ich das richtig?«

»Ich habe sie bisher nur aus der Ferne gesehen«, sagte der Sergeant. »Torrance war in einem anderen Regiment, in einem der Madrassis, aber wir haben oft genug zusammen gelagert.«

»Sie ist noch da«, sagte Sharpe trocken, »und sie lebt noch.«

»Er hält sie wie eine Gefangene«, sagte Lockhart, dann trat er einen Hund aus dem Weg.

Die acht Männer hatten das Dorf verlassen und waren in das ausgedehnte Lager geritten, wo sich die Händler mit ihren Herden, Wagen und Familien zusammengeschlossen hatten. Einer der Kavalleristen hatte Sharpe hinter sich aufsitzen lassen.

Große weiße Ochsen mit bemalten Hörnern waren an Pflöcke angebunden, und Kinder sammelten zwischen den Tieren Dung, der zu Kuchen geformt und als Brennstoff getrocknet wurde. »Erzählen Sie mir etwas über diese *jettis*«, sagte Lockhart.

»Muskelmänner wie im Zirkus«, sagte Sharpe, »das hat irgendeinen religiösen Hintergrund, in dem ich keinen Sinn sehe. Fragen Sie mich nicht nach Einzelheiten darüber. Sie sind Muskelprotze, aber sehr langsam. Ich habe vier von den Scheißern in Seringapatam getötet.«

»Und Sie kennen Hakeswill?«

»Ich kenne der verdammten Kerl. Er hat mich rekrutiert, und seither belästigt er mich. Er sollte gar nicht bei dieser Armee sein, sondern mit den Havercakes unten im Süden, doch er kam mit einem Haftbefehl hierher, um mich festzunehmen. Das schaffte er nicht, und so blieb er. Und er

arbeitet in dem verdammten System! Sie können Ihren letzten Schilling verwetten, dass er der Bastard ist, der Naig mit Ware beliefert und den Profit mit ihm teilt.« Sharpe stoppte, um nach den grünen Zelten Ausschau zu halten. »Wie kommt es, dass Sie Ihre Ersatzhufeisen nicht selbst transportieren?«

»Das tun wir. Doch wenn sie ausgehen, müssen wir den Bedarf vom Nachschub decken. So sollte das System funktionieren. Und die gestrige Verfolgungsjagd hat uns die Hälfte der Hufeisen ruiniert. Wir brauchen neue.«

Sharpe hatte eine Ansammlung verblichener grüner Zelte entdeckt. Er wies hin. »Dort steckt der Bastard.« Er schaute Lockhart an. »Es könnte gefährlich werden.«

Lockhart grinste. Er war so groß wie Sharpe und wirkte, als hätte er in seinem Leben jede Menge Kneipenschlägereien überlebt.

»Ist das Ding geladen?« Sharpe nickte zu der Pistole an Lockharts Gurt. Dort hing ebenfalls ein Säbel wie an Sharpes Hüfte.

»Dafür sorge ich.« Lockhart zog die Pistole. Sharpe drehte sich zu Ahmed um und machte ihm mit Gesten klar, dass er die Muskete laden sollte. Ahmed grinste und wies auf das Schloss, um anzuzeigen, dass seine Waffe bereits geladen war.

»Wie viele der Scheißer werden uns erwarten?«, fragte Lockhart.

»Ein Dutzend?«, schätzte Sharpe.

Lockhart blickte zu seinen sechs Männern. »Mit einem Dutzend können wir fertig werden.«

»Denke ich auch. Dann lasst uns ein bisschen Ärger machen.« Er grinste, denn zum ersten Mal, seit er Offizier geworden war, machte es ihm Spaß.

Was bedeutete, dass jemand Mordsärger bekommen würde.

KAPITEL 3

Major General Sir Arthur Wellesley ritt mit einer Kavalkade von Offizieren nordwärts. Nur langsam senkte sich die Staubfahne hinter den Reitern. Zwei Schwadronen Kavallerie der East India Company bildeten die Eskorte des Generals. Manu Bappus Armee mochte Prügel bezogen haben und die meisten Überlebenden auf der Flucht nach Gawilgarh sein, doch auf der Dekkan-Ebene wimmelte es noch von Marathen-Kavallerie, die bereit war, sich auf Nachschubkonvois, Holzfällertrupps oder die Grasschneider zu stürzen, die die Tiere der Armee mit Futter versorgten, und so ritten die beiden Schwadronen mit gezogenen Säbeln. Wellesley bestimmte ein schnelles Tempo, genoss die Freiheit, in dem offenen Land zu galoppieren. »Haben Sie heute Morgen Colonel Stevenson besucht?«, rief er über die Schulter einem Adjutanten zu.

»Das habe ich, Sir, und er ist nicht besser dran als zuvor.«

»Aber er ist wieder auf den Beinen?«

»Ja, er reitet schon wieder auf seinem Elefanten, Sir.«

Wellesley stieß einen Grunzlaut aus. Stevenson war der Kommandeur seiner kleineren Armee. Derzeit war der Colonel erkrankt. Ebenso Harness, der Kommandeur von einer der beiden Brigaden Wellesleys. Es hatte keinen Sinn, nach Harness' Zustand zu fragen, denn es war nicht nur eine physische Krankheit, die den Schotten plagte, sondern auch eine psychische. Die Ärzte behaupteten, die Hitze habe seinen Verstand ausgedörrt, aber Wellesley bezweifelte die Diagnose. Hitze und Rum vielleicht, aber nicht die Hitze allein, obwohl Wellesley nicht daran zweifelte, dass das indische Klima schlecht für die Gesundheit eines Europäers war. Die meisten Männer wurden im Laufe der Jahre Opfer irgendeines Fiebers. Auch Wellesley hielt es nicht mehr in Indien aus. Es war Zeit, heimzukehren, bevor seine Gesundheit ruiniert war, und – noch wichtiger – bevor seine

Existenz in London vergessen wurde. Französische Armeen beunruhigten ganz Europa, und es konnte nicht mehr lange dauern, bis London eine Armee entsandte, um den alten Feind zu bekämpfen. Wellesley wollte ein Teil dieser Armee sein. Er war Mitte dreißig und musste sich einen Ruf erwerben, aber zuerst musste er die Marathen erledigen, und das bedeutete, er musste Gawilgarh einnehmen, und für dieses Ziel ritt er jetzt auf den hohen Gebirgszug zu, der den nördlichen Rand der Ebene begrenzte.

Eine Stunde Ritt brachte ihn auf einen Hügelkamm, von dem aus er einen guten Blick nordwärts hatte. Die Ebene war bräunlich, verdorrt vom Wassermangel wegen des ausgebliebenen Monsuns, doch hin und wieder waren Flecken von Hirsefeldern zu sehen. Wellesley nahm an, dass die Hirse in einem guten Jahr die Ebene von Horizont bis Horizont bedecken würde, eine See aus Getreide, die durch den Bergzug von Gawilgarh begrenzt wurde.

Er stieg vom Pferd, nahm ein Fernrohr aus der Satteltasche und legte es auf dem Sattel auf. Es war ein nagelneues Fernrohr, ein Geschenk von den Händlern aus Madras als Dank für Wellesleys Befriedung von Mysore. Jetzt bewegte sich der Handel frei in Indiens Osten, und das Fernrohr, extra bei Matthew Berge in London bestellt, war ein großzügiger Beweis, wie sehr ihn die Händler schätzten. Doch Wellesley konnte sich einfach nicht daran gewöhnen. Das Okular war weniger konkav als bei dem gewohnten Fernrohr. Nach einer Weile schob er das neue Fernrohr zusammen und holte sein altes Glas heraus, das nicht so scharf, jedoch komfortabler war. Er spähte lange hindurch, betrachtete die Festung, die das Vorgebirge krönte. Die schwarzen Steine der Festungswälle wirkten besonders unheilvoll, sogar im Sonnenschein. »Guter Gott!«, murmelte der General. Wenn du dort scheiterst, dachte er, dann wird es keinen Sinn haben, heimzukehren. Er konnte nach London mit einigen Siegen gehen, und man würde ihn respektieren, auch wenn die Siege nicht gegen die Franzosen errungen worden

waren, aber wenn er mit einer Niederlage heimkehrte, würde man ihn verachten. Gawilgarh kann meine Karriere beenden, dachte er bitter.

Colonel Wallace, Wellesleys gesunder Brigadekommandeur, war ebenfalls vom Pferd gestiegen und inspizierte die Festung durch sein eigenes Fernglas. »Ein höllischer Platz, Sir Arthur«, sagte er.

»Wie hoch ist das, Blackiston?«, rief Wellesley einem seiner Adjutanten zu.

»Ich habe gestern eine Triangulation durchgeführt, Sir«, sagte Blackiston, »und festgestellt, dass die Festungswälle achtzehnhundert Fuß über der Ebene liegen.«

»Gibt es dort oben Wasser?«, fragte Colonel Butters, der Chefpionier.

»Das haben wir gehört, Sir«, sagte Blackiston. »Es gibt Wasserbecken in der Festung, riesige Dinger wie kleine Seen.«

»Aber der Wasserpegel muss dieses Jahr tief sein«, meinte Butters.

»Ich bezweifle, dass er tief genug ist, Sir«, murmelte Blackiston, der wusste, dass Butters gehofft hatte, der Durst würde die Garnison besiegen.

»Und die Schufte werden bestimmt Nahrungsmittel gehortet haben«, bemerkte Wellesley.

»Zweifellos«, stimmte Wallace trocken zu.

Der General richtete das Fernrohr auf die Hügel jenseits der Felswand. Südlich der Festung ragte ein kegelförmiger Hügel auf, der fast halbwegs zur Flanke des Vorgebirges reichte. »Können wir Geschütze auf diesen nahen Hügel schaffen?«, fragte er.

Es folgte eine Pause, in der die anderen Offiziere überlegten, welchen Hügel er meinte. Colonel Butters antwortete: »Wir können sie dort raufbringen, aber ich bezweifle, dass sie die Richthöhe haben werden, um die Festung zu erreichen.«

»Sie werden nichts Größeres als einen Zwölfpfünder dort raufbringen«, sagte Wallace zweifelnd. Dann richtete er das Fernrohr an der Felswand hinauf zu den Wällen. »Und Sie werden größeres Kaliber als das der Zwölfpfünder brauchen, um die Wälle zu brechen.«

»Sir Arthur!« Der warnende Ruf kam von dem Offizier, der die Kavallerie der East India Company befehligte. Er wies auf eine Gruppe Marathen-Reiter, die im Süden aufgetaucht war. Sie war vermutlich der langsam zerfasernden Staubfahne vom Trupp des Generals gefolgt, und obwohl die nahenden Reiter nur etwa zwanzig Männer waren, schwenkten die Sowars ab, um sich ihnen entgegenzustellen, und formierten sich zu einer Linie.

»Es ist in Ordnung!«, rief Wellesley. »Sie gehören zu uns. Ich habe sie gebeten, sich hier mit uns zu treffen.« Er hatte die nahenden Reiter durch sein Fernrohr betrachtet und winkte jetzt die Sowars zurück. Dann ging er den *silladars* entgegen, um sie zu begrüßen. »Syud Sevajee«, sagte Wellesley zu dem Mann im schäbigen grünen und silbernen Rock, der die Kavalleristen führte, »danke für Ihr Kommen.«

Syud Sevajee nickte Wellesley knapp zu und starrte dann zur Festung Gawilgarh hinauf. »Sie meinen, wir können sie einnehmen?«

»Ich meine, das müssen wir«, sagte Wellesley.

»Niemand hat das je geschafft«, sagte Sevajee mit schmalem Lächeln.

Wellesley erwiderte das Lächeln, langsam, als akzeptiere er die Herausforderung, und dann, als Sevajee aus dem Sattel glitt, wandte sich der General an Wallace. »Sie haben Syud Sevajee bereits kennengelernt, Wallace?«

»Nein, ich hatte noch nicht das Vergnügen, Sir.«

Wellesley stellte vor und fügte dann hinzu, dass Sevajees Vater einer der Generäle des Radschas von Berar gewesen war.

»Ist er das noch?«, fragte Wallace Sevajee.

»Beny Singh hat ihn ermordet«, sagte Sevajee grimmig. »So kämpfe ich mit Ihnen, Colonel, um eine Chance zu erhalten, Beny Singh zu töten. Und Beny Singh hat jetzt das Kommando über diese Festung.« Er nickte zum fernen Vorgebirge hin.

»Wie kommen wir hinein?«, fragte Wellesley.

Die Offiziere scharten sich um Sevajee, als der Inder seinen *tulwar* zog und mit der Spitze die Zahl Acht in den Staub schrieb. Er tippte auf den unteren Kreis der Acht, den er größer als den oberen gezeichnet hatte. »Das ist das innere Fort. Und zu dem gibt es nur zwei Eingänge. Von der Ebene windet sich eine Straße hinauf bis zum Südtor.« Er zeichnete eine gewundene Linie, die zum Fuß der Zahl Acht führte. »Doch über diese Straße in die Festung zu gelangen ist unmöglich. Sie würden direkt vor ihren Geschützen aufsteigen. Ein Kind mit einem Haufen Steine könnte verhindern, dass eine Armee auf dieser Straße zur Festung gelangt. Die einzige mögliche Route ins innere Fort führt durch das Haupttor.« Er zog eine kurze Linie durch die beiden Kreise der Acht.

»Was nicht leicht sein wird?«, fragte Wellesley trocken.

Sevajee lächelte den General grimmig an. »Der Haupteingang ist ein langer Korridor. Versperrt von vier Toren und flankiert von hohen Mauern. Um ihn zu erreichen, Sir Arthur, werden Sie das äußere Fort einnehmen müssen.« Er tippte auf den kleinen oberen Kreis der Zahl Acht.

Wellesley nickte. »Und das ist ebenfalls schwer?«

»Abermals zwei Eingänge«, sagte Sevajee. »Einer ist eine Straße, die von der Ebene aufsteigt. Von hier aus können Sie sie nicht sehen. Sie wendet sich die Hügel hinauf nach Westen und endet hier bei der Festung.« Er tippte zur Taille der Acht. »Es ist ein leichterer Aufstieg als bei der südlichen Straße, aber für mindestens eine Meile werden sich Ihre Männer unter Beschuss der Geschütze des äußeren Forts befinden. Und die letzte halbe Meile, General, ist sehr steil. Auf einer Seite der Straße ragt eine Felswand auf, auf der

anderen gibt es einen Abgrund, und die Geschütze des äußeren Forts können auf diese halbe Meile Straße hinabschießen.«

»Woher wissen Sie all dies?«

»Ich bin in Gawilgarh aufgewachsen«, sagte Sevajee. »Mein Vater war vor seiner Ermordung Killadar der Festung.«

»Er weiß es«, sagte Wellesley barsch. »Und der Haupteingang zum äußeren Fort?«

»Das ist der schwächste Punkt der Festung«, sagte Sevajee. Er zog eine Linie durch die oberste Kurve des kleinen Kreises der Acht. »Es ist die einzige ebene Annäherung zur Festung, und der Weg ist sehr schmal. Auf einer Seite ...«, er tippte auf die östliche Flanke der Linie, »... fällt der Boden steil ab. Auf der anderen Seite steht ein Wasserreservoir. Um die Festung zu erreichen, müssen Sie den Weg über ein schmales Stück Land wagen, das von zwei Mauern mit Geschützen beherrscht wird, einer über dem anderen.«

»Zwei Mauern?«, fragte Wallace.

»Auf einem steilen Hügel«, sagte Sevajee und nickte. »Zwischen zwei Mauern müssen Sie sich hügelaufwärts kämpfen. Da ist ein Eingang, aber er ist wie der Eingang des inneren Forts: eine Reihe von Toren mit einem engen Durchgang und Männer über Ihnen zu beiden Seiten, die Sie mit Steinen und Kanonenkugeln angreifen.«

»Und wenn wir das äußere Fort eingenommen haben«, fragte Wellesley, »was dann?«

Sevajee grinste wölfisch. »Dann fangen Ihre Probleme erst an, Sir Arthur.« Er verwischte, was er in den Staub gezeichnet hatte, und zeichnete zwei Kreise, einen großen und einen kleinen mit einem Zwischenraum. »Die beiden Forts sind nicht miteinander verbunden. Sie sind hier getrennt ...«, er tippte mit seinem *tulwar* auf den Zwischenraum zwischen den Kreisen, »... und das ist eine Schlucht. Eine tiefe Schlucht. Wenn Sie also das äußere Fort eingenommen haben, müssen Sie noch das innere Fort

angreifen, und dessen Verteidigungsanlagen sind schier unbezwingbar – eine Mauer, die auf dem Felsen über der Schlucht steht. Dort hat Ihr Feind Zuflucht gesucht: hinter der Mauer des inneren Forts. Mein Vater war überzeugt, dass kein Feind jemals Gawilgarhs inneres Fort einnehmen kann. Wenn ganz Indien fallen sollte, sagte er, dann wird sein Herz immer noch in Gawilgarh schlagen.«

Wellesley ging ein paar Schritte nach Norden, um zu dem hohen Vorgebirge zu starren. »Wie stark ist die Garnison?«

»Normal«, sagte Sevajee, »waren es etwa tausend Mann, aber jetzt könnten es sechs- oder siebenmal so viele sein. Dort ist Platz für eine ganze Armee.«

Und wenn die Festung nicht fällt, dachte Wellesley, werden die Marathen Mut fassen. Sie sammeln eine neue Armee, und im neuen Jahr stoßen sie wieder südwärts vor. Es würde erst Frieden im westlichen Indien geben, wenn Gawilgarh fiel. »Major Blackiston?«

»Sir?«

»Sie werden das Plateau erkunden.« Der General wandte sich Sevajee zu. »Werden Sie Major Blackiston in die Hügel führen? Ich will Skizzen, Blackiston, von dem Teil des Terrains, das zum Haupteingang führt. Ich will, dass Sie mir sagen, wo wir unsere Batterien zum Schlagen einer Bresche aufstellen können. Ich muss wissen, wie wir Geschütze oben auf die Hügel hinauf bekommen, und ich muss das alles binnen zwei Tagen wissen.«

»In zwei Tagen?« Blackiston klang entgeistert.

»Wir wollen doch nicht, dass die Schufte dort Wurzeln schlagen, oder? Tempo, Blackiston, Tempo! Können Sie jetzt aufbrechen?« Diese Frage war an Sevajee gerichtet.

»Das kann ich«, antwortete Sevajee.

Wellesley wies Blackiston mit einer Geste an, sich auf den Weg zu machen. »Zwei Tage, Major! Ich will Sie morgen Abend wiedersehen!«

Colonel Butters blickte stirnrunzelnd zu den fernen Hügeln. »Sie bringen die Armee dort rauf?«

»Die Hälfte der Armee«, sagte Wellesley, »die andere Hälfte wird auf der Ebene bleiben.« Er würde Gawilgarh wie eine Nuss zwischen den Rotröcken halten und, wenn er zudrückte, hoffen, dass die Nuss brach und nicht der Nussknacker. Er zog sich in den Sattel und wartete, bis auch die anderen Offiziere aufgesessen waren. Dann zog er seine Stute herum und ritt zurück zum Lager. »Es wird an den Pionieren liegen, uns in die Höhe zu bringen«, sagte er. »Dann eine Woche harter Transport, um die Munition zu den Batterien zu schaffen.« Der Gedanke an diese Aufgabe ließ den General die Stirn runzeln. »Was ist das Problem mit dem Ochsenzug?«, fragte er Butters. »Ich hörte Klagen, dass über zweitausend Musketen von den Konvois geraubt wurden, und Huddlestone sagte mir, dass es keine Ersatzhufeisen gibt. Das kann doch nicht stimmen!«

»Torrance sagt, dass sie von Banditen gestohlen wurden, Sir«, sagte Butters. »Und ich nehme an, dass es Unfälle gab«, fügte er lahm hinzu.

»Wer ist Torrance?«, fragte Wellesley.

»Ein Mann der Company, Sir, ein Captain. Er übernahm die Pflichten des armen Mackay.«

»Das kann ich mir alles selbst vorstellen«, sagte der General eisig. »Wer ist er?«

Butters wurde rot bei dem Tadel. »Sein Vater ist Kanonikus in Wells. Oder vielleicht Salisbury? Aber mehr zur Sache, Sir, er hat einen Onkel in der Leadenhall Street.«

Wellesley stieß einen Grunzlaut aus. Ein Onkel in Leadenhall Street bedeutete, dass Torrance einen ranghohen Gönner bei der East India Company hatte, jemanden mit mehr Einfluss als sein Vater, der Geistliche, haben konnte. »Ist er so gut wie Mackay?«

Butters, ein schwergewichtiger Mann, dem das Reiten schwer fiel, zuckte mit den Schultern. »Huddlestone hat ihn empfohlen.«

»Was bedeutet, dass Huddlestone ihn loswerden wollte«, blaffte Wellesley.

»Ich bin sicher, dass er sein Bestes tut«, sagte Butters. »Obwohl er mich um einen Assistenten bat, aber ich musste ihn enttäuschen. Ich kann keinen entbehren. Ich bin schon knapp an Pionieren, wie Sie wissen, Sir.«

»Ich habe mehr angefordert«, sagte Wellesley.

Wallace mischte sich ein. »Ich habe Torrance einen meiner Ensigns gegeben, Sir Arthur.«

»Sie können einen Ensign entbehren, Wallace?«

»Sharpe, Sir.«

»Ah.« Wellesley verzog das Gesicht. »Es klappt einfach nicht, wie? Machen Sie einen Mann aus den Mannschaften zu einem Offizier, und Sie tun ihm nichts Gutes.«

»Er könnte in einem englischen Regiment glücklicher sein«, sagte Wallace. »So habe ich ihm einen Wechsel zu den Schützen empfohlen.«

»Sie meinen, sie sind nichts Besonderes?«, fragte Wellesley. Dann furchte er die Stirn. »Wie, zum Teufel, sollen wir ohne Hufeisen in einem Krieg kämpfen?« Er gab seiner Stute die Sporen, ärgerlich über die missliche Lage. »Mein Gott, Butters, Ihr Captain Torrance muss seinen Job tun!« Wellesley wusste besser als jeder andere, dass er Gawilgarh niemals einnehmen konnte, wenn die Versorgung nicht sichergestellt war.

Lieber Gott, dachte Wellesley, wie soll ich das nur schaffen?

»Große Scheiße«, murmelte Sergeant Eli Lockhart, als sie sich den beiden grünen Zelten näherten. Der Kavallerist sprach von den Wächtern, die vor Naigs Zelt auf Stühlen lümmelten. Es waren vier zu sehen, und zwei davon hatten nackte, eingeölte Oberkörper, die mit unnatürlich starken Muskeln bepackt waren. Ihr Haar war ungeschnitten und lockte sich wild um ihre Köpfe. Sie hielten Wache vor dem größeren der beiden Zelte, in dem Sharpe Naigs Bordell vermutete. Das andere Zelt mochte das Privatquartier des Händlers sein, doch die Plane am Eingang war fest verschnürt, sodass Sharpe keinen Blick hineinwerfen konnte.

»Die beiden fettigen Typen sind die *jettis*«, sagte Sharpe.

»Groß wie verdammte Mastrinder«, sagte Lockhart. »Drehen die einem wirklich den Hals rum?«

»Von hinten nach vorne«, sagte Sharpe. »Oder sie treiben mit bloßer Hand einen Nagel in deinen Schädel.« Er wich zur Seite aus, um an den Zelten vorbei zu gehen. Nicht, dass er einem Kampf mit Naigs Wächtern aus dem Weg gehen wollte, doch es hatte keinen Sinn, blindlings in eine Schlacht zu ziehen. Ein bisschen Cleverness konnte nicht schaden. »Manchmal muss man gerissen sein«, erklärte er Lockhart. Dann wandte er sich um und vergewisserte sich, dass Ahmed nicht zurückblieb. Der Junge trug Sharpes Tornister und seine Muskete.

Die vier Wächter, alle mit Musketen und *tulwars* bewaffnet, beobachteten die britischen Soldaten. »Unser Aussehen gefällt ihnen nicht«, sagte Lockhart.

»Eklige Bastarde sind das«, sagte Sharpe. Er blickte sich um und fand, was er suchte, nur ein paar Schritte entfernt. Es war etwas Stroh und nicht weit davon entfernt ein schwelendes Lagerfeuer. Er drehte eine Hand voll Stroh zu einem Fidibus, zündete ihn an und trug ihn zur Rückseite des kleineren Zelts. Er schob den brennenden Fidibus in eine Falte des Segeltuchs. Ein Kind beobachtete es mit großen Augen. »Wenn du etwas sagst«, raunte Sharpe dem halb nackten Kind zu, »dann drehe ich dir den Hals um.« Das Kind, das kein Wort verstand, lächelte breit.

»Das würden Sie doch nicht wirklich tun, oder?«, fragte Lockhart.

»Natürlich nicht«, sagte Sharpe.

Lockhart grinste, sagte jedoch nichts, sondern beobachtete, wie die Flammen an dem verblichenen grünen Segeltuch leckten, das für einen Moment kein Feuer fing. Es wurde schwarz, brannte jedoch nicht, doch dann loderte es plötzlich auf und die Flamme schlug gierig an der Seite des Zelts empor. »Das wird sie aufwecken«, sagte Sharpe.

»Und was jetzt?«, fragte Lockhart.

»Wir retten natürlich, was drinnen ist.« Sharpe zog seinen Säbel. »Kommt, Jungs!« Er rannte zur Vorderseite des Zelts. »Feuer!«, schrie er. »Feuer! Holt Wasser! Feuer!«

Die vier Wächter starrten den Engländer verständnislos an und sprangen auf die Füße, als Sharpe mit dem Säbel auf die Schnüre einhackte, mit denen der Zeltvorhang zugebunden war. Einer der Wächter rief Sharpe einen Protest entgegen.

»Feuer!«, bellte Lockhart die Wächter an, die immer noch nicht wussten, was los war, und nichts unternahmen, um Sharpe aufzuhalten. Dann sah einer von ihnen den Rauch, der über dem Zelt aufquoll. Er brüllte eine Warnung in das größere Zelt, während sich seine Kumpane in Bewegung setzten, um den Engländer vom Eingang des Zelts wegzuziehen.

»Haltet sie auf!«, rief Sharpe, und Lockharts sechs Soldaten stellten sich den Wächtern entgegen. Sharpe hackte mit dem Säbel durch den harten Strick, als sich die Soldaten auf die Wächter stürzten. Jemand fluchte, ein anderer stöhnte auf, als ihn eine Faust traf, und ein Aufschrei ertönte, als ein Soldat einem *jetti* in den Bauch trat. Sharpe säbelte den letzten Knoten durch. Dann schob er sich durch den gelockerten Zeltvorhang. Ihm stockte der Atem. Abrupt verharrte er und starrte auf die Kisten, Fässer und Kartons, die im verrauchten Halbdunkel des Zelts standen.

Lockhart war ihm ins Zelt gefolgt. »Die machen sich nicht mal die Mühe, das Zeug ordentlich zu verstecken, wie?«, sagte der Sergeant erstaunt. Dann ging er zu einem Fass und starrte auf die 19, die darin eingestanzt war. »Das ist unser Zeichen! Die Dreckskerle haben unseren halben Nachschub geklaut!« Er blickte zu den Flammen auf, die jetzt das Zelt dach verschlangen. »Wir verlieren die ganze Beute, wenn wir nicht löschen.«

»Zerschneiden wir die Zeltleinen«, schlug Sharpe vor, »und schieben alles raus.«

Die beiden Männer rannten nach draußen und schlugen mit ihren Säbeln auf die Zeltleinen. Weitere von Naigs Männern kamen jetzt aus dem größeren Zelt. »Passen Sie auf Ihren Rücken auf, Eli!«, rief Sharpe, fuhr herum und richtete die Klinge auf das Gesicht des *jettis*. Der Mann zuckte zurück. »Verpiss dich!«, schrie Sharpe. »Da ist ein verdammtes Feuer! Feuer!«

Lockhart streckte seinen Angreifer zu Boden und versetzte ihm einen Tritt. Die Soldaten kamen ihm jetzt zu Hilfe, während Sharpe das letzte der Seile durchschnitt. Dann rannte er zurück und riss an dem nächsten Pfosten. Die Luft war von dichtem Rauch erfüllt, doch schließlich sackte das Segeltuch zusammen auf das Feuer zu. Die heißen Flammen hoben die Zeltwand in die Luft.

»Sahib!« Sharpe hörte Ahmeds schrille Stimme, fuhr herum und sah einen Mann, der mit einer Muskete auf ihn zielte. Sharpe stand ungeschützt vor der angehobenen Zeltwand, zu weit entfernt, um den Mann auszuschalten, doch Ahmed feuerte, und der Mann wankte, drehte sich zu dem Jungen um und zuckte zusammen, als Schmerzen durch seine getroffene Schulter stachen. Die Muskete entfiel ihm, und er presste eine Hand auf die Wunde. Der Knall hatte die anderen Wächter aufgeschreckt, und einige griffen nach ihren Musketen, doch Sharpe rannte zu ihnen und schlug ihnen mit dem Säbel die Waffen aus der Hand. »Ein verdammtes Feuer!«, schrie er ihnen entgegen. »Feuer! Wollt ihr, dass alles verbrennt?«

Sie verstanden ihn nicht, doch irgendwie erkannten einige von ihnen, dass das Feuer die Waren ihres Herrn bedrohte, und so rannten sie los, um das brennende Segeltuch von den Holzkisten zu zerren.

»Aber wer hat das Feuer gelegt?«, ertönte eine Stimme hinter Sharpe, und er wandte sich um und sah einen großen, fetten Inder in einem grünen Gewand, das mit einem springenden Fisch und langbeinigen Wasservögeln bestickt war. Der fette Mann hielt ein halb nacktes Kind an der Hand,

den kleinen Jungen, der Sharpe beobachtet hatte, als er den brennenden Fidibus in eine Falte des Segeltuchs geschoben hatte. »Britische Offiziere«, sagte der fette Mann, »genießen Freiheit in diesem Land, aber heißt das, dass sie den Besitz eines ehrbaren Mannes zerstören können?«

»Sind Sie Naig?«, fragte Sharpe.

Der fette Mann winkte seine Wächter herbei, und sie versammelten sich hinter ihm. Die Zeltplane war von den Kisten weggezerrt worden und verkohlte harmlos. Der Mann im grünen Gewand hatte jetzt sechzehn oder siebzehn Männer bei sich, vier davon *jettis*, und alle bewaffnet, während Sharpe Lockhart und seine Soldaten und einen trotzigen Jungen hatte, der jetzt eine Muskete lud, die fast größer als er selbst war. »Ich werde Ihnen meinen Namen nennen«, sagte der Mann unfreundlich, »wenn Sie mir Ihren sagen.«

»Sharpe. Ensign Sharpe.«

»Nur ein Ensign!« Der fette Mann hob die Augenbrauen. »Ich dachte, Ensigns sind Kinder wie dieser junge Mann.« Er tätschelte den Kopf des kleinen Jungen. »Ich bin Naig.«

»Dann können Sie mir vielleicht erzählen, warum dieses Zelt mit unserem Nachschub voll gestopft ist?«

»Mit Ihrem Nachschub?« Naig lachte. »Es sind meine Waren, Ensign Sharpe. Vielleicht sind einige davon in alten Kisten gelagert, die einst Ihrer Armee gehört haben, aber was soll's? Ich habe die Kisten vom Quartiermeister gekauft.«

»Verlogener Bastard!«, grollte Sergeant Lockhart. Er hatte den Deckel der Kiste mit der eingestanzten Nummer 19 aufgestemmt und zog jetzt schwungvoll ein Hufeisen heraus. »Das gehört uns!«

Naig wollte anscheinend seinen Wächtern befehlen, Sharpe und seine Gefährten zu erledigen, als sein Blick nach rechts fiel und er sah, dass zwei britische Offiziere aus dem größeren Zelt gekommen waren. Die Anwesenheit der Offiziere – beide Captains – bedeutete, dass er sich mit

Gewalt zurückhalten musste, denn jetzt gab es Zeugen. Naig konnte einen Ensign und ein paar Soldaten beseitigen lassen, aber Captains hatten zu viel Einfluss. Einer der Captains, der einen roten Rock der Schottischen Brigade trug, kam auf Sharpe zu. »Probleme?«, fragte er. Sein Vergnügen war offensichtlich unterbrochen worden, denn seine Hose war noch aufgeknöpft und Säbel und Schärpe waren über die Schulter geschlungen.

»Dieser Bastard, Sir, hat unser Versorgungsmaterial gestohlen.« Sharpe wies auf Naig und nickte zu den Kisten hin. »Es ist alles als gestohlen in den Nachschubbüchern vermerkt, aber ich wette, dass alles vorhanden ist. Eimer, Musketen, Hufeisen.«

Der Captain blickte Naig an und ging dann zu den Kisten. »Öffnen Sie eine«, befahl er, und Lockhart bückte sich gehorsam über die Kiste und hob den vernagelten Deckel mit seinem Säbel an.

»Ich habe diese Kisten gelagert«, erklärte Naig. Er wandte sich an den zweiten Captain, einen außergewöhnlich eleganten Kavalleristen in Uniform der East India Company, und sprach mit ihm in einem indischen Dialekt. Der Captain der Company wandte sich ab, und Naig kehrte zu dem Schotten zurück. Der Händler war jetzt in Schwierigkeiten, und das wusste er. »Ich wurde gebeten, die Kisten zu lagern!«, beteuerte er dem Schotten.

Der Infanterie-Captain starrte in die geöffnete Kiste, in der zehn brandneue Musketen in ihren Halterungen lagen. Er bückte sich, nahm eine der Musketen heraus und spähte auf das Schloss. Kurz vor dem Hammer und hinter der Pfanne war eine Krone mit den Buchstaben GR darunter eingraviert, während hinter dem Hammer »Tower« eingraviert war. »Unsere«, sagte der Schotte entschieden.

»Ich habe sie gekauft.« Naig schwitzte jetzt.

»Sie haben behauptet, dass Sie sie gelagert hätten«, erinnerte der Schotte. »Jetzt sagen Sie, Sie hätten sie gekauft. Was denn nun?«

»Mein Bruder und ich haben die Waffen von *silladars* gekauft«, sagte Naig.

»Wir verkaufen diese Tower-Musketen nicht«, sagte der Captain und hob die Waffe an, die noch mit einer Fettschicht bedeckt war.

Naig zuckte mit den Schultern. »Sie müssen von einem Nachschubkonvoi erbeutet worden sein. Bitte, Sahib, nehmen Sie sie, ich will keinen Ärger. Woher sollte ich wissen, dass sie gestohlen waren?« Er drehte sich um und sprach wieder flehend auf Indisch mit dem Kavallerie-Captain der Company, der ein großer, schlanker Mann mit länglichem Gesicht war. Der Kavallerist erwiderte nichts und trat beiseite. Eine Menge hatte sich jetzt versammelt und beobachtete stumm, und Sharpe nahm nach einem Blick in die Gesichter der Zuschauer an, dass es nicht viel Sympathie für Naig gab. Ebenso wenig Hoffnung gibt es für den fetten Mann, dachte Sharpe. Naig hatte ein gefährliches Spiel getrieben, und das so dreist, dass er sich nicht mal bemüht hatte, das gestohlene Versorgungsmaterial zu verstecken. Er hätte mindestens die Lieferkisten der Regierung wegwerfen und versuchen sollen, die Markierungen auf den Musketen zu beseitigen oder unkenntlich zu machen. Naig musste geglaubt haben, dass er mächtige Freunde hatte, die ihn schützen würden. Der Kavallerist schien einer dieser Freunde zu sein, denn Naig war ihm gefolgt und flüsterte ihm etwas ins Ohr, doch der Kavallerist schob den Inder nur von sich und wandte sich an Sharpe.

»Aufhängen«, sagte er knapp.

»Aufhängen?«, fragte Sharpe verwirrt.

»Das ist die Strafe für Diebstahl, oder nicht?«, sagte der Kavallerist.

Sharpe blickte zum schottischen Captain, der unsicher nickte. »Das hat der General gesagt«, bestätigte er.

»Ich möchte wissen, wie sie an die Waren gekommen sind, Sir«, sagte Sharpe.

»Wollen Sie dem fetten Kerl Zeit geben, sich eine Geschichte zusammenzureimen?«, fragte der Kavallerist. Seine Arroganz ärgerte Sharpe, aber das war nicht alles, was ihn an dem Mann aufregte. Der Offizier war ein Dandy. Er trug hohe, mit Sporen versehene Stiefel aus weichem, poliertem Leder. Seine weiße Reithose war hauteng, seine Weste hatte goldene Knöpfe, und sein blauer Rock war tadellos sauber, faltenlos und mit goldener Litze besetzt. Er trug einen mit Spitze besetzten Kragen, seine rote Schärpe aus seidenen Schnüren war eng um die Taille gewickelt. Sein Säbel steckte in einer Scheide aus rotem Leder mit goldenen Beschlägen, während sein Zweispitz mit einer blassgrünen Feder verziert war. Die Kleidung musste ein Vermögen gekostet haben, und offenbar hatten seine Diener Stunden damit verbracht, ihren Herrn so schön auszustaffieren. Er blickte Sharpe herablassend an, und sein leichtes Naserümpfen ließ darauf schließen, dass ihm Sharpes Äußeres nicht gefiel. Seine Miene verriet, dass er sich für einen cleveren Mann hielt, der diejenigen verabscheute, die weniger clever als er waren.

»Ich nehme an, Sir Arthur wird nicht sehr erfreut sein, wenn er erfährt, dass Sie den Typen am Leben gelassen haben, Ensign«, sagte er beißend. »Schnelle und unbarmherzige Justiz, ist das nicht die Strafe für Diebstahl? Hängen Sie den fetten Übeltäter.«

»So heißt es im Generalbefehl«, stimmte der Captain der Schottischen Brigade zu, »aber trifft das auch bei Zivilisten zu?«

»Er sollte einen Prozess haben«, wandte Sharpe ein, nicht, weil er ein Verfechter für Naigs Rechte war, sondern weil er befürchtete, dass die ganze Episode außer Kontrolle geriet. Er hatte die verschwundenen Dinge finden wollen und war vielleicht auf eine Schlägerei mit Naigs Männern aus gewesen, aber niemand hatte sterben sollen. Naig hatte Prügel verdient, aber den Tod?

»Generalbefehl für jeden innerhalb der Postenlinie«, sagte der Kavallerie-Captain überzeugt. »Also bringt es um Gottes willen hinter euch! Hängt den Bastard!« Er schwitzte, und Sharpe spürte, dass der elegante Kavallerist nicht ganz so selbstsicher war, wie er sich gab.

»Scheiß auf einen Prozess«, sagte Sergeant Lockhart glücklich. »Ich hänge den Bastard auf.« Er schnauzte seine Soldaten an, einen Ochsenkarren zu holen, der in der Nähe stand.

Naig hatte versucht, sich in den Schutz seiner Wächter zurückzuziehen, doch der Kavallerie-Captain hatte eine Pistole gezogen, die er jetzt an Naigs Kopf hielt, als die grinsenden Soldaten den leeren Ochsenkarren auf die freie Fläche vor dem gestohlenen Versorgungsmaterial schoben.

Sharpe ging zu dem großen Kavalleristen. »Sollten wir nicht mit ihm reden, Sir?«

»Mein lieber Freund, haben Sie jemals versucht, die Wahrheit aus einem Inder herauszubekommen?«, fragte der Captain. »Sie schwören bei tausend komischen Göttern, die Wahrheit zu sagen, und lügen das Blaue vom Himmel herunter. Sei still!« Naig hatte begonnen, zu protestieren, und der Kavallerist rammte dem Inder die Pistole in den Mund, brach ihm einen Zahn und verletzte seinen Gaumen. »Noch ein verdammtes Wort, Naig, und ich werde dich kastrieren, bevor ich dich aufhänge.« Der Kavallerist blickte zu Sharpe, der die Stirn runzelte. »Sind Sie empfindlich, Ensign?«

»Das finde ich nicht richtig, Sir. Ich meine, er verdient es, aufgehängt zu werden, aber sollten wir nicht erst mit ihm reden?«

»Wenn Sie so sehr die Konversation lieben, dann gründen Sie einen philosophischen Verein. Dann können Sie sich an all der heißen Luft erfreuen, die Sie mögen. Sergeant?« Letzteres war an Lockhart gerichtet. »Nehmen Sie mir den Bastard ab?«

»Mit Vergnügen, Sir.« Lockhart packte Naig und schob ihn zum Ochsenkarren. Einer der Soldaten hatte ein Stück Strick von den verbrannten Überresten des Zelts geschnitten und band jetzt ein Ende an die Spitze der Karrendeichsel. Dann bildete er aus dem anderen Ende des Stricks eine Schlinge.

Naig schrie und versuchte zu flüchten. Einige seiner Wächter sprangen vorwärts, doch dann befahl eine harte Stimme sie zurück. Sharpe wandte den Kopf und sah, dass ein großer, sehr dünner Inder in einem schwarz und grün gestreiften Gewand aus dem größeren Zelt gekommen war. Der Inder – Sharpe schätzte ihn auf vierzig – hinkte zu dem Kavallerie-Captain und sprach leise mit ihm. Sharpe sah, dass der Captain heftig den Kopf schüttelte und dann mit den Schultern zuckte, wie um anzudeuten, dass er machtlos war. Dann wies der Captain zu Sharpe, und der große Inder blickte ihn so böse an, dass Sharpe unwillkürlich die Hand auf den Griff seines Säbels legte.

Lockhart hatte die Schlinge über Naigs Kopf gestreift. »Sind Sie sicher, Sir?«, fragte er den Kavallerie-Captain.

»Natürlich bin ich sicher, Sergeant«, sagte der Captain ärgerlich. »Machen Sie nur weiter.«

»Sir?«, rief Sharpe dem schottischen Captain zu, der die Stirn runzelte, sich umdrehte und fortging, als hätte er nichts mehr mit der Sache zu tun. Der große Inder in dem gestreiften Gewand spuckte in den Staub und hinkte dann zu dem Zelt zurück.

Lockhart befahl seine Soldaten zum Heck des Karrens. Naig versuchte, die Schlinge von seinem Hals loszureißen, doch Lockhart schlug ihm die Hände herunter. »Jetzt, Jungs!«, rief er.

Die Soldaten hängten sich an das hintere Wagenbrett, sodass der Karren auf seiner einzigen Achse kippte und die Deichsel in die Luft ragte. Der Strick spannte sich. Naig schrie. Der Kavallerist sprang auf das Heck des Karrens, und die Deichsel ruckte noch höher. Der Schrei verstummte abrupt. Naig baumelte jetzt. Seine Füße zuckten wild unter

dem üppig bestickten Gewand. Keiner in der Menge rührte sich, niemand protestierte.

Naigs Augen quollen hervor, und er zerrte vergeblich an der Schlinge, die sich um seinen Hals presste. Der Kavallerieoffizier sah seine Verzweiflung und lächelte. »Ein Jammer«, sagte er. »Der arme Teufel hat das beste Bordell geführt, das ich je kennen gelernt habe.«

»Wir töten ja nicht seine Mädchen, Sir«, sagte Sharpe.

»Das stimmt, Ensign, aber wird ihr nächster Besitzer sie genauso gut behandeln?« Der Kavallerist wandte sich dem großen Zelt zu und nahm seinen Zweispitz ab, um eine Gruppe in Saris gekleideter Mädchen zu begrüßen, die mit weit aufgerissenen Augen den Todestanz ihres Arbeitgebers beobachteten. »Ich sah in Madras, wie Nancy Merrick gehängt wurde«, sagte der Kavallerist, »und sie tanzte und zuckte siebenunddreißig Minuten lang! Siebenunddreißig! Ich hatte auf sechzehn gewettet, so hab ich allerhand Piepen verloren. Ich glaube nicht, dass ich Naig eine halbe Stunde lang tanzen sehen kann. Es ist zu verdammt heiß. Sergeant? Helfen Sie seiner Seele in die Hölle, ja?«

Lockhart hockte sich neben den sterbenden Mann und umfasste seine Beine. Dann zog er hart und fluchte, als Naig Wasser auf ihn abließ. Er zerrte wieder, und schließlich zappelte Naig nicht mehr. »Sie haben gesehen, was geschieht, wenn Sie uns bestehlen?«, rief der Kavallerie-Captain. Dann wiederholte er die Worte auf Indisch. »Wer uns bestiehlt, wird sterben!« Abermals übersetzte er das. Dann grinste er Sharpe schief an. »Aber nur, wenn sie dumm genug sind, sich erwischen zu lassen, und ich bezweifle, dass Naig überhaupt dumm war. Eher das Gegenteil. Wie haben Sie zufällig das Versorgungsmaterial entdeckt, Ensign?«

»Im Zelt war ein Feuer ausgebrochen«, sagte Sharpe mit ausdruckslosem Gesicht. »Ich und Sergeant Lockhart entschieden uns, zu retten, was zu retten ist.«

»Wie sozial gesinnt von Ihnen.« Der Captain sah Sharpe lange und forschend an und wandte sich dann wieder an Lockhart. »Ist er tot, Sergeant?«

»So gut wie, Sir«, rief Lockhart zurück.

»Benutzen Sie Ihre Pistole, um das sicherzustellen«, befahl der Captain. Dann seufzte er. »Eine Schande. Ich habe Naig ziemlich gemocht. Er war natürlich ein Schurke, aber Schurken sind viel amüsanter als ehrbare Männer.« Er beobachtete, wie Lockhart die Deichsel herabließ, sich dann über den am Boden liegenden Körper neigte und ihm eine Kugel in den Schädel schoss. »Ich nehme an, ich werde einige Karren suchen müssen, um diese Waren dorthin zurückzubringen, wohin sie gehören«, sagte der Captain.

»Ich werde das tun, Sir«, sagte Sharpe.

»Sie?« Der Captain war über diese Bereitschaft erstaunt. »Warum um alles in der Welt wollen Sie das tun, Ensign?«

»Es ist mein Job, Sir«, sagte Sharpe. »Ich bin Captain Torrances Assistent.«

»Sie armer, blöder Bastard«, sagte der Captain mitleidig.

»Arm, Sir? Warum?«

»Weil ich Captain Torrance bin. Einen schönen Tag, Ensign.« Torrance machte auf dem Absatz kehrt und ging durch die Menge davon.

»Bastard«, murmelte Sharpe, denn er hatte plötzlich verstanden, warum Torrance so begierig darauf gewesen war, Naig aufzuhängen.

Er spuckte hinter dem Captain aus und machte sich dann auf die Suche nach einigen Ochsen und Karren. Die Armee hatte ihr Versorgungsmaterial zurück, aber Sharpe hatte sich einen neuen Feind gemacht. Als ob Hakeswill nicht schon gereicht hätte, jetzt hatte er auch in Torrance einen Todfeind.

Der Palast in Gawilgarh war ein lang gestrecktes Gebäude am höchsten Punkt des inneren Forts. Im Norden befand sich der größte, von einem Park umgebene Teich Gawilgarhs. Der See war ein Wasserreservoir, und seine Ufer waren mit

blühenden Bäumen bewachsen. Eine Treppe führte vom Palast zu einem kleinen Pavillon am nördlichen Ufer des Teiches. Der Pavillon hatte eine gewölbte Decke, auf der sich die kleinen Wellen des Teiches widergespiegelt hätten, doch in diesem Jahr war es so trocken gewesen, dass der Wasserpegel acht oder neun Fuß tiefer als gewöhnlich war. Das Wasser und die Ufer waren mit grünem, übel riechendem Schaum bedeckt. Beny Singh, der Killadar von Gawilgarh, hatte veranlasst, dass in flachen Kohlenpfannen Kräuter verbrannt wurden, damit das Dutzend Männer in dem Pavillon nicht vom Gestank des Sees gestört wurde.

»Wenn nur der Radscha hier wäre«, sagte Beny Singh, »dann wüssten wir, was wir tun müssen.« Beny Singh war ein kleiner, pummeliger Mann mit Schnurrbart und nervös blickenden Augen. Er war der Kommandant der Festung, jedoch ein Höfling, kein Soldat, und er hatte das Kommando über die große Festung stets als eine Lizenz zum Reichwerden betrachtet, statt gegen die Feinde des Radschas zu kämpfen.

Prinz Manu Bappu war nicht überrascht, dass sein Bruder sich entschieden hatte, nicht nach Gawilgarh zu kommen, sondern stattdessen weiter in die Hügel zu fliehen. Der Radscha war wie Beny Singh, hatte nicht den Mumm zum Kampf, doch Bappu hatte die ersten britischen Truppen über die Ebene unterhalb der hohen Wälle der Festung ziehen sehen, und er begrüßte ihr Kommen. »Wir brauchen meinen Bruder nicht hier, um zu wissen, was wir tun müssen«, sagte er. »Wir kämpfen.« Die anderen Männer, alle Kommandeure verschiedener Truppen, die Zuflucht in Gawilgarh gesucht hatten, äußerten ihre Zustimmung.

»Die Briten können nicht durch Mauern aufgehalten werden«, sagte Beny Singh. Er streichelte einen kleinen, weißen Schoßhund, dessen Augen so groß und angsterfüllt waren wie die seines Herrn.

»Das können und werden sie«, beteuerte Bappu.

Singh schüttelte den Kopf. »Sind sie in Seringapatam aufgehalten worden? In Ahmadnagar? Sie haben diese Stadtmauern eingenommen als hätten sie Flügel! Sie sind – wie heißt es auf Arabisch? – *djinns!*« Er blickte in die Runde der Versammelten und sah, dass niemand ihm beipflichten würde. »Sie müssen die *djinns* auf ihrer Seite haben«, sagte er schwach.

»Was würden Sie also tun?«, fragte Bappu.

»Mit ihnen verhandeln«, sagte Beny Singh. »Ihnen *cowle* anbieten.«

»*Cowle?*« Es war Colonel Dodd, der sich in seinem primitiven, neu erlernten Marathi einmischte. »Ich werde Ihnen sagen, welche Bedingungen Ihnen Wellesley anbieten wird. Keine! Er wird Sie als Gefangenen abtransportieren lassen, diese Mauern durchbrechen und sich die Schätze des Radschas unter den Nagel reißen.«

»Es gibt hier keine Schätze«, sagte Beny, aber keiner glaubte ihm. Er streichelte den kleinen Hund, der von der harten Stimme des Engländers erschreckt worden war.

»Und er wird Ihre Frauen seinen Männern als Spielzeuge schenken«, fügte Dodd hinzu.

Beny Singh erschauerte. Seine Frauen, Konkubinen und Kinder waren alle im Palast, und sie waren alle lieb zu ihm. Er verhätschelte, verehrte und liebte sie. »Vielleicht sollte ich meine Leute aus der Festung fortbringen?«, überlegte er zögernd. »Ich könnte sie nach Multai in Sicherheit bringen. Die Briten werden Multai nie erreichen.«

»Sie wollen flüchten?«, fragte Dodd mit harter Stimme. »Das werden Sie verdammt nicht!« Er sprach diese Worte auf Englisch, doch jeder verstand, was er meinte. Er neigte sich vor. »Wenn Sie fortlaufen«, sagte er, »verliert die Garnison ihre Zuversicht. Der Rest der Soldaten kann seine Frauen nicht wegbringen, warum dann Sie? Wir bekämpfen die Briten hier und werden sie stoppen. Wir werden sie töten!« Er stand auf, trat an den Rand des Pavillons und spuckte auf den grünen Schaum am Ufer, bevor er sich Beny

Singh wieder zuwandte. »Ihre Frauen sind hier sicher, Killadar. Ich könnte diese Festung mit nur hundert Mann bis ans Ende der Welt halten.«

»Die Briten sind *djinns*«, flüsterte Beny Singh. Der Hund in seinen Armen erzitterte.

»Sie sind keine *djinns*«, fuhr Dodd ihn an. »Es gibt keine Dämonen! So was existiert nicht!«

»Geflügelte *djinns*«, sagte Beny Singh fast wimmernd, »unbesiegbare *djinns!* In der Luft!«

Dodd spuckte wieder aus. »Zum Teufel noch mal!«, sagte er auf Englisch, dann wandte er sich wieder zu Beny Singh um. »Ich bin ein englischer Dämon. Ich! Verstanden? Ich bin ein *djinn*, und wenn Sie Ihre Frauen wegbringen, werde ich Ihnen folgen und des Nachts über Sie kommen und mit schwarzer Galle füllen.« Er entblößte seine gelben Zähne, und der Killadar erschauerte. Der weiße Hund kläffte schrill.

Manu Bappu forderte Dodd mit einer Geste auf, zurückzukommen und sich zu setzen. Dodd war der einzige Europäer, der in seinen Truppen übrig geblieben war, und obwohl Bappu die Dienste des Engländers schätzte, gab es Zeiten, an denen Colonel Dodd sehr unangenehm und ermüdend sein konnte. »Wenn es *djinns* gibt, dann werden sie auf unserer Seite sein«, sagte Bappu zu Singh. Er wartete, bis der Killadar den erschreckten Hund beruhigt hatte, und neigte sich dann vor. »Sagen Sie mir, Beny Singh, können die Briten die Festung einnehmen, indem sie die Straße zum südlichen Tor hinauf benutzen?«

Beny Singh dachte an die steile, gewundene Straße unter halb Gawilgarhs Mauern. Kein Mensch konnte diesen Aufstieg überleben, nicht, wenn die Verteidiger Felsbrocken und Kanonenkugeln herabregnen ließen. »Nein«, sagte er.

»Also können sie nur auf einem Weg kommen. Nur auf einem! Über die Landbrücke. Und meine Männer werden das äußere Fort bewachen, und Colonel Dodds Männer werden das innere Fort verteidigen.«

»Und keiner«, sagte Dodd hart, »keiner wird an meinen Kobras vorbeikommen.« Es widerstrebte ihm immer noch, dass seine gut ausgebildeten, weiß berockten Soldaten nicht das äußere Fort verteidigen sollten, doch er hatte Manu Bappus Argument akzeptiert, dass es wichtiger war, das innere Fort zu halten. Wenn die Briten durch irgendeinen Zufall das äußere Fort einnahmen, konnten sie sich niemals an Dodds Männern vorbeikämpfen. »Meine Männer«, grollte Dodd, »sind noch nie besiegt worden. Und das wird auch nie der Fall sein.«

Manu Bappu lächelte den nervösen Beny Singh an. »Sehen Sie, Killadar, Sie werden hier an Altersschwäche sterben.«

»Oder an zu vielen Frauen«, warf ein anderer Mann ein und erntete Gelächter.

Eine Kanone donnerte von der nördlichen Mauer des äußeren Forts. Ein paar Sekunden später eine zweite. Niemand wusste, was die Schüsse veranlasst haben könnte, und so folgte das Dutzend Männer Manu Bappu, als er den Pavillon verließ und sich zu den nördlichen Mauern des inneren Forts begab. Affen brüllten von den hohen Bäumen die Soldaten an.

Arabische Wächter standen am Tor des Park. Sie waren dort postiert, um jeden gemeinen Soldaten der Garnison am Betreten der Wege neben dem Reservoir aufzuhalten, wo die Frauen des Killadars gern in der Kühle des Abends spazieren gingen. Etwa hundert Yards jenseits des Parktors befand sich eine Felsengrube, ungefähr zweimal so tief, wie ein Mann groß ist. Dodd blieb stehen, um in die schattige Tiefe hinabzuspähen. Die kahlen Felswände waren so glatt gemeißelt, dass niemand herausklettern konnte. Der Boden war mit weißen Gerippen übersät. »Das Verräterloch, eine Schlangengrube«, sagte Bappu, der neben Dodd verharrte. »Aber die Knochen sind von jungen Affen.«

»Fressen die Schlangen auch Menschen?«, fragte Dodd, fasziniert von der Schwärze am Fuß der Grube.

»Sie töten Menschen«, sagte Bappu, »fressen sie jedoch nicht. Sie sind nicht groß genug.«

»Ich kann keine sehen«, sagte Dodd enttäuscht. Dann schlängelte sich plötzlich ein Schatten zwischen zwei Rissen. »Da!«, sagte er glücklich. »Werden sie nicht groß genug, um Menschen zu fressen?«

»In den meisten Jahren entkommen sie«, sagte Bappu. »Der Monsun überflutet das Loch, und die Schlangen schwimmen nach oben und winden sich heraus. Dann müssen wir neue suchen. Dieses Jahr bleibt uns die Mühe erspart. Diese Schlangen werden größer als sonst.«

Beny Singh wartete ein paar Schritte entfernt und umklammerte sein Hündchen, als befürchtete er, Dodd würde es den Schlangen zum Fraß vorwerfen. »Da ist ein Bastard, der an die Schlangen verfüttert werden sollte«, sagte Dodd zu Bappu und nickte zum Killadar hin.

»Mein Bruder mag ihn«, sagte Bappu milde und berührte Dodds Arm, um anzuzeigen, dass sie weitergehen sollten. »Sie haben den gleichen Geschmack.«

»Wobei?«

»Frauen, Musik, Luxus. Wir brauchen ihn hier eigentlich nicht.«

Dodd schüttelte den Kopf. »Wenn Sie ihn gehen lassen, Sahib, dann wird die Hälfte der verdammten Garnison abhauen wollen. Und wenn Sie die Frauen gehen lassen, für wen sollen die Männer dann kämpfen? Außerdem, glauben Sie wirklich, dass Gefahr besteht?«

»Nein«, gab Bappu zu. Er hatte die Offiziere eine steinerne Treppe hinauf zu einer natürlichen Bastion geführt, wo ein großes Geschütz zu den fernen Felsen des Hochplateaus gerichtet war. Von hier aus waren die Felsen fast eine Meile entfernt, doch Dodd konnte gerade noch eine Gruppe Reiter sehen, die sich am Rand des Abgrunds drängte. Es waren die Reiter, alle in Gewändern von Eingeborenen, welche die Kanoniere des äußeren Forts veranlasst hatten, das Feuer zu

eröffnen, doch die Kanoniere, die sahen, dass ihre Geschosse nicht weit genug reichten, hatten aufgegeben.

Dodd zog sein Fernrohr hervor, zog es auseinander und spähte hindurch. Er sah einen Mann in der Uniform der Königlichen Ingenieure, der ein paar Schritte von seinen Gefährten entfernt auf dem Boden hockte. Der Ingenieur zeichnete etwas. Die Reiter waren allesamt Inder. Dodd senkte das Fernrohr und betrachtete das große Geschütz. »Ist es geladen?«, fragte er die Kanoniere.

»Ja, Sahib.«

»Ein *haideri* für jeden, wenn ihr den Mann in der dunklen Uniform töten könnt, denjenigen, der am Rand der Klippe hockt.«

Die Kanoniere lachten. Ihr Geschütz war über zwanzig Fuß lang, und sein schmiedeeisernes Rohr war mit Verzierungen geschmückt, die grün, weiß und rot bemalt waren. Ein Haufen Kanonenkugeln, jede über ein Fuß im Durchmesser, war neben der massiven Lafette, die aus gewaltigen Teakbalken angefertigt war, aufgestapelt. Der Geschützführer befahl seinen Männern, die Lafette eine Daumenlänge nach rechts auszurichten und dann eine Fingerbreite zurück, bis er schließlich zufrieden war. Er spähte sekundenlang über das Rohr, winkte die Offiziere, die Bappu gefolgt waren, vom Geschütz fort, dann senkte er langsam seine glühende Lunte in das Zündloch des Geschützes.

Das Riedgras der Lunte glühte und rauchte eine Sekunde, als sich das Feuer zu der Pulverladung fraß, dann krachte die große Kanone, der Schlitten glitt zurück, Rauch schoss in die Kluft, und unzählige erschreckte Vögel flatterten aus ihren Nestern auf den Felsen auf und kreisten in der warmen Luft.

Dodd beobachtete den Ingenieur durch sein Fernrohr. Einen Moment sah er tatsächlich die große Kanonenkugel als eine graue Spur in seiner Linse, dann sah er, dass ein Felsen in der unmittelbaren Nähe des Offiziers zerbarst. Er kippte

zur Seite, sein Zeichenblock entfiel ihm, doch dann rappelte er sich auf und robbte den Hang hinauf zu seinem Pferd, das von Kavalleristen bewacht wurde.

Dodd nahm ein Goldstück aus der Tasche und warf es den Kanonieren zu. »Ihr habt nicht getroffen«, sagte er, »aber es war verdammt fein geschossen.«

»Danke, Sahib.«

Ein Winseln ließ Dodd herumfahren. Beny Singh hatte seinen Schoßhund einem Diener überreicht und starrte durch ein Fernrohr aus Elfenbein zu den feindlichen Reitern. »Was ist los?«, fragte ihn Bappu.

»Syud Sevajee«, stieß Singh hervor.

»Wer ist Syud Sevajee?«, wollte Dodd wissen.

Bappu grinste. »Sein Vater war hier einst Killadar, aber er ist gestorben. Wurde er vergiftet?«, fragte er Beny Singh.

»Er starb einfach«, sagte Singh. »Er starb einfach!«

»Ermordet, vermutlich«, sagte Bappu belustigt, »und Beny Singh wurde Killadar und nahm die Tochter des Toten als seine Konkubine.«

Dodd wandte sich um und sah die feindlichen Reiter zwischen den Bäumen jenseits der fernen Felsen verschwinden. »Er ist hier, um sich zu rächen, wie? Wollen Sie immer noch abhauen?«, fragte er Beny Singh. »Dann wird dieser Mann auf Sie warten. Er wird Sie in die Hügel verfolgen und Ihnen in der Dunkelheit der Nacht die Kehle durchschneiden.«

»Wir werden hier bleiben und kämpfen«, erklärte Beny Singh und nahm den Hund von seinem Diener zurück.

»Kämpfen und siegen«, sagte Dodd. Er stellte sich die britischen Batterien auf diesem fernen Felsen vor und malte sich aus, welch ein Blutbad dieses eine große Geschütz anrichten würde. Und es gab fünfzig andere schwere Geschütze und hundert leichtere Geschütze, die kleinere Geschosse abfeuerten und darauf warteten, die Briten zu begrüßen. Geschütze, Raketen, Kartätschen, Musketen, Felsen und Mauern, das waren Gawilgarhs Schutzschilde,

und Dodd war überzeugt, dass die Briten keine Chance hatten. Nicht die geringste. Der Rauch der großen Kanone verwehte im leichten Wind.

»Sie werden hier sterben«, sagte Dodd, »und wir werden die Überlebenden nach Süden jagen und abschlachten wie Hunde.« Er wandte sich um und sah Beny Singh an. »Sehen Sie den Abgrund? Dort werden Ihre Dämonen sterben. Ihre Flügel werden verbrennen, sie werden wie brennende Steine in den Tod fallen und ihre Schreie werden unsere Kinder in traumlosen Schlaf einlullen.« Er glaubte, die Wahrheit zu sprechen, denn er war fest davon überzeugt, dass Gawilgarh uneinnehmbar war.

»Mit großem Vergnügen – nein, Dilip, ändere das folgendermaßen: In tiefer Zufriedenheit melde ich die Sicherstellung einer großen Menge gestohlener Waren.« Captain Torrance legte eine Pause ein. Der Abend war hereingebrochen, und Torrance entkorkte eine Flasche Arrak und trank einen Schluck. »Diktiere ich zu schnell für dich?«

»Jawohl, Sahib«, antwortete Dilip, der Schreiber mittleren Alters. »In tiefer Zufriedenheit«, sagte er und schrieb angestrengt, »melde ich ...«

»Und füge eine Liste der Waren hinzu«, befahl Torrance. »Das kannst du später machen. Lass nur einen Zwischenraum.«

»Jawohl, Sahib«, sagte Dilip.

Torrance diktierte gerade: »Seit einiger Zeit hatte ich vermutet ...«, als jemand an die Tür klopfte. »Herein«, rief er, »wenn es sein muss.«

Sharpe öffnete die Tür und verhedderte sich sofort in dem Musselinvorhang. Er kämpfte sich durch den Musselin.

»Sie sind das«, sagte Torrance unfreundlich.

»Jawohl, Sir.«

»Sie lassen einige Motten rein«, beschwerte sich Torrance.

»Verzeihung, Sir.«

»Deshalb ist der Musselin dort, Sharpe, um Motten, Ensigns und andere unwichtige Ärgernisse fernzuhalten. Töte die

Motten, Dilip.«

Der Schreiber jagte gehorsam die Motten durch den Raum und schlug mit einer Rolle Papier nach ihnen. Die Fenster waren wie die Tür auf der Außenseite dicht mit Musselin verhängt, auf dem sich Motten versammelten, angelockt vom Schein der Kerzen, die in silbernen Haltern auf Torrances Tisch standen. Dilips Schreibarbeit war auf dem Tisch ausgebreitet, und Captain Torrance lag in einer Hängematte, die von den Dachbalken hing. Er war nackt. »Errege ich bei Ihnen Anstoß, Sharpe?«

»Anstoß, Sir?«

»Ich bin nackt, oder haben Sie das nicht bemerkt?«

»Das macht mir nichts aus, Sir.«

»Nacktheit hält die Kleidung sauber. Sie sollten es versuchen. Ist der letzte der Feinde tot, Dilip?«

»Die Motten sind alle verschieden, Sahib.«

»Dann sollten wir fortfahren. Wo waren wir stehen geblieben?«

»Seit einiger Zeit hatte ich vermutet ...«, las Dilip vor, was er aufgeschrieben hatte.

»›Habe ich angenommen‹ ist vielleicht besser. Seit einiger Zeit habe ich angenommen ...« Torrance legte eine Pause ein, um am Mundstück einer *huka*, einer silbernen Wasserpfeife, zu ziehen. »Was tun Sie hier, Sharpe?«

»Ich bin gekommen, um Befehle zu erhalten, Sir.«

»Sehr dienstbeflissen von Ihnen. Ich hatte seit einiger Zeit angenommen, dass Plünderungen der Lagerbestände unter meinem Kommando vorgekommen sind. Was, zum Teufel, hat Sie veranlasst, Sharpe, in Naigs Zelt herumzuschnüffeln?«

»Ich kam dort zufällig vorbei, als es Feuer fing.«

Torrance starrte Sharpe an, als glaube er ihm kein Wort. Dann schüttelte er traurig den Kopf. »Sie sehen zu alt aus, um Ensign zu sein, Sharpe, finden Sie nicht auch?«

»Ich war vor zwei Monaten noch Sergeant, Sir«, sagte Sharpe und sah, wie sich das Gesicht des Captains

angewidert verzog.

»O Gott«, sagte Torrance, »lieber Gott! Mögen uns alle lahmen Heiligen schützen! Sie wollen mir doch nicht sagen, dass Sie aus dem Mannschaftsstand aufgestiegen sind?«

»Doch, Sir.«

»Heiliger leidender Jesus«, sagte Torrance. Er legte seinen Kopf auf die Hängematte zurück, blies einen perfekten Rauchring und beobachtete, wie er zur Decke aufstieg. »Da ich vertrauliche Informationen über die Identität des Diebs hatte, unternahm ich entsprechende Schritte, um ihn festzunehmen. Sie werden feststellen, Sharpe, dass ich Ihnen in diesem Bericht keinen Verdienst anrechne?«

»Nein, Sir?«

»Das tue ich tatsächlich nicht. Dieser Bericht wird an Colonel Butters gehen, eine erstaunlich bombastische Kreatur, die – wie ich argwöhne – versuchen wird, einige der Lorbeeren für sich selbst einzuheimsen, bevor er ihn an Arthur Wellesley weiterreicht, der, wie Sie vielleicht wissen, unser Kommandeur ist. Ein sehr strenger Mann, unser Arthur, der es mag, dass die Dinge richtig erledigt werden. Er führt offenbar ein sehr strenges Regiment.«

»Ich kenne den General, Sir.«

»Tatsächlich?« Torrance starrte Sharpe an. »Gesellschaftlich, vielleicht? Sie und er speisen zusammen? Gehen zusammen auf die Jagd? Trinken Portwein? Reden über alte Zeiten? Huren vielleicht zusammen?« Torrance scherzte, doch es war eine Spur von Interesse in seiner Stimme, falls Sharpe Sir Arthur tatsächlich kannte.

»Ich meine, ich habe ihn kennengelernt, Sir.«

Torrance schüttelte den Kopf, als verschwende Sharpe seine Zeit. »Hören Sie auf, mich ›Sir‹ zu nennen. Es mag Ihre natürliche Unterwürfigkeit sein, Sharpe, oder wahrscheinlicher ist es die Überlegenheit des Vorgesetzten, die von meiner Person ausgeht, aber es steht einem Offizier schlecht an, selbst einem, der aus den Mannschaften kommt.« Er wandte sich wieder seinem Schreiber zu. »Eine

Durchsuchung seines Zelts, Dilip, hat die vermissten Dinge sichergestellt. Ich habe dann, in Übereinstimmung mit den Befehlen des Generals, den Dieb aufhängen lassen, um ein Exempel zu statuieren. Ich habe die Ehre, et cetera, et cetera.«

»Zweitausend Musketen werden immer noch vermisst, Sir«, sagte Sharpe. »Verzeihung, Sir, wollte Sie nicht ›Sir‹ nennen.«

»Wenn es Ihnen gefällt zu kriechen, Sharpe, dann tun Sie es. Zweitausend Musketen werden noch vermisst, wie? Ich nehme an, der Scheißkerl hat sie verkauft, meinen Sie nicht auch?«

»Ich bin mehr daran interessiert zu erfahren, wie er überhaupt daran gekommen ist«, sagte Sharpe.

»Wie langweilig von Ihnen«, sagte Torrance.

»Ich schlage vor, mit Sergeant Hakeswill zu sprechen, wenn er zurückkommt.«

»Ich will kein schlechtes Wort gegen Obadiah hören«, sagte Torrance. »Obadiah ist ein äußerst amüsanter Kerl.«

»Er ist ein verlogener, diebischer Bastard«, entgegnete Sharpe heftig.

»Sharpe! Bitte!« Torrances Stimme klang gequält. »Wie können Sie so böse Dinge sagen? Sie kennen ihn noch nicht einmal.«

»Oh, und wie ich den kenne, Sir. Ich habe unter ihm bei den Havercakes gedient.«

»Tatsächlich?« Torrance lächelte. »Wir leben anscheinend in interessanten Zeiten. Vielleicht sollte ich Sie beide auseinander halten. Vielleicht auch nicht. Brick!« Das letzte Wort rief er zur Tür zum Nachbarraum des requirierten Hauses.

Die Tür wurde geöffnet, und die schwarzhaarige Frau schlüpfte an dem Musselinvorhang vorbei. »Captain?«, fragte sie. Sie errötete, als sie sah, dass Torrance nackt war, und Sharpe sah, dass Torrance ihre Verlegenheit genoss.

»Brick, meine Liebe«, sagte Torrance, »meine *huka* ist aufgeraucht. Würdest du dich darum kümmern? Dilip ist beschäftigt, sonst hätte ich ihn gebeten. Sharpe, ich habe die Ehre, Sie Brick vorzustellen. Brick, das ist Ensign Sharpe.«

»Freut mich, Sie kennen zu lernen, Sir«, sagte die Frau und machte einen kurzen Knicks, bevor sie sich zur Wasserpfeife bückte. Sie hatte Torrance wahrscheinlich nicht erzählt, dass sie Sharpe schon früher kennengelernt hatte.

»Ma’am«, sagte Sharpe.

»Ma’am!«, wiederholte Torrance lachend. »Sie heißt Brick.«

»Brick, Sir?«, fragte Sharpe. Der Name war völlig unpassend für die Frau mit den fein geschnittenen Gesichtszügen, die jetzt geschickt die Wasserpfeife auseinander nahm.

»Ihr richtiger Name ist Mrs. Wall«, erklärte Torrance, »und sie ist meine Wäscherin, Näherin und mein Gewissen. Das stimmt doch, kleine Brick?«

»Wenn Sie es sagen, Sir.«

»Ich kann mir keine dreckige Kleidung erlauben«, sagte Torrance. »Sie sind ein Abscheu für den Herrn. Wenn Sie Brick ein bisschen zahlen, Sharpe, wird sie zweifellos diese Fetzen, die Sie Uniform nennen, waschen und bügeln.«

»Diese Fetzen sind alles, was ich bekommen konnte, Sir.«

»Na und? Marschieren Sie nackt, bis Brick sie gereinigt hat, oder bringt Sie die Vorstellung in Verlegenheit?«

»Ich wasche meine Kleidung selbst, Sir.«

»Ich wünschte, Sie würden das tun«, sagte Torrance beißend. »Erinnern Sie mich, weshalb Sie hergekommen sind, Sharpe?«

»Befehle, Sir.«

»Sehr gut«, sagte Torrance. »Im Morgengrauen werden Sie zu Colonel Butters Quartier gehen und einen Adjutanten suchen, der Ihnen sagen kann, was von uns verlangt wird. Das sagen Sie dann Dilip. Dilip arrangiert dann alles. Danach

können Sie sich ausruhen. Ich hoffe, Sie finden diesen Dienst nicht zu lästig.«

Sharpe fragte sich, warum Torrance einen Stellvertreter gesucht hatte, wenn der Schreiber all die Arbeit erledigte.

»Ich werde die morgigen Befehle im Morgengrauen holen, von einem Adjutanten von Colonel Butters«, sagte Sharpe.

»Na bitte«, sagteTorrance in gespieltem Erstaunen. »Sie haben Ihren Dienst kapiert, Ensign. Ich gratuliere Ihnen.«

»Wir haben bereits die Befehle von morgen, Sahib«, sagte Dilip vom Tisch her, wo er eine Liste der sichergestellten Waren in Torrances Bericht übertrug. »Wir sollen alles nach Deogaum verlagern. Zuerst das Lager der Pioniere, Sahib, mit den Lieferscheinen. Die Pionierdinge zuerst, dann alles andere.«

»Nein, so was!«, stieß Torrance hervor. »Hören Sie? Die Arbeit Ihres ersten Tages ist bereits erledigt, Sharpe.« Er zog an der Wasserpfeife, die ihm die Frau wieder hingestellt hatte. »Ausgezeichnet, meine Liebe«, sagte er und streckte eine Hand aus, um sie am Gehen zu hindern. Sie hockte sich neben die Hängematte, den Blick von seinem nackten Körper abgewandt. Sharpe spürte, dass sie unglücklich war, und Torrance spürte Sharpes Interesse an ihr. »Brick ist Witwe, Sharpe«, sagte er, »und vermutlich sucht sie einen Mann. Ich bezweifle, dass sie je zu träumen gewagt hat, dass ein Ensign sie heiratet. Aber warum nicht? Die gesellschaftliche Leiter ist da, um erklettert zu werden, und so niedrig Ihre Stufe darauf auch sein mag, Sharpe, Sie repräsentieren immer noch einen beträchtlichen Aufstieg für Brick. Bevor Sie in meine Dienste trat, war sie eine Putzfrau. Von der Putzfrau zur Offiziersgattin! Das ist eine erstaunliche Karriere! Ich finde, Ihr beide würdet gut zueinander passen. Ich werde Amor für Sie spielen, oder Dilip wird das tun. Schick einen Brief zum Kaplan des 94., Dilip. Er ist selten nüchtern, aber ich bin überzeugt, er kann die Trauungszeremonie überstehen, ohne umzufallen.«

»Ich kann nicht heiraten, Sir!«, protestierte Sharpe.

Torrance, belustigt über sich selbst, hob eine Augenbraue.

»Sie sind schwul? Oder Brick gefällt Ihnen nicht? Oder haben Sie vielleicht einen Zölibatseid geschworen?«

Sharpe schoss das Blut in die Wangen. »Ich bin versprochen, Sir.«

»Sie meinen, Sie sind verlobt? Wie rührend. Ist es vielleicht eine reiche Erbin?«

Sharpe zuckte mit den Schultern. »Sie ist in Seringapatam«, sagte er lahm. »Und wir sind nicht verlobt.«

»Aber Sie haben eine Abmachung mit diesem hinreißenden Geschöpf in Seringapatam. Ist sie eine Inderin, Sharpe? Eine schwarze *bibbi?* Ich bin mir sicher, dass Brick das nichts ausmachen würde. Ein Mann in Indien braucht eine *bibbi* oder zwei ebenso wie eine Ehefrau. Bist du da meiner Meinung, Brick?« Er wandte sich der Frau zu, die ihn ignorierte. »Mister Wall ist an Fieber gestorben«, sagte Torrance zu Sharpe, »und in meiner christlichen Freundlichkeit beschäftige ich seine Witwe. Spricht das nicht für meinen guten Charakter?«

»Wenn Sie das sagen, Sir«, erwiderte Sharpe.

»Ich sehe, mein Versuch, Amor zu spielen, ist nicht von Erfolg gekrönt«, sagte Torrance. »Also, Sharpe, zum Geschäftlichen. Ich schlage vor, dass Sie morgen früh nach Deogaum gehen, wo auch immer, zum Teufel, das ist.«

»Mit den Ochsen, Sir?«

Torrance hob erstaunt die Augenbrauen. »Sie sind ein Offizier, Sharpe, kein Ochsentreiber. Sie brauchen keine Ochsen anzutreiben, überlassen Sie das den Eingeborenen. Gehen Sie früh. Reiten Sie im Morgengrauen dorthin, und Ihre erste Pflicht wird sein, ein Quartier für mich zu suchen.«

»Ich habe kein Pferd«, sagte Sharpe.

»Sie haben kein Pferd? Guter Gott, Mann, von welchem Nutzen sind Sie dann, verdammt? Dann werden Sie einfach zu Fuß gehen müssen. Ich werde Sie morgen Nachmittag in Deogaum finden, und Gott helfe Ihnen, wenn Sie kein anständiges Quartier für mich gefunden haben. Ein

Vorzimmer, wo Dilip arbeiten kann, ein großer Raum für mich, und ein Loch für Brick. Ich hätte auch gern einen eingezäunten Garten mit Bäumen, die Schatten spenden, und einen kleinen Teich.«

»Wo ist Deogaum?«, fragte Sharpe.

»Nordwärts, Sahib«, antwortete Dilip. »Nahe bei den Hügeln.«

»Unterhalb von Gawilgarh?«

»Ja, Sahib.«

Sharpe schaute Torrance an. »Darf ich Sie um einen Gefallen bitten, Sir?«

Torrance seufzte. »Wenn Sie darauf bestehen.«

»Bei Gawilgarh, Sir, bitte ich um die Genehmigung, am Angriffstrupp teilzunehmen.«

Torrance starrte Sharpe lange an. »Sie wollen – was?«, fragte er schließlich.

»Ich will beim Angriff dabei sein. Da ist ein Typ in der Festung, der einen Freund von mir getötet hat. Ich will ihn tot sehen.«

Torrance blinzelte Sharpe an. »Erzählen Sie mir nicht, dass Sie ein Eiferer sind! Guter Gott!« Plötzlich spiegelte das Gesicht des Captains Entsetzen wider. »Sie sind doch kein Methodist, oder?«

»Nein, Sir.«

Torrance wies mit dem Mundstück der *huka* in eine Ecke des Raums. »Da steht eine Kleiderkommode, Sharpe, sehen Sie sie? Darin ist meine Kleidung. Zwischen der Kleidung werden Sie eine Pistole finden. Nehmen Sie die Pistole, vergessen Sie meine Anwesenheit, halten Sie sich die Mündung an den Kopf und drücken Sie ab. Es ist eine viel schnellere und weniger schmerzvolle Art zu sterben.«

»Aber Sie haben nichts dagegen, wenn ich an dem Angriff teilnehme?«

»Teilnehme? Sie leiden sicherlich nicht unter der falschen Annahme, dass es mich interessiert, was aus Ihnen wird? Sie denken doch nicht, dass ich nach so kurzer Bekanntschaft

um Sie trauern werde? Mein lieber Sharpe, ich befürchte, ich werde Sie überhaupt nicht vermissen. Ich bezweifle, dass mir nach Ihrem Tod Ihr Name einfallen wird. Natürlich können Sie an dem Angriff teilnehmen. Tun Sie, was Ihnen gefällt! Und jetzt schlage ich vor, dass Sie ein wenig schlafen. Nicht hier, denn ich liebe meine Privatsphäre. Suchen Sie sich einen Baum und schlafen Sie unter seinen schützenden Zweigen. Gute Nacht, Sharpe.«

»Gute Nacht, Sir.«

»Und lassen Sie keine Motten rein!«

Sharpe öffnete vorsichtig den Musselinvorhang und glitt hinaus. Torrance lauschte den sich entfernenden Schritten und seufzte. »Ein langweiliger Mann, Dilip.«

»Ja, Sahib.«

»Ich frage mich, warum man ihn zum Offizier gemacht hat.« Torrance runzelte die Stirn, während er an seiner Wasserpfeife saugte, dann schüttelte er den Kopf. »Der arme Naig! Geopfert für den Eifer eines popeligen Ensign. Woher wusste dieser erbärmliche Sharpe überhaupt, dass er in Naigs Zelt suchen musste? Hat er mit dir gesprochen?«

»Ja, Sahib«, gab Dilip zu.

Torrance starrte ihn an. »Hast du ihn etwa in die Hauptbücher schauen lassen?«

»Er bestand darauf, Sahib.«

»Du verdammter Narr, Dilip! Dreimal verdammter Narr! Ich sollte dich auspeitschen, wenn ich nicht so müde wäre. Das erledige ich vielleicht morgen.«

»Nein, Sahib, bitte nicht.«

»Oh, verpiss dich, Dilip«, schnarrte Torrance. »Und du kannst auch gehen, Brick.«

Die Frau flüchtete zur Küchentür. Dilip nahm sein Tintenfässchen und den Sandstreuer. »Soll ich die Lieferscheine jetzt heraussuchen, Sahib, für den Morgen?«

»Raus!«, brüllte Torrance. »Du langweilst mich. Geh!«

Dilip flüchtete in das Vorzimmer, und Torrance legte sich wieder in die Hängematte. Ihn quälte tatsächlich

Langeweile. Er hatte nichts zu tun und wusste nicht, wohin er gehen konnte. In den meisten Nächten suchte er Naigs Zelte auf, um zu trinken, zu spielen und zu huren. Doch er konnte das grüne Zelt in dieser Nacht nicht aufsuchen, nicht, nachdem Naig aufgehängt worden war. Er fluchte vor sich hin.

Mit einem Blick zum Tisch sah er, dass ein Buch, ein Geschenk von seinem Vater, ungeöffnet darauf lag, der erste Band *Reflektionen zum Brief an die Epheser* von Reverend Courtney Mallison, und es würde ein bitterkalter Tag in der Hölle sein, bevor Torrance diesen geschwollenen Wälzer lesen würde. Reverend Mallison war Torrances Tutor in der Jugendzeit gewesen, ein böser Hundesohn, der es geliebt hatte, seine Schüler auszupeitschen. Torrance starrte zur Decke. Geld. Es lief alles auf Geld hinaus. Alles in der verdammten Welt drehte sich ums Geld. Mach Geld, und du kannst heimkehren und Courtney Mallison das Leben zur Hölle machen. Zwinge den Bastard auf die Knie. Und Mallisons Tochter – wirf dieses spröde Weibsstück auf den Rücken ...

Es klopfte an der Tür. »Ich sagte, ich will nicht gestört werden!«, rief Torrance, doch trotz des Protestes wurde die Tür geöffnet und der Musselinvorhang wölbte sich und ließ einen Schwarm von Motten herein. »Verdammte Schei ...«, begann Torrance zu fluchen und verstummte abrupt.

Denn der erste Mann, der durch die Tür kam, war ein *jetti*, dessen nackter Oberkörper ölig glänzte, und hinter ihm tauchte ein großer, humpelnder Mann auf, derjenige, der um Naigs Leben gefleht hatte. Er hieß Jama und war Naigs Bruder. Seine Anwesenheit machte Torrance seine Nacktheit bewusst. Er schwang sich von der Hängematte und griff nach seinem Morgenrock, doch Jama riss das seidene Kleidungsstück vom Stuhl.

»Captain Torrance«, sagte er mit einer Verbeugung.

»Wer hat Sie hereingelassen?«, fragte Torrance.

»Ich hatte erwartet, Sie heute Nacht in unserem kleinen Etablissement zu sehen, Captain«, sagte Jama. Sein Bruder war pummelig, lautstark und ein Aufschneider gewesen, Jama dagegen war schlank, schweigsam und lauernd.

Torrance zuckte mit den Schultern. »Vielleicht morgen Nacht.«

»Sie werden willkommen sein, Captain, wie stets.« Jama nahm ein kleines Bündel Papiere aus der Tasche und fächerte sich damit Luft zu. »Zehntausend Mal willkommen, Captain.«

Zehntausend Rupien. Das war der Wert der Papiere in Jamas Hand, alles von Torrance unterschriebene Schuldscheine. Er hatte weitaus mehr unterzeichnet, aber die anderen waren abbezahlt mit Versorgungsmaterial, das von den Konvois geklaut worden war. Jama war hier, um Torrance daran zu erinnern, dass seine größten Schulden noch nicht bezahlt waren.

»Was heute geschehen ist ...«, begann Torrance verlegen.

»Ah, ja!«, unterbrach Jama, als hätte er für einen Moment den Grund seines Besuchs vergessen gehabt. »Erzählen Sie mir, was heute geschehen ist, Captain.«

Der *jetti* sagte nichts. Er lehnte sich mit verschränkten Armen gegen die Wand, seine eingeölten Muskeln glänzten im Kerzenschein, und seine dunklen Augen waren starr auf Torrance gerichtet.

»Ich habe es Ihnen bereits gesagt. Ich konnte es nicht verhindern«, sagte Torrance mit so viel Würde, wie ein nackter Mann aufbringen kann.

»Sie waren derjenige, der den Tod meines Bruders befohlen hat«, sagte Jama.

»Was blieb mir denn anderes übrig, nachdem die gestohlenen Waren gefunden worden waren?«

»Aber vielleicht haben Sie arrangiert, dass sie gefunden wurden.«

»Nein! Warum, zur Hölle, sollte ich das tun?«

Jama schwieg einen Moment, dann deutete er auf den Riesen an seiner Seite. »Sein Name ist Prithviraj. Ich sah ihn einst einen Mann mit bloßen Händen kastrieren.« Jama tat, als reiße er etwas ab, und lächelte. »Sie wären erstaunt, wie weit sich Haut dehnen kann, bevor sie reißt.«

»Um Gottes willen!« Torrance war bleich geworden. »Das mit Ihrem Bruder – es war nicht meine Schuld.«

»Wessen Schuld war es dann?«

»Sein Name ist Sharpe. Ensign Sharpe.«

Jama ging zu Torrances Tisch und blätterte in den Seiten von *Reflektionen über den Brief an die Epheser*. »Dieser Sharpe«, fragte er, »hat nicht Ihre Befehle befolgt?«

»Natürlich nicht!«

Jama zuckte mit den Schultern. »Mein Bruder war zu sorglos«, gab er zu, »allzu sehr vertrauend. Er glaubte, dass eure Freundschaft jedes Verhör überstehen würde.«

»Wir machten Geschäfte«, sagte Torrance. »Es war keine Freundschaft. Und ich habe Ihrem Bruder gesagt, dass er die Waren verstecken soll.«

»Ja«, sagte Jama. »Das hätte er tun sollen. Das habe ich ihm ebenfalls geraten. Aber trotzdem, Captain, stamme ich aus einer stolzen Familie. Erwarten Sie etwa von mir, dass ich zusehe, wie mein Bruder aufgehängt wird, und nichts dagegen unternehme?« Er fächerte sich mit den Schuldscheinen Luft zu. »Ich werde Ihnen diese Schuldscheine zurückgeben, Captain, wenn Sie mir Ensign Sharpe ausliefern. Lebend! Ich will, dass Prithviraj sich für mich rächt. Sie verstehen?«

Torrance verstand nur zu gut. »Sharpe ist ein britischer Offizier«, sagte er. »Wenn er ermordet wird, wird es eine Ermittlung geben. Da werden Köpfe rollen.«

»Das ist Ihr Problem, Captain Torrance«, sagte Jama. »Wie Sie sein Verschwinden erklären, ist Ihre Sache. Ebenso die Schuldscheine.« Er lächelte und schob die Schuldscheine wieder in die Tasche an seinem Gürtel. »Geben Sie mir Sharpe, Captain Torrance, oder ich werde Ihnen Prithviraj in

der Nacht zu Besuch schicken. In der Zwischenzeit werden Sie bitte weiterhin Gast in unserem Etablissement sein.«

»Bastard«, sagte Torrance, doch Jama und sein hünenhafter Gefährte waren bereits verschwunden. Torrance nahm den Band *Reflektionen über den Brief an die Epheser* und schlug damit eine Motte tot. »Bastard!«, sagte er noch einmal. Aber andererseits war es Sharpe, der leiden würde, nicht er, und so war es ihm gleichgültig. Was war Sharpe denn schon? Nichts, nur ein Emporkömmling aus den Mannschaften, also wen juckte es, wenn er starb? Torrance tötete noch eine Motte, dann öffnete er die Küchentür. »Komm her, Brick.«

»Nein, Sir, bitte nicht.«

»Hat die Klappe und komm her. Du kannst diese verdammten Motten totschlagen, während ich mich besaufe.«

Übel besaufe, dachte er, denn er hatte an diesem Tag Heidenangst gehabt. Er wusste, dass er fast erwischt worden wäre, als Sharpe die gestohlenen Waren in dem Zelt gefunden hatte, doch durch Naigs Erhängen hatte Torrance sich selbst geschützt, und jetzt war der Preis für sein weiteres Überleben Sharpes Tod. Arrangiere das, dachte er, und du bist all deine Sorgen los.

Er zwang Brick, etwas Arrak zu trinken, obwohl er wusste, wie sehr sie das Zeug hasste. Dann trank er selbst. Der verdammte Sharpe muss zur Hölle fahren, dachte er. Was mischt sich der Bastard auch ein? Zur Hölle mit ihm! Torrance trank darauf.

Leb wohl, Mister Sharpe.

KAPITEL 4

Sharpe war sich nicht sicher, wie weit entfernt Deogaum war, aber er schätzte, dass es an die zwanzig Meilen waren, ein mindestens siebenstündiger Marsch. So war es lange vor dem Morgengrauen, als er Ahmed, der neben dem heruntergebrannten Feuer aus Ochsendung schlief, wachrüttelte, um dann im Schein der Sterne aufzubrechen. Er versuchte Ahmed etwas Englisch beizubringen. »Sterne«, sagte er und wies zu den Sternen empor.

»Sterne«, wiederholte Ahmed eifrig.

»Mond«, sagte Sharpe und wies zum Mond.

»Mond«, echote Ahmed.

»Himmel.«

»Himmel?«, fragte Ahmed, als Sharpe immer noch zum Himmel zeigte.

»Himmel, du Scheißer.«

»Himmelduscheißer?«

»Vergiss es«, sagte Sharpe. Er war hungrig, und er hatte vergessen, Captain Torrance zu fragen, wo er Verpflegung bekommen konnte. Ihre Route nach Norden führte sie durch das Dorf Argaum, wo die kämpfenden Bataillone der Armee biwakiert hatten. Das Schlachtfeld war noch übersät mit Leichen, und wilde Hunde knurrten aus dem Dunkeln, als Ahmed und Sharpe vorbeigingen. Ein Posten stoppte sie mit einem Ruf beim Dorf, und Sharpe fragte den Mann, wo er die Kavallerielinien finden würde. Er konnte sich nicht vorstellen, Ahmed zum Frühstücken in die Offiziersmesse des 74. mit zunehmen, aber bei Sergeant Eli Lockhart würden sie vielleicht willkommener sein.

Das Signal zum Wecken war ertönt, als Sharpe Lockharts Einheit erreichte. Lockhart starrte die unerwarteten Besucher finster an, dann erkannte er Sharpe und grinste. »Guten Morgen, Sir. Brauchen Sie unsere Hilfe?«

»Ich brauche ein Frühstück«, antwortete Sharpe.

»Tee, Smithers! Koteletts! Davies, rück was von dem Brot raus, das du vor mir versteckst. Los, wir haben Gäste!« Lockhart wandte sich wieder an Sharpe. »Fragen Sie mich nicht, woher die Koteletts kommen, Sir. Dann müsste ich lügen.« Er spuckte in einen Zinnbecher, wischte ihn mit einem ehemals sauberen Tuch aus und füllte ihn mit Tee. »Bitte, Sir. Will Ihr Junge auch Tee? Kommt sofort, Junge!«

Mit einem Becher Tee in der Hand forderte Lockhart Sharpe auf, mit ihm zu den angepflockten Pferden zu gehen. »Sehen Sie, Sir?« Er hob das Bein eines Pferdes an, um ihm das neue Hufeisen zu zeigen. »Mein Chef ist Ihnen dankbar. Ich mache Sie vielleicht nach dem Frühstück miteinander bekannt.«

Sharpe nahm an, dass Lockhart von seinem Kommandeur sprach, denn als die Koteletts und das Brot gegessen waren, führte der Sergeant Sharpe zu den Linien der Eingeborenen Kavallerie und dann zum Zelt des befehlshabenden Offiziers der 7. Eingeborenen Kavallerie, der anscheinend das Kommando über die gesamte Kavallerie der Armee hatte. »Er heißt Huddlestone«, sagte Lockhart, »und er ist ein anständiger Kerl. Vermutlich bietet er uns ein weiteres Frühstück an.«

Colonel Huddlestone bestand tatsächlich darauf, dass sowohl Lockhart als auch Sharpe ihm beim Frühstück Gesellschaft leisteten. Sharpe erkannte, dass Lockhart ein nützlicher Mann war, dem seine Offiziere vertrauten und den seine Soldaten mochten, denn Huddlestone begrüßte den Sergeant herzlich und verwickelte ihn sofort in eine Unterhaltung über einige junge Pferde, die kürzlich gekauft worden waren. Huddlestone nahm an, dass sie dem Stress einer Schlacht nicht standhalten würden, doch Lockhart schien der Meinung zu sein, dass ein paar davon tauglich waren.

»Sie sind also der Mann, der Naig ausgeräuchert hat?«, sagte Huddlestone nach einer Weile zu Sharpe.

»Ich habe nicht viel getan, Sir.«

»Niemand sonst hat es getan, Mann! Seien Sie nicht so bescheiden! Ich bin Ihnen verdammt dankbar.«

»Ich hätte es nicht ohne Sergeant Lockhart schaffen können, Sir.«

»Die verdammte Armee würde ohne Eli auf der Stelle treten, nicht wahr?«, sagte der Colonel, und Lockhart, den Mund voller Ei, grinste nur. Huddlestone wandte sich wieder an Sharpe. »Man hat Sie also Torrance zugeteilt?«

»Jawohl, Sir.«

»Er ist ein fauler Kerl«, sagte Huddlestone angewidert. Sharpe, erstaunt über die offene Kritik, sagte nichts. »Er ist einer meiner eigenen Offiziere«, fuhr Huddlestone fort, »und ich gebe zu, dass ich nichts dagegen hatte, als er mich darum bat, die Ochsenzüge zu übernehmen.«

»Er hat Sie darum gebeten, Sir?« Sharpe fand es merkwürdig, dass ein Mann den Bagagedienst vorzog, wenn er in einer kämpfenden Einheit sein konnte.

»Sein Onkel baut ihn für eine Karriere bei der Company auf«, sagte Huddlestone. »Ein Onkel in der Leadenhall Street. Sie wissen, was Leadenhall Street ist, Sharpe?«

»Der Sitz der Company in London, Sir?«

»Richtig. Der Onkel zahlt ihm eine Unterstützung, und er will, dass Torrance einige Erfahrung im Verhandeln mit *bhinjarries* bekommt. Er hat alles geplant. Ein paar Jahre in der Armee der Company, ein paar weitere im Handel mit Kräutern, dann nach Hause, um den Besitz seines Onkels zu erben und seinen Sitz im Vorstand einzunehmen. Eines Tages werden wir wegen jedes Splints zu dem faulen Mistkerl laufen müssen. Dennoch kratzt es uns nicht, dass er den Bagagezug führt, Sharpe. Keiner mag den Job, so kann Torrance ihn gern haben, aber ich nehme an, dass Sie die meiste Arbeit damit haben werden.« Der Colonel runzelte die Stirn. »Er traf mit drei englischen Dienern in Indien ein! Können Sie sich das vorstellen? Es ist ja nicht so, als sei es schwierig, hier Diener zu finden, aber Torrance wollte weiße Küchenjungen. Zwei davon starben hier am Fieber. Torrance

hatte den Nerv zu sagen, dass einer von ihnen die Kosten der Reise noch nicht verdient hätte, und so zwingt er die Witwe zu bleiben und die Schulden abzubezahlen!« Huddlestone schüttelte den Kopf. Dann forderte er seinen Diener mit einer Geste auf, ihm Tee nachzuschenken. »Was bringt Sie also her, Ensign?«

»Ich bin auf dem Weg nach Deogaum, Sir.«

»In Wirklichkeit kam er, um ein Frühstück zu erbitten, Colonel«, warf Lockhart ein.

»Und ich habe keinen Zweifel daran, dass der Sergeant Sie beköstigt hat, bevor Sie herkamen, um mir meinen Proviant zu rauben«, sagte Huddlestone grinsend. »Sie haben Glück, Ensign. Wir reiten heute nach Deogaum rauf. Sie können mit uns reiten.«

Sharpe wurde rot. »Ich habe kein Pferd, Sir.«

»Eli?« Huddlestone sah Lockhart an.

»Ich habe ein Pferd, das er reiten kann, Sir.«

»Gut.« Huddlestone blies in seinen Tee. »Willkommen bei der Kavallerie, Sharpe.«

Lockhart fand zwei Pferde, eines für Sharpe und das andere für Ahmed. Sharpe, der sich auf einem Pferderücken stets unbehaglich fühlte, mühte sich unter den spöttischen Blicken der Kavalleristen in den Sattel, während Ahmed geschickt aufsprang und das Pferd mit den Hacken antrieb, glücklich, wieder auf einem Pferderücken zu sitzen.

Sie trabten langsam nordwärts und achteten darauf, die Pferde nicht zu ermüden. Sharpe dachte während des Ritts über Mrs. Wall nach, und das gab ihm ein Schuldgefühl gegenüber Simone Joubert, die junge französische Witwe, die in Seringapatam auf ihn wartete. Zweifellos nahm sie an, dass er zurückkehrte, wenn der Feldzug gegen die Marathen vorüber war, doch jetzt musste er ihr sagen, dass er nach England abkommandiert wurde. Würde sie mit ihm kommen? Wünschte er sich das? Auf beide Fragen wusste er keine Antwort. Er fühlte sich für Simone verantwortlich. Natürlich konnte er ihr die Entscheidung überlassen, doch

immer wenn er Simone vor eine Wahl stellte, neigte sie dazu, unschlüssig zu werden und auf jemanden zu warten, der die Entscheidung für sie traf. Dennoch musste er sie mindestens fragen. Würde sie überhaupt nach England reisen wollen? Aber was blieb ihr sonst? Sie hatte kein Verwandten in Indien, und die nächsten französischen Siedlungen waren fern.

Seine Gedanken wurden am frühen Vormittag gestört, als Eli Lockhart sein Pferd neben ihn trieb. »Sehen Sie es?«

»Was?«

»Da oben!« Lockhart wies voraus, und Sharpe spähte durch den Staub, den die Schwadronen an der Spitze aufgewirbelt hatten. Er sah eine Kette von hohen Bergen. Die oberen Hänge waren grün, mit Bäumen bewachsen, doch oberhalb der Baumgrenze war nichts als brauner und grauer Fels, der sich von Horizont zu Horizont erstreckte. Und auf dem allerhöchsten Felsen konnte er das Band einer dunklen Mauer erkennen, das durch ein Tor unterbrochen wurde.

»Gawilgarh«, sagte Lockhart.

»Wie, zur Hölle, können wir da oben angreifen?«, fragte Sharpe.

Der Sergeant lachte. »Das tun wir nicht. Das ist ein Job für die Infanterie. Ich nehme an, es ist besser, dass Sie diesem Torrance zugeteilt sind.«

Sharpe schüttelte den Kopf. »Ich muss dort reinkommen, Sergeant.«

»Warum?«

Sharpe spähte zur fernen Mauer. »In der Festung hält sich ein Typ namens Dodd auf. Der Bastard hat einen Freund von mir auf dem Gewissen.«

Lockhart dachte kurz nach. »Der Siebenhundert-Guineen-Dodd?«

»Das ist er«, sagte Sharpe. »Aber ich bin nicht hinter dem Kopfgeld her. Ich will den Dreckskerl tot sehen.«

»Ich auch«, sagte Lockhart grimmig.

»Sie?«

»Assaye«, erwiderte Lockhart knapp.

»Was ist geschehen?«

»Wir griffen seine Soldaten an. Sie hatten dem 74. höllisch eingeheizt, und wir erwischten die Scheißer in Linie. Wir gaben ihnen Saures, mussten aber ein Dutzend Jungs ohne Pferde zurücklassen, konnten sie nicht bergen, denn ihre Kavallerie jagte uns. Erst als die Schlacht vorüber war, fanden wir unsere Jungs. Alle mit durchgeschnittener Kehle.«

»Das klingt nach Dodd«, sagte Sharpe. Der englische Renegat liebte es, Terror zu verbreiten. Einst hatte er zu Sharpe gesagt: »Jage einem Gegner Furcht ein, und er wird nicht so hart kämpfen.«

»Vielleicht begleite ich Sie nach Gawilgarh«, sagte Lockhart.

»Kavallerie?«, fragte Sharpe. »Die hat nichts bei einem richtigen Kampf zu suchen.«

Lockhart grinste. »Ich kann keinen Ensign ohne Hilfe in einen Kampf ziehen lassen. Der arme kleine Scheißer könnte zu Schaden kommen.«

Sharpe lachte.

Die Kavallerie schwenkte von der Straße ab, um eine lange Kolonne marschierender Infanterie passieren zu lassen, die vor dem Morgengrauen nach Deogaum aufgebrochen war. Das führende Regiment war Sharpes eigenes, das 74., und Sharpe bewegte sich weiter von der Straße fort, damit er nicht die Männer auf sich aufmerksam machte, die ihn hatten loswerden wollen. Ensign Venables entdeckte ihn jedoch, sprang über den Graben neben der Straße und rannte auf ihn zu. »Reiten Sie in die Welt, Richard?«, fragte Venables.

»Das Pferd ist nur geliehen«, sagte Sharpe. »Es gehört den 19. Leichten Dragonern.«

Venables wirkte ein wenig erleichtert, weil Sharpe sich nicht plötzlich ein Pferd leisten konnte. »Sind Sie jetzt bei der Kavallerie?«

»Nichts so Großartiges«, sagte Sharpe, dem es widerstrebte, zuzugeben, dass er Ochsen bewachen musste.

Venables fragte nicht weiter. »Wir eskortieren die Pioniere«, erklärte er. »Die müssen anscheinend eine Straße anlegen.«

»Hier oben?«, sagte Sharpe und nickte zu der Festung hin, die über die Ebene dominierte.

»Captain Urquhart meinte, Sie verkaufen vielleicht Ihr Patent?«, sagte Venables.

»So, meinte er?«

»Und stimmt das?«

»Wollen Sie mir ein Angebot machen?«

»Ich habe einen Bruder, wissen Sie«, erklärte Venables. »Eigentlich drei. Und ein paar Schwestern. Mein Vater könnte vielleicht eines kaufen.« Er nahm ein Papier aus einer Tasche und reichte es Sharpe. »Wenn Sie also heimkehren, sollten Sie meinen alten Herrn besuchen. Das ist seine Adresse. Er nimmt an, dass einer meiner Brüder zur Armee gehen sollte, wenn er für nichts anderes taugt. Verstehen Sie?«

»Ich werde darüber nachdenken«, sagte Sharpe und nahm das Papier mit der Adresse. Die Kavalleristen waren weiter getrabt, und um aufzuholen, gab Sharpe seinem Pferd die Hacken. Das Pferd ruckte nach vorn und warf Sharpe zurück in den Sattel. Sekundenlang fand er keinen Halt und wäre fast über die Kruppe gerutscht, dann fuchtelte er wild mit den Armen, um das Gleichgewicht zu bewahren, und schaffte es im letzten Moment, sich am Sattelhorn festzuklammern. Er glaubte Gelächter zu hören, als er vom Bataillon wegtrabte.

Gawilgarh erhob sich wie eine Drohung über der Ebene, und Sharpe fühlte sich wie ein Wilderer in fremdem Revier, der sich nirgendwo verstecken konnte. Er nahm an, dass die britische Armee von hier oben wie viele Ameisen im Staub wirken würde. Er wünschte, er hätte ein Fernrohr, um zur hohen, fernen Festung zu spähen, doch es hatte ihm widerstrebt, dafür Geld auszugeben. Er war sich nicht sicher,

warum er kein Fernrohr gekauft hatte. Er war ja nicht arm, nur wenige Offiziere waren reicher als er, doch er befürchtete, der wahre Grund war, dass er sich mit einer Offiziersschärpe wie ein Betrüger fühlte, und wenn er sich die übliche Ausstattung eines Offiziers kaufte – ein Pferd und ein Fernrohr und einen teuren Degen –, dann würde er zum Gespött derjenigen in der Armee werden, die behaupteten, dass er nie zum Offizier hätte ernannt werden sollen.

Im Grunde haben sie sogar recht, dachte er. Er war als Sergeant glücklicher gewesen. Viel glücklicher. Trotzdem wünschte er sich ein Fernrohr, als er zur Festung empor blickte und eine große Rauchwolke aus einer der Bastionen quellen sah. Sekunden später hörte er das ferne Donnern des Geschützes, aber er sah kein Anzeichen auf das Fallen der Kanonenkugel. Es war, als sei sie von der warmen Luft verschluckt worden.

Eine Meile kurz vor den Vorbergen gabelte sich die Straße in drei Wege. Die Sowars trabten westwärts, während die 19. Leichten Dragoner den rechten Weg nahmen, der von der mächtigen Festung wegführte. Das Land wurde zerklüfteter, von kleinen Rinnen und niedrigen Hügeln durchzogen – das erste Anzeichen auf den gewaltigen Anstieg des Geländes, das an der fernen Felswand endete. Bäume standen dicht in diesem Vorgebirge, und Deogaum befand sich anscheinend in den bewaldeten Hügeln. Es lag östlich von Gawilgarh, sicher außerhalb der Reichweite der Geschütze der Festung. Ein Knattern von Musketenfeuer kam aus einer bewaldeten Senke, und die 19. Dragoner, die vor Sharpe ritten, formierten sich zu einer Linie. Ahmed grinste und vergewisserte sich, dass seine Muskete geladen war. Sharpe fragte sich, auf wessen Seite der Junge war.

Ein weiteres Prasseln von Musketenfeuer ertönte, diesmal aus dem Westen. Die Marathen mussten Männer in den Vorbergen haben. Vielleicht beraubten sie die Dörfer ihres gelagerten Getreides? Die Kavalleristen der East India

Company waren verschwunden, während die Reiter des 19. in die bewaldete Senke ritten. Ein Geschütz donnerte in der Festung, und diesmal hörte Sharpe weit hinter sich einen Aufprall, als eine Kanonenkugel wie ein Stein aufschlug. Ein Streifen Rauch zog über das Feld, in das die Kanonenkugel gestürzt war, dann folgten Sharpe und Ahmed den Dragonern in die Senke, und das Blätterdach der Bäume verbarg sie vor den unsichtbaren Beobachtern hoch oben.

Die Straße gabelte sich und ging in einen Flickenteppich aus kleinen Feldern und Waldstücken über. Ein großes Dorf lag jenseits der Felder – Sharpe nahm an, dass es Deogaum sein musste –, dann krachten Schüsse zur Linken und er sah eine halbe Meile entfernt eine Reiterhorde zwischen den Bäumen hervorpreschen. Es waren Marathen, und zuerst dachte Sharpe, sie wollten die 19. Leichten Dragoner angreifen, dann erkannte er, dass sie vor den Sowars der Company flüchteten. Fünfzig oder sechzig der feindlichen Reiter schwenkten südwärts ab, als sie die blau-gelb berockten Dragoner sahen. Die Dragoner machten kehrt, zogen die Säbel und nahmen die Verfolgung auf. Eine Trompete schmetterte, und auf den kleinen Feldern war plötzlich ein Wirbel von Pferden, Staub und glänzenden Waffen.

Sharpe zügelte zwischen einer Baumgruppe sein Pferd, denn er wollte nicht in das Zentrum eines Kavallerieangriffs der Marathen geraten. Die feindlichen Reiter donnerten in einem Wirbel aus Hufen, glänzenden Helmen und Lanzenspitzen vorbei. Die Kavallerie der Company war noch eine Viertelmeile entfernt, als Ahmed plötzlich sein Pferd mit den Hacken antrieb und aus dem Versteck jagte, um der Marathen-Kavallerie zu folgen.

Sharpe fluchte. Der kleine Bastard ritt zurück, um sich den Marathen anzuschließen. Sharpe konnte es ihm nicht verdenken, aber er war enttäuscht. Er wusste, dass er keine Chance hatte, Ahmed einzuholen. Ahmed hatte die Muskete von der Schulter genommen und ritt jetzt hinter dem letzten

der feindlichen Reiter. Dieser Mann blickte sich um, sah, dass Ahmed keine britische Uniform trug, und ignorierte ihn. Ahmed galoppierte an seine Seite, drehte die Muskete um, hielt sie am Lauf gepackt und schmetterte den schweren Kolben gegen die Stirn des Marathen.

Der Mann stürzte rücklings von seinem Pferd, als sei er von einem Seil heruntergerissen worden. Sein Pferd galoppierte weiter, und die Steigbügel wippten auf und ab. Ahmed zügelte sein Pferd, ritt zurück und sprang neben seinem Opfer ab. Sharpe sah das Aufblitzen eines Messers. Die Eingeborenen-Kavallerie kam jetzt näher und sie hielt Ahmed vielleicht für einen Feind, so rief Sharpe dem Jungen zu, zurückzukommen. Ahmed kletterte wieder in den Sattel und trieb sein Pferd zu den Bäumen, wo Sharpe wartete.

Ahmed hatte einen Säbel, eine Pistole und einen Lederbeutel erbeutet, und er grinste breit. Der Beutel enthielt zwei alte Brotlaibe, eine Glasperlenkette und ein kleines Buch mit merkwürdiger Schrift. Ahmed gab Sharpe einen Brotlaib, warf das Büchlein fort, schlang sich die billige Perlenkette um den Hals und hängte sich den Säbel an die Hüfte. Dann beobachtete er, wie die Dragoner die Flüchtenden einholten und in ihre hinteren Reihen stießen. Das Klingen von Stahl auf Stahl war zu hören, zwei Pferde stolperten im aufgewirbelten Staub, ein Mann taumelte blutend in einen Graben, Pistolen krachten, eine Lanze blieb zitternd im trockenen Boden stecken, und dann war das Gros des Feindes tot, und die Dragoner und Sowars zügelten die Pferde.

»Warum kannst du kein richtiger Diener sein, Ahmed?«, fragte Sharpe. »Meine Stiefel säubern, meine Kleidung waschen, mein Abendessen machen und so?«

Ahmed verstand kein Wort und grinste nur.

»Stattdessen habe ich einen mörderischen Balg. Also komm schon, du Scheißer.« Sharpe trieb sein Pferd auf das Dorf zu. Er passierte ein halb leeres Wasserreservoir, bei dem einige Kleidungsstücke zum Trocknen auf Büschen

lagen, dann erreichte er die staubige Hauptstraße, die verlassen war, aber er sah Gesichter in dunklen Fenstern und neben Vorhängen an Türschwellen. Hunde knurrten im Schatten und zwei Hühner scharrten im Staub. Die einzige Person in Sicht war ein nackter heiliger Mann, der im Schneidersitz unter einem Baum saß und dessen langes Haar bis auf den Boden fiel. Er ignorierte Sharpe, und Sharpe ignorierte ihn. »Wir müssen ein Haus finden«, versuchte Sharpe dem verständnislosen Ahmed zu erklären. »Haus, verstehst du? Haus.«

Der Dorfälteste, der *naique*, wagte sich auf die Straße. Wenigstens nahm Sharpe an, dass er der *naique* war, genauso wie der Alte annahm, dass der berittene Soldat der Führer der kürzlich eingetroffenen Kavalleristen war. Er schlug die Hände vors Gesicht und verneigte sich vor Sharpe, dann schnippte er mit den Fingern, um einen Diener zu rufen, der ein kleines Messingtablett brachte, auf dem ein Becher mit Arrak stand. Der scharfe Schnaps stieg Sharpe sofort zu Kopf. Der *naique* redete wie ein Wasserfall. Sharpe hob die Hand, um ihm Schweigen zu gebieten. »Es hat keinen Sinn, mit mir zu reden. Ich bin ein Nichts. Rede mit ihm.« Er wies auf Colonel Huddlestone, der seine indischen Kavalleristen ins Dorf führte. Die Soldaten saßen ab, als Huddlestone mit dem Dorfältesten sprach. Die Hühner gackerten laut, als sie gepackt wurden. Huddlestone drehte sich bei dem Geräusch um, doch seine Männer blickten alle unschuldig drein.

Hoch über Sharpe krachte ein Geschütz in der Festung. Die Kanonenkugel flog irgendwo in die Ebene, wo die britische Infanterie marschierte. Die Dragoner kamen ins Dorf, einige mit blutigen Säbeln. Sharpe übergab Lockhart die beiden Pferde. Dann suchte er in der Straße nach einem Quartier für Torrance. Er sah keines mit einem eingezäunten Garten, doch er fand ein kleines Haus mit Wänden aus getrocknetem Schlamm, das einen Hof hatte, und er warf seinen Tornister im Hauptraum auf den Boden, zum Zeichen, dass er das

Haus für sich beanspruchte. Da war eine Frau mit zwei kleinen Kindern, die vor ihm zurückwich. »Es ist alles in Ordnung«, sagte Sharpe. »Sie werden bezahlt. Niemand wird Ihnen etwas antun.« Die Frau jammerte und duckte sich, als erwarte sie Schläge. »Verdammt noch mal«, sagte Sharpe, »spricht niemand in diesem verdammten Land Englisch?«

Jetzt hatte er bis zu Torrances Eintreffen nichts zu tun. Er hätte in dem Dorf versuchen können, Papier, Feder und Tinte aufzutreiben, damit er Simone schreiben konnte, dass er nach England gehen würde, doch er entschied sich, dass das warten konnte. Er legte sein Koppel, den Säbel und den Rock ab und legte sich auf ein Sofa.

Oben in der Festung feuerten die Geschütze. Es klang wie ferner Donner. Sharpe schlief im Nu ein.

Sergeant Obadiah Hakeswill zog seine Schuhe aus, und ein Gestank erfüllte die Luft, der Captain Torrance veranlasste, die Augen zu schließen. »Guter Gott«, stöhnte Torrance auf. Dem Captain war bereits übel. Er hatte fast eine Flasche Arrak getrunken, war in der Nacht mit Bauchschmerzen aufgewacht und war schließlich wieder in unruhigen Schlaf verfallen. Im Morgengrauen hatte er ein Scharren an der Tür gehört und geschrien, dass er jeden Besucher zum Teufel wünsche, wonach er wieder eingeschlafen war. Jetzt war er von Hakeswill geweckt worden, der den Gestank nicht beachtete und weiter die Tücher von seinen Füßen abwickelte. Torrance fand, dass es wie verfaulter Käse roch, der sich im Magen einer Leiche befunden hatte. Er schob seinen Stuhl näher ans Fenster und zog den Schlafrock fester um seine Brust.

»Es tut mir wirklich leid um Naig«, sagte Torrance. Hakeswill hatte ungläubig der Geschichte von Naigs Tod gelauscht und wirkte echt betroffen davon, genauso schockiert wie von der Neuigkeit, dass Sharpe jetzt Torrances Assistent war.

»Die verdammten Schotten haben ihn nicht haben wollen, wie, Sir?«, sagte Hakeswill. »Ich habe nie gedacht, dass Schotten Verstand haben, aber anscheinend haben sie genug davon, um Sharpie loszuwerden.« Hakeswill hatte jetzt seinen rechten Fuß entblößt, und Torrance, der den Gestank kaum ertragen konnte, argwöhnte, dass schwarzer Pilz zwischen den Zehen des Sergeants wucherte. »Und jetzt haben Sie ihn, Sir«, fuhr Hakeswill fort, »und ich bedauere Sie, wirklich. Das ist das Letzte, was ein anständiger Offizier wie Sie verdient hat, Sir. Verdammter Sharpie! Er hat kein Recht darauf, Offizier zu sein! Er ist kein Gentleman wie Sie, Sir. Er ist Abschaum, Sir.«

»Und wie hat er sein Offizierspatent bekommen?«, fragte Torrance und beobachtete, wie Hakeswill das verkrustete Tuch von seinem linken Fuß zog.

»Weil er dem General das Leben gerettet hat, Sir. So sagt man jedenfalls.« Hakeswill verstummte, als ein Krampf sein Gesicht zucken ließ. »Hat Sir Arthurs Leben bei Assaye gerettet. Nicht, dass ich das glaube, Sir, aber Sir Arthur glaubt das, und das Resultat davon ist, Sir, dass Sir Arthur denkt, der verdammte Sharpie wäre ein lieber Junge. Sharpie furzt, und Sir Arthur denkt, der Wind hat nach Süden gedreht.«

»Ist das so?«, fragte Torrance. Das war gut zu wissen.

»Vor vier Jahren«, sagte Hakeswill, »ließ ich Sharpie auspeitschen. Ich hätte ihn totpeitschen lassen, wie er es verdient, doch Sir Arthur stoppte das Peitschen nach zweihundert Schlägen! Ließ einfach aufhören!« Der Sergeant hielt das immer noch für eine schreiende Ungerechtigkeit. »Und jetzt ist er ein verdammter Offizier! Ich sage Ihnen, Sir, die Armee ist nicht mehr das, was sie mal war. Ist vor die Hunde gegangen.« Er zog das Tuch von seinem linken Fuß und betrachtete stirnrunzelnd die Zehen. »Ich habe sie im August gewaschen«, sagte er erstaunt, »aber so sehen sie gar nicht aus, oder?«

»Es ist jetzt Dezember, Sergeant«, sagte Torrance tadelnd.

»Eine gute Wäsche sollte wenigstens für sechs Monate reichen, Sir.«

»Einige von uns treiben regelmäßigere Körperpflege«, sagte Torrance.

»Ihnen glaube ich das, Sir, denn Sie sind ein Gentleman. Die Sache ist die, Sir, normalerweise würde ich die Fußtücher nicht abnehmen, wenn da keine Blase wäre.« Hakeswill runzelte die Stirn. »Hatte seit Jahren keine Blasen mehr! Der arme Naig. War ein Halsabschneider, aber kein so schlechter Typ.«

Naig, dachte Torrance, war eine so üble Kreatur auf der Erde wie jede andere, doch er lächelte milde zu Hakeswills Worten. »Wir werden ihn gewiss vermissen, Sergeant.«

»Ein Jammer, dass Sie ihn aufhängen lassen mussten, Sir, aber was blieb Ihnen denn anderes übrig? Wenn man nur die Wahl zwischen dem Teufel und einem Haufen Scheiße hat! Trotzdem tut es mir um Naig leid.« Hakeswill blickte Torrance traurig an. »Sie hätten Sharpie aufhängen sollen, Sir. Schade, dass Sie das nicht tun konnten! Er hätte baumeln sollen, wie er es verdient, dieser mörderische Bastard!« Der empörte Hakeswill erzählte Captain Torrance, wie Sharpe ihn fast getötet hätte, wie er ihn Tippus Tigern zum Fraß vorgeworfen hatte, wie er ihn in einem Hof vor einen Elefanten gestoßen hatte, der darauf dressiert gewesen war, Menschen zu Tode zu trampeln.

»Die Tiger waren nicht hungrig, weil sie gefüttert worden waren, und bei dem Elefanten hatte ich mein Messer dabei. Ich habe es in seinen Fuß gehackt.« Er mimte ein Zustechen. »Tief rein! Das hat ihm gar nicht gefallen, Sir. Ich kann nicht sterben, Sir, ich bin unsterblich!« Der Sergeant sprach heiser, überzeugt von jedem Wort. Er war als Kind aufgehängt worden, hatte den Galgen jedoch überlebt und glaubte seither, durch seinen Schutzengel vor dem Tod sicher zu sein.

Verrückt, dachte Torrance, die Einbildung eines Wahnsinnigen. Dennoch war er von Obadiah Hakeswill

fasziniert. Auf den ersten Blick wirkte der Sergeant wie ein perfekter Soldat. Es war das Zucken seines Gesichts, das verriet, dass etwas Interessanteres hinter seinen blauen Augen verborgen war. Torrance hatte erkannt, dass hinter diesen kindlichen Augen atemberaubende Boshaftigkeit lauerte, die durch ein gleichfalls erstaunliches Selbstvertrauen begleitet wurde. Hakeswill würde ein Baby ermorden und dafür eine Rechtfertigung finden.

»Sie mögen also Mister Sharpe nicht?«, fragte Torrance.

»Ich hasse ihn, Sir, und es macht mir nichts aus, das zuzugeben. Ich habe ihn beobachtet, wie er sich von den Mannschaften nach oben gewunden hat wie ein verdammter Aal.« Hakeswill hatte ein Messer genommen, vermutlich das, mit dem er auf den Elefanten eingestochen hatte, und jetzt legte er seinen rechten Fuß auf das linke Knie und hielt die Messerklinge an die Blase.

Torrance schloss die Augen, um sich den Anblick von Hakeswills Chirurgie zu ersparen. »Naigs Bruder möchte sich mit Mister Sharpe unterhalten, Sergeant.«

»So? Das ist gut.« Hakeswill stach zu. »Sehen Sie sich das an, Sir. Ziemlich wenig Eiter. Wird bald heilen. Hatte schon seit Jahren keine Blase mehr! Ich nehme an, es muss von den neuen Schuhen gekommen sein.« Er spuckte auf die Messerklinge und stocherte wieder in der Blase. »Ich werde die Schuhe mit Essig tränken, Sir. Jama will also Sharpes Eier?«

»Buchstäblich, anscheinend, ja.«

»Dann muss er sich hinten anstellen.«

»Nein!«, sagte Torrance scharf. »Es ist wichtig für mich, Sergeant, dass Mister Sharpe Jama überlassen wird. Lebend. Und dass sein Verschwinden nicht zu Nachforschungen führt.«

»Sie meinen, keiner soll davon etwas merken?« In Hakeswills Gesicht zuckte es, während er sich das durch den Kopf gehen ließ. Dann zuckte er mit den Schultern. »Das ist nicht schwierig, Sir.«

»Nicht?«

»Ich werde mit Jama sprechen, Sir. Dann können Sie Sharpie einige Befehle erteilen, und ich werde ihn erwarten. Es wird leicht sein, Sir. Das tue ich gern für Sie.«

»Sie sind mir eine große Hilfe, Sergeant.«

»Das ist mein Job, Sir«, sagte Hakeswill. Dann schielte er lüstern zur Küchentür, wo Clare Wall auftauchte. »Sonnenschein meines Lebens«, sagte er grinsend.

»Bring ihm eine Tasse Tee, Brick«, befahl Torrance.

Hakeswill beobachtete, wie Brick wieder in die Küche ging. »Eine reizende kleine Frau, Sir. Wie eine Blume, ja, das ist sie, eine Blume!«

»Die Sie zweifellos gern pflücken möchten?«

»Es ist an der Zeit, dass ich heirate«, sagte Hakeswill. »Ein Mann sollte einen Sohn hinterlassen, Sir, so steht es schon in der Bibel.«

»Sie wollen also einen zeugen, wie?«, sagte Torrance. Dann runzelte er die Stirn, als es an die Tür klopfte. »Herein!«, rief er.

Ein Infanterie-Captain, den weder Torrance noch Hakeswill kannten, trat ein und sah Torrance fragend an. »Captain Torrance?«

»Das bin ich«, sagte Torrance.

»Sir Arthur lässt grüßen«, sagte der Captain in einem Tonfall, der darauf schließen ließ, dass er die Grüße völlig überflüssig fand. »Gibt es irgendeinen Grund, weshalb das Versorgungsmaterial noch nicht nordwärts verlegt worden ist?«

Torrance starrte den Mann an. Sekundenlang war er sprachlos. Dann fluchte er lautlos in sich hinein. »Meine Grüße an den General. Ich versichere ihm, dass der Ochsenzug unverzüglich auf den Weg gebracht werden wird.« Er wartete, bis der Captain gegangen war, und fluchte dann laut.

»Was ist geschehen, Sir?«, fragte Hakeswill.

»Die verdammten Lieferscheine sind noch hier! Dilip wollte sie heute Morgen abholen, aber ich habe gesagt, er soll verschwinden!« Er fluchte von Neuem. »Der verdammte Wellesley wird mir deshalb den Arsch aufreißen!«

Hakeswill fand die Lieferscheine auf dem Tisch und ging zur Tür. Er hinterließ Blutflecke von seiner aufgestochenen Blase auf dem Boden. »Dilly! Dilly! Du schwarzes heidnisches Schwein! Hier, nimm das. Und mach dich auf den Weg!«

»Verdammt!«, stieß Torrance hervor und ging wütend auf und ab. »Dreimal verdammt!«

»Kein Grund zur Sorge, Sir«, sagte Hakeswill.

»Das können Sie leicht sagen, Sergeant.«

In Hakeswills Gesicht zuckte es. »Hängen Sie einfach die Schuld einem anderen an, Sir«, sagte er grinsend, »wie es für gewöhnlich in der Armee gemacht wird.«

»Wem? Sharpe? Sie haben selbst gesagt, dass er Wellesleys lieber Junge ist. Soll ich ihm die Schuld geben? Oder vielleicht Ihnen?«

Hakeswill versuchte, den Captain zu beruhigen. »Machen Sie Dilly zum Sündenbock, Sir, weil er ein heidnischer Bastard und so schwarz wie meine neuen Schuhe ist.«

»Er wird einfach alles leugnen, wenn er verhört wird«, wandte Torrance ein.

Hakeswill lächelte. »Er wird nicht in der Position sein, irgendetwas zu leugnen, wenn er ...« Er sprach nicht weiter, streckte die Zunge raus, riss die Augen weit auf und gab einen röchelnden Laut von sich.

»Guter Gott, Sergeant«, sagte Torrance und erschauerte vor dem schrecklichen Bild, das er angesichts von Hakeswills verzerrtem Gesicht vor seinem geistigen Auge sah. »Außerdem ist er ein guter Schreiber! Es ist verdammt schwierig, gute Männer zu ersetzen.«

»Es ist leicht, Sir. Jama wird uns einen Mann geben. Einen guten Mann.« Hakeswill grinste. »Es wird die Dinge viel

leichter machen, Sir, wenn wir dem Schreiber so vertrauen können wie einander.«

Torrance zuckte zusammen bei dem Gedanken, dass sich Obadiah Hakeswill auf eine Stufe mit ihm stellte, doch wenn er je seine Schulden bezahlen wollte, brauchte er die Kooperation des Sergeants. Und Hakeswill war fabelhaft tüchtig. Er konnte den Nachschub unterschlagen, immer sicherstellen, keinen Hinweis auf ihn zu hinterlassen, und es so zu drehen, dass immer ein anderer schuld sein musste. Und zweifellos hatte der Sergeant recht. Wenn Jama einen Schreiber vermitteln konnte, dann würde der dafür sorgen, dass die Bücher gut gefälscht waren. Und wenn Dilip die Schuld für die späte Ankunft des Pionierlagers erhielt, dann konnte er, Torrance, seine Hände in Unschuld waschen. Hakeswill fand anscheinend wie immer eine Lösung für die größten Probleme.

»Überlassen Sie's nur mir«, sagte Hakeswill. »Ich werde mich um alles kümmern, Sir.« Er grinste Clare an, die Tee brachte. »Sie sind die Blume der Weiblichkeit«, sagte er und beobachtete sie dann anerkennend, als sie in die Küche zurückkehrte. »Sie und ich, Sir, sind füreinander bestimmt. So steht es schon in der Bibel.«

»Erst wenn Sharpe tot ist«, sagte Torrance.

»Das wird er bald sein, Sir«, versprach Hakeswill. Der Sergeant erschauerte bei dem Gedanken an die Reichtümer, die nach Sharpes Tod auf ihn warteten. Nicht nur Clare Wall, sondern auch die Juwelen. Die Juwelen! Hakeswill hatte herausgefunden, dass es Sharpe gewesen war, der den Tippu Sultan in Seringapatam getötet und dessen Diamanten, Smaragde, Saphire und Rubine erbeutet hatte, und Hakeswill nahm an, dass Sharpe diese kostbaren Steine immer noch versteckte.

Aus der Ferne erklang durch die Hitze des Tages Artilleriefeuer.

Gawilgarh, dachte Hakeswill, wo Sharpe nicht eintreffen wird, denn ich werde ihn erledigen, keiner sonst. Ich werde

reich sein, steinreich.

Colonel William Dodd stand auf der südlichsten Brustwehr von Gawilgarh und starrte hinab in den Hof des Palastes, wo Beny Singh ein gestreiftes Zelt aufgestellt hatte. Kleine silberne Glöckchen an den Zeltwänden klingelten leise in der leichten Brise, während unter dem Vordach eine Musikergruppe auf den sonderbaren Streichinstrumenten spielte, deren Musik in Dodds Ohren klang wie eine langsame Strangulation von Katzen. Beny Singh und ein Dutzend hübscher Wesen in Saris spielten eine Art Blindekuh, und bei ihrem Gelächter, das von den Mauern zurückgeworfen wurde, verfinsterte sich Dodds Miene, denn er war maßlos eifersüchtig auf Beny Singh. Der Mann war pummelig, klein und schüchtern, doch er schien die Damen mit irgendeinem Zauber zu faszinieren, während Dodd, groß, hart und mit Narben als Beweis seiner Tapferkeit, mit einer Hure auskommen musste. Verdammter Killadar!

Dodd wandte sich abrupt ab und ließ seinen Blick über die in der Hitze glühende Ebene schweifen. Unter ihm und so eben außer Reichweite von Gawilgarhs größten Geschützen, sah er einen Teil des britischen Lagers. Aus dieser Höhe wirkten die weißen Zelte wie Tupfen. Im Süden, noch weit entfernt, konnte er einen feindlichen Bagagezug sehen, der sich dem neuen Lager näherte. Sonderbar, dachte er, dass sie die Ochsen ihre Last am heißesten Teil des Tages tragen lassen. Für gewöhnlich begannen Bagagezüge ihren Marsch kurz nach Mitternacht und lagerten nach dem Morgengrauen, doch heute wirbelte die große Herde Staub in die glühend heiße Luft des Nachmittags.

Dodd fand, es sah aus wie ein Zug von Auswanderern. Es waren zweitausend Ochsen in diesem Armeezug, alle Wagen beladen mit Kanonenkugeln, Schießpulver, Werkzeugen, gepökeltem Rindfleisch, Arrak, Hufeisen, Bandagen, Feuersteinen, Gewürzen, Reis, und hinzu kamen die Tiere und Familien der Händler. Die Ochsentreiber hatten ihre eigenen Familien dabei. Sie alle brauchten eigene Tiere, um

ihre Zelte, Kleidung und Nahrungsmittel zu transportieren. Ein Dutzend Elefanten stampfte inmitten der Herde, und dahinter schwankten Dromedare. Die Mysore-Kavallerie bewachte eine große Karawane, während jenseits der berittenen Außenposten halb nackte Grasschneider auf den Feldern Futter sammelten, das sie in Netzen verstauten und auf weitere Ochsen luden.

Dodd blickte zu den Posten, die die südlichen Mauern Gawilgarhs bewachten, und er sah ehrfürchtiges Staunen auf ihren Gesichtern, als sie die enorm große Herde sahen. Der Staub, der von den vielen Hufen aufgewirbelt wurde, verschleierte den südlichen Horizont wie eine Nebelwand. »Es sind nur Ochsen«, sagte Dodd grollend zu den Männern. »Nur Ochsen! Ochsen feuern keine Geschütze ab. Ochsen erklettern keine Mauern.« Keiner der Männer verstand ihn, doch sie grinsten pflichtschuldig.

Dodd ging ostwärts. Nach einer Weile endete die Mauer und machte einem kahlen Felsvorsprung Platz. Es waren keine Mauern rings um Gawilgarhs Zwillingsfestungen nötig, denn die Felsen, auf denen sie standen, waren höher als jede Mauer, die von Menschenhand errichtet werden konnte. Doch als Dodd zum Rand des Felsvorsprungs trat, erkannte er, dass es hier und da Stellen gab, wo ein Mann mithilfe eines Seils auf den Vorsprung klettern konnte. Ein paar Männer desertierten jeden Tag aus Gawilgarhs Garnison, und Dodd bezweifelte nicht, dass sie auf diesen Fluchtwegen entkamen. Doch er verstand nicht, warum sie flohen. Die Festung war uneinnehmbar!

Er gelangte zu einem Teil der Mauer an der südöstlichen Ecke, und dort, hoch oben auf einer Geschützplattform, fuhr er sein Fernrohr aus und spähte zu den Vorhügeln hinab. Er suchte lange, schwenkte sein Fernrohr über Bäume, Sträucher und verdorrte Grasflecken und sah schließlich eine Gruppe von Männern neben einem schmalen Pfad stehen. Einige der Männer trugen rote Uniformröcke und einer einen blauen Rock.

»Was beobachten Sie, Colonel?« Prinz Manu Bappu hatte Dodd auf der Brustwehr gesehen und war zu ihm hinauf geklettert.

»Briten«, sagte Dodd, ohne das Fernrohr vom Auge zu nehmen. »Sie besichtigen das Terrain und suchen einen Weg zum Aufstieg auf das Plateau.«

Bappu beschattete die Augen und spähte hinab, konnte jedoch ohne Fernrohr die Männergruppe nicht sehen. »Es wird sie Monate kosten, eine Straße bis zur Festung anzulegen.«

»Sie werden nicht mehr als zwei Wochen brauchen«, widersprach Dodd. »Eher weniger. Sie kennen nicht die Arbeit ihrer Pioniere, Sahib, aber ich kenne sie. Die Pioniere werden mit Pulver die Hindernisse sprengen, und tausend Arbeiter werden den Schutt beseitigen. Schon morgen werden sie mit ihrem Werk beginnen, und in vierzehn Tagen werden sie Geschütze in die Hügel hinauffahren.« Dodd schob das Fernrohr zusammen. »Ich werde runtergehen und die Bastarde verjagen.«

»Nein«, sagte Bappu. Er hatte bereits einen Streit mit Dodd gehabt, der seine Kobras in die Vorhügel führen und dort die Straßenbauer stören wollte. Dodd wollte keinen offenen Kampf, kein Gefecht Musketenlinie gegen Musketenlinie, sondern einen Überfall aus dem Hinterhalt, um den Feind in Angst und Schrecken zu versetzen. So wollte er die britischen Arbeiten verlangsamen, die Pioniere entmutigen und durch solche Verzögerungstaktik Wellesley zwingen, Furagetrupps weit ins Land zu schicken, wo sie zur Beute der Marathen-Reiter werden würden, die immer noch über die Dekkan-Ebene streiften.

Bappu wusste, dass Dodd recht hatte und die Briten bei ihrem Straßenbau durch ein Störmanöver verlangsamt werden konnten, doch er wollte nicht, dass die weiß berockten Kobras die Festung verließen. In der Garnison war man bereits nervös nach den Siegen von Wellesleys kleiner Armee, und wenn die Soldaten sahen, dass die Kobras aus

der Festung marschierten, würden sie sich verlassen fühlen, und das Rinnsal der Deserteure würde zu einer Flut werden.

»Wir müssen sie verlangsamen!«, schnarrte Dodd.

»Das werden wir«, sagte Bappu. »Ich werde *silladars* kommen lassen, Colonel, und sie für jede Waffe belohnen, die sie zur Festung bringen. Aber Sie werden hier bleiben und helfen, die Verteidigung vorzubereiten.« Er sprach mit fester Stimme, die ausdrücken sollte, dass es keine Diskussion über das Thema geben würde. Dann zeigte er Dodd bei einem Lächeln sein lückenhaftes Gebiss und wies auf den Palast im Zentrum des inneren Forts. »Kommen Sie, Colonel, ich möchte Ihnen etwas zeigen.«

Die beiden Männer gingen zwischen den kleinen Häusern entlang, die den Palast umgaben, vorbei an einem arabischen Posten, der den Palastbereich bewachte, dann zwischen einigen blühenden Bäumen hindurch, auf dem Affen hockten. Dodd konnte das Klingeln der Glöckchen hören, wo Beny Singh mit seinen Frauen spielte, doch dieses Geräusch wurde leiser, als der Pfad tiefer zwischen die Bäume führte. Der Pfad endete an einer Felswand, in die eine hölzerne Tür eingelassen war. Dodd blickte nach oben, während Bappu die Tür aufschloss, und sah, dass der Fels das Fundament des Palastes bildete, und als Bappu die knarrende Tür aufzog, erkannte er, dass sie in den Palastkeller führte.

Auf einem Sims gleich hinter der Tür stand eine Lampe. Bappu zündete den Docht an. »Kommen Sie«, sagte er und führte Dodd in die herrliche Kühle des niedrigen Kellers. »Gerüchte besagen, dass wir hier die Schätze von Berar lagern, aber es sind nicht die Schätze, von denen die Menschen für gewöhnlich träumen.« Er hielt bei einer Reihe von Fässern an und hob ihre Deckel an. Die Fässer waren mit Kupfermünzen gefüllt. »Kein Gold oder Silber«, sagte Bappu, »aber trotzdem Geld. Geld, um neue Söldner anzuwerben, neue Waffen zu kaufen und eine neue Armee aufzustellen.« Bappu ließ einen Strom von frisch geprägten Münzen durch

seine Finger rieseln. »Wir sind im Bezahlen unserer Männer lax gewesen«, bekannte er. »Mein Bruder ist trotz aller Tugenden nicht großzügig mit seinem Schatz.«

Dodd stieß einen Grunzlaut aus. Er war sich nicht sicher, welche Tugenden der Radscha von Berar hatte. Gewiss weder Tapferkeit noch Großzügigkeit. Der Radscha hatte das Glück, seinen Bruder zu haben, denn Bappu war loyal und offensichtlich entschlossen, wettzumachen, woran es dem Radscha mangelte.

»Mit Gold und Silber könnten wir bessere Waffen und mehr Männer kaufen«, sagte Dodd.

»Mein Bruder wird mir kein Gold und Silber geben, nur Kupfer. Und wir müssen mit dem arbeiten, was wir haben, nicht mit dem, wovon wir träumen.« Bappu legte die Deckel wieder auf die Fässer. Dann zwängte er sich daran vorbei zu Reihen von Gestellen, in denen Musketen aufgereiht standen. »Dies, Colonel, sind die Waffen für diese neue Armee.«

Es waren Tausende von Musketen, alle brandneu mit Bajonett und Patronentasche. Einige der Waffen waren in Indien hergestellte Kopien französischer Musketen, doch ein paar Hundert schienen britischer Herkunft zu sein. Dodd nahm eine der Waffen und sah die Prägung eines Turms auf dem Schloss. »Woher haben Sie die?«, fragte er überrascht.

Bappu zuckte mit den Schultern. »Wir haben Agenten im britischen Lager. Sie arrangieren das. Anscheinend gibt es Verräter in der britischen Armee, die lieber Geld verdienen als Ruhm ernten.«

»Sie können Waffen mit Kupfer kaufen?«, fragte Dodd. Er konnte sich nicht vorstellen, dass jemand eine Tower-Muskete für eine Hand voll Kupfer verkaufte.

»Nein«, bekannte Bappu. »Um die Waffen und Patronen zu kaufen, brauchen wir Gold. So benutze ich mein eigenes. Ich vertraue darauf, dass mein Bruder es mir eines Tages zurückzahlt.«

Dodd blickte den falkengesichtigen Bappu finster an. »Sie benutzen Ihr Gold, um Ihren Bruder auf dem Thron zu halten?«, fragte er und wartete auf eine Antwort. Er erhielt keine. Sein Kopfschütteln zeigte an, dass er Bappus Handeln nicht begreifen konnte. Dann spannte er die ungeladene Waffe und feuerte. Der Funke des Feuersteins warf einen roten Lichtfleck gegen die Felsendecke. »Eine Muskete in einem Gestell tötet keinen Feind«, sagte er.

»Stimmt. Aber sobald wir die Männer haben, die diese Musketen tragen. Und das werden wir, Colonel. Wenn wir erst die Briten besiegt haben, werden sich uns die anderen Königreiche anschließen.«

Da ist was dran, dachte Dodd. Sindhia, Dodds ehemaliger Arbeitgeber, strebte Frieden an, während Holkar, der mächtigste der Marathen-Fürsten, sich bei dem Wettstreit zurückhielt, aber wenn Bappu seinen Sieg errang, würden diese Anführer begierig darauf sein, bei den zukünftigen Plünderungen mit von der Partie zu sein.

»Und nicht nur die anderen Königreiche«, fuhr Bappu fort, »sondern Krieger aus ganz Indien werden sich unter unsere Banner scharen. Ich habe vor, eine Brigade aufzustellen, die mit den besten Waffen ausgerüstet und nach dem allerhöchsten Standard ausgebildet ist. Viele Männer davon, nehme ich an, werden Sepoys von Wellesleys besiegter Armee sein und einen neuen Führer brauchen, wenn er tot ist. Ich dachte mir, Sie würden sie vielleicht führen wollen, Colonel.«

Dodd stellte die Muskete in das Gestell zurück. »Sie werden mich nicht mit Kupfer bezahlen, Bappu?«

Bappu lächelte. »Sie werden mir den Sieg bringen, Colonel, und ich werde Sie mit Gold belohnen.«

Dodd sah ein Stück weiter im Gestell einige ihm unbekannte Waffen. Er zog eine heraus und sah, dass es ein Jagdgewehr war. Das Schloss war britisch, doch die Filigranarbeit am Kolben und Lauf war indisch. »Sie kaufen Büchsen?«, fragte er.

»Es gibt keine bessere Waffe für gezieltes Schießen«, meinte Bappu.

»Vielleicht«, räumte Dodd widerwillig ein. Es war eine Präzisionswaffe, aber langsam zu laden.

»Eine kleine Gruppe Männer mit Büchsen«, sage Bappu, »unterstützt von Musketen, kann Furcht erregend sein.«

»Vielleicht«, sagte Dodd wieder. Anstatt die Waffe zurückzustellen, schwang er sie über die Schulter. »Ich möchte sie ausprobieren«, erklärte er. »Haben Sie Munition?«

Bappu wies durch den Keller, und Dodd ging zu einigen Munitionskisten. »Wenn Sie Bargeld haben, warum stellen Sie die neue Armee nicht jetzt auf?«, rief er. »Bringen Sie sie nach Gawilgarh.«

»Dazu ist keine Zeit mehr«, sagte Bappu, »und außer-dem wird sich uns jetzt niemand anschließen. Sie denken, die Briten besiegen uns. Wenn wir also unsere neue Armee haben wollen, Colonel, müssen wir zuerst einen Sieg erringen, der sich in Indien herumsprechen wird. Und den werden wir hier in Gawilgarh erringen.« Bappu sprach sehr zuversichtlich, denn wie Dodd hielt er Gawilgarh für uneinnehmbar. Er führte den Engländer zurück zum Eingang, blies die Lampe aus und verließ mit ihm den Keller. Sorgfältig schloss er die Tür ab.

Die beiden Männer stiegen den Hang neben dem Palast hoch, passierten eine Reihe von Dienern, die Getränke und süße Leckereien dorthin trugen, wo Beny Singh den Nachmittag verbrachte. Wie immer stieg Zorn in Dodd auf, wenn er an den Killadar dachte. Beny Singh hätte die Verteidigung der Festung organisieren sollen. Stattdessen verplemperte er die Tage mit Frauen und Schnaps. Bappu musste Dodds Gedanken erraten haben, denn er schnitt eine Grimasse. »Mein Bruder mag Beny Singh. Sie amüsieren einander.«

»Und amüsieren sie sich auch über Sie?«, fragte Dodd.

Bappu blieb an der Nordseite des Palasts stehen und ließ seinen Blick über die Schlucht zum äußeren Fort schweifen, bei dem seine Löwen Allahs in Garnison lagen. »Ich habe meinem Bruder einen Eid geschworen«, antwortete er. »Und ich halte meine Schwüre.«

»Es muss Leute geben, die lieber Sie als Radscha sehen würden«, sagte Dodd vorsichtig.

»Natürlich«, antwortete Bappu, »aber solche Leute sind die Feinde meines Bruders, und mein Schwur lautet, meinen Bruder gegen all seine Feinde zu verteidigen.« Er zuckte mit den Schultern. »Wir müssen mit dem zufrieden sein, was uns das Schicksal zuteilt. Mir hat es die Aufgabe zugeteilt, die Kriege meines Bruders zu führen, und das werde ich nach meinen besten Kräften tun.« Er wies zu der tiefen Schlucht zwischen dem äußeren und inneren Fort. »Und dort, Colonel, werde ich einen Sieg erringen, der meinen Bruder zum größten Herrscher in ganz Indien machen wird. Die Briten können uns nicht stoppen. Selbst wenn sie ihre Straße bauen, selbst wenn sie ihre Geschütze zu den Hügeln hinaufschaffen, eine Bresche in unsere Mauern schlagen und das äußere Fort einnehmen, müssen sie immer noch diese Schlucht überqueren, und das können sie nicht. Keiner kann das.« Bappu starrte auf die tiefe Schlucht, als sehe er sie schon vom Blut des Feindes überflutet. »Wer über diese Schlucht herrscht, Colonel, beherrscht Indien, und wenn wir unseren Sieg errungen haben, werde ich den Keller aufschließen und eine Armee aufstellen, die die Rotröcke nicht nur aus Berar, sondern auch aus Haidarabad, Mysore und Madras verjagen wird. Ich werde meinen Bruder zum Kaiser von ganz Südindien machen, und Sie, Colonel, und ich werden seine Kriegsherrn sein.« Bappu richtete seinen Blick auf die vom Staub verschleierte Unermesslichkeit des südlichen Himmels. »All das wird meinem Bruder gehören«, sagte er leise, »aber es wird hier beginnen. In Gawilgarh.«

Und hier, dachte Dodd plötzlich, wird es für Bappu enden. Kein Mann, der bereitwillig einen kläglichen Tropf wie Beny

Singh erträgt oder einen feigen Wüstling wie den Radscha schützt, verdiente es, Kriegsherr von ganz Indien zu sein. Nein, sagte sich Dodd, ich werde hier meinen eigenen Sieg erringen, gegen Bappu und Beny Singh zuschlagen und dann meine eigene Armee aufstellen und sie benutzen, um Terror in den reichen südlichen Königreichen zu verbreiten. Andere Europäer haben das getan. Benoît de Boigne hat sich mehr bereichert als die Könige der Christenheit, während der Analphabet George Thomas, ein irischer Seemann, es geschafft hat, ein Fürstentum für seine verwitwete Geliebte zu regieren. Dodd würde ein Königreich aus den verfaulten Teilen von Indien schaffen und von einem neuen Palast in Gawilgarh aus regieren, der einzigartig in der Welt sein würde. Er würde Dächer aus Gold haben, Wände aus weißem Marmor und Gartenwege, markiert von Perlen, und Männer aus ganz Indien würden kommen, um ihm zu huldigen. Ich werde der Herr von Gawilgarh sein, dachte Dodd und lächelte. Nicht schlecht für den Sohn eines Müllers aus Suffolk, aber Gawilgarh war ein Ort, der Träume weckte, denn er hob die Gedanken der Leute in den Himmel. Dodd wusste, dass Indien – vor all den Ländern auf Gottes Erde – ein Ort war, wo Träume wahr werden konnten. Hier wurde man über alle Wünsche hinaus reich – oder man wurde gar nichts.

Dodd würde kein Nichts sein. Er würde der Herr von Gawilgarh und der Schrecken von Indien sein.

Wenn erst die Rotröcke besiegt waren.

»Ist dies das Beste, was Sie finden konnten, Sharpe?«, fragte Torrance und blickte durch den Hauptraum des requirierten Hauses.

»Nein, Sir«, sagte Sharpe. »Da ist ein schönes Haus weiter die Straße rauf. Mit großem, schattigem Hof, ein paar Schwimmbecken, einem Brunnen und erfüllt vom Kichern der Tanzmädchen, doch ich dachte, Ihnen gefällt die Aussicht aus diesen Fenstern mehr.«

»Sarkasmus steht einem Ensign nicht zu«, sagte Torrance und warf seine Satteltaschen auf den irdenen Boden. »Eigentlich schickt sich wenig für Ensigns, Sharpe, außer Bescheidenheit und Hingabe für ihre Vorgesetzten. Ich nehme an, das Haus wird genügen. Wer ist das?« Er starrte auf die Frau, deren Haus er besetzt hatte.

»Sie wohnt hier, Sir.«

»Jetzt nicht mehr. Entfernen Sie das schwarze Weib und ihre stinkenden Kinder. Brick!«

Clare Wall kam aus dem Sonnenschein. Sie trug einen Beutel. »Sir?«

»Ich habe Hunger, Brick. Such die Küche. Wir sind spät aufgebrochen, Sharpe«, erklärte er, »und haben gestern das Abendessen ausgelassen.«

»Ich nehme an, deshalb will der General Sie sehen, Sir«, sagte Sharpe. »Nicht, weil Sie kein Abendessen gehabt haben, sondern weil der Nachschub nicht eintraf.«

Torrance starrte entsetzt. »Wellesley will mich sehen?«

»Sechs Uhr, Sir, in seinem Zelt.«

»Oh, Himmel!« Torrance warf seinen Zweispitz durch den Raum. »Nur weil der Nachschub ein bisschen zu spät kam?«

»Zwölf Stunden zu spät, Sir.«

Torrance starrte Sharpe an, dann fischte er seine Taschenuhr aus der Uhrtasche. »Es ist bereits nach halb sechs! Gott helfe uns! Können Sie Ihren Rock ausbürsten, Sharpe?«

»Mich will er nicht sehen, Sir. Nur Sie.«

»Nun, er wird verdammt uns beide sehen. Saubere Uniform, Sharpe, das Haar gekämmt, die Pfoten und das Gesicht gewaschen, Sonntagsstaat.« Torrance runzelte plötzlich die Stirn. »Warum haben Sie mir nicht erzählt, dass Sie Wellesley das Leben gerettet haben?«

»Habe ich das getan, Sir?«

»Ich meine, guter Gott, er muss Ihnen dankbar sein, oder?«, fragte Torrance.

Sharpe zuckte nur mit den Schultern.

»Sie haben ihm das Leben gerettet«, beharrte Torrance, »und das heißt, dass er in Ihrer Schuld steht, und diesen Vorteil müssen Sie nutzen. Sagen Sie ihm, wir hatten nicht genug Männer, um den Versorgungszug richtig einzusetzen. Legen Sie ein gutes Wort für mich ein, Sharpe, und ich werde Ihnen den Gefallen zurückzahlen. Brick! Vergiss das Essen! Ich brauche einen sauberen steifen Kragen, polierte Stiefel, gebürsteten Hut. Und mein Frack muss gebügelt werden!«

Sergeant Hakeswill schob sich durch die Tür. »Ihre Hängematte, Sir«, sagte er zu Torrance, dann sah er Sharpe, und ein Grinsen breitete sich langsam auf seinem Gesicht aus. »Sieh mal an, wer da ist. Sharpie!«

Torrance fuhr zu dem Sergeant herum. »Mister Sharpe ist ein Offizier, Hakeswill! In dieser Einheit achten wir auf Anstandsformen!«

»Hab mich ganz vergessen, Sir«, sagte Hakeswill, und in seinem Gesicht zuckte es. »Aus Freude, mit einem alten Kameraden wieder vereint zu sein. Mister Sharpe, es freut mich ungemein, Sie wiederzusehen, Sir.«

»Verlogener Bastard«, sagte Sharpe.

»Sollten Offiziere nicht auch auf die Anstandsformen achten, Sir?«, fragte Hakeswill Torrance, doch der Captain hatte sich auf die Suche nach seinem eingeborenen Diener gemacht, der für das Gepäck verantwortlich war. Hakeswill sah wieder Sharpe an. »Vom Schicksal bestimmt, mit Ihnen zusammen zu sein, Sharpie!«

»Bleib mir aus der Sonne, Obadiah«, sagte Sharpe, »oder ich schneide dir die Kehle durch.«

»Ich kann nicht getötet werden, Sharpie, ich bin unsterblich!« Hakeswills Gesicht zuckte und verzerrte sich. »So steht es schon in der Bibel.« Er schaute Sharpe von oben bis unten an, dann schüttelte er den Kopf. »Ich habe schon Besseres unter dem Schwanz von Schafen herabhängen sehen. Sie sind kein Offizier, Sharpie, Sie sind eine verdammte Schande.«

Torrance kehrte ins Haus zurück, rief seinem Diener zu, die Fenster mit Musselin zu verhängen, und eilte in die Küche, um Clare Wall anzutreiben. Er stolperte über Sharpes Tornister und fluchte. »Wem gehört das?«

»Mir«, sagte Sharpe.

»Sie denken doch nicht, dass Sie sich hier einquartieren können, oder, Sharpe?«

»Hier ist es so gut wie anderswo, Sir.«

»Ich liebe meine Privatsphäre, Sharpe. Suchen Sie sich was anderes.« Torrance erinnerte sich plötzlich, dass er mit einem Mann sprach, der vielleicht Einfluss bei Wellesley hatte. »Wenn Sie so freundlich wären, Sharpe. Ich kann einfach nicht ertragen, beengt zu sein. Ist ein seelisches Leiden, ich weiß, kann aber nichts dafür. Ich brauche Einsamkeit, das ist meine Natur. Brick! Habe ich gesagt, dass mein Hut abgebürstet werden muss? Und die Feder muss ausgekämmt werden.«

Sharpe hob seinen Tornister auf und ging hinaus zum kleinen Garten, wo Ahmed seinen neuen *tulwar* schärfte. Clare Wall folgte ihm in den Sonnenschein, murmelte etwas vor sich hin, setzte sich und begann einen von Torrances Stiefeln zu polieren.

»Warum, zum Teufel, bleiben Sie bei ihm?«, fragte Sharpe.

Sie hielt inne, um Sharpe anzusehen. Sie hatte einen seltsam verschleierten Blick, was ihrem Gesicht etwas Geheimnisvolles gab. »Welche Wahl habe ich denn?«, fragte sie und polierte weiter.

Sharpe setzte sich neben sie, nahm den anderen Stiefel und rieb ihn mit Schuhcreme ein. »Also, was muss er tun, bevor Sie abhauen?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Ich schulde ihm Geld.«

»Wie kann das sein?«

»Er brachte meinen Mann und mich her«, sagte sie, »bezahlte unsere Passage von England. Wir verpflichteten uns, drei Jahre zu bleiben. Dann starb Charlie.« Sie hielt

wieder inne, ihre Augen glänzten plötzlich, dann schniefte sie und polierte wie besessen den Stiefel weiter.

Sharpe schaute sie an. Sie hatte schwarze Augen, lockiges schwarzes Haar und einen breiten Mund. Wenn sie nicht so müde wäre und sich nicht so elend fühlte, dachte er, wäre sie eine sehr hübsche Frau. »Wie alt sind Sie, meine Liebe?«

Sie schaute ihn misstrauisch an. »Wer ist Ihre Frau in Seringapatam?«

»Sie ist Französin«, sagte Sharpe. »Eine Witwe wie Sie.«

»Offiziersfrau?«, fragte Clare.

Sharpe nickte.

»Und Sie werden sie heiraten?«

»Das habe ich nicht vor«, sagte Sharpe.

»Was dann?«

»Ich weiß es ehrlich nicht.« Sharpe spuckte auf die Seite des Stiefels und rieb den Speichel in die Schuhcreme.

»Aber Sie lieben sie?«, fragte Clare und wischte Schmutz von den Sporen des Stiefels. Die Frage hatte sie anscheinend verlegen gemacht, und sie arbeitete schnell weiter. »Ich bin neunzehn«, sagte sie, »fast zwanzig.«

»Dann sind Sie alt genug, um einen Anwalt aufzusuchen«, sagte Sharpe. »Sie sind dem Captain nicht vertraglich verpflichtet. Man muss dazu Papiere unterschreiben, nicht wahr? So wurde es in dem Waisenhaus gemacht, als sie mich loswerden wollten. Sie wollten mich zum Schornsteinfeger machen! Verdammte Hölle! Aber wenn Sie keine Papiere unterschrieben haben, sollten Sie mit einem Anwalt reden.«

Clare verharrte bei der Arbeit und starrte in die Mitte des Hofes, der in der Dürre verdorrte. »Ich wollte vor einem Jahr heiraten«, sagte sie leise. »Er hieß Tom, wissen Sie? Er war Kavallerist. Nur ein Bursche.«

»Was ist geschehen?«

»Fieber«, sagte sie düster. »Aber es hätte ohnehin nicht geklappt, weil Torrance mich nie hätte heiraten lassen.« Sie polierte den Stiefel weiter. »Er sagte, lieber würde er mich tot sehen.« Sie schüttelte den Kopf. »Aber welchen Sinn hat

es, einen Anwalt aufzusuchen? Meinen Sie, ein Anwalt würde mit mir reden? Sie lieben Geld, die Anwälte, und kennen Sie in Indien einen Anwalt, den die Company nicht in der Tasche hat? Wohlgemerkt ...«, sie blickte zum Haus und vergewisserte sich, dass es keine Lauscher gab, »... ist das nicht das einzige Geld, das Torrance bekommt. Er erhält eine Unterstützung von seinem Onkel und den Sold seiner Company und verspielt alles, aber er scheint immer mehr zu finden.« Sie legte eine Pause ein, bevor sie fortfuhr: »Und was sollte ich anfangen, wenn ich fort ginge?« Sie schüttelte den Kopf. »Ich bin viele Meilen von meinem Zuhause fort. Ich wüsste nicht, was ich tun sollte. Er war zuerst gut zu mir. Ich mochte ihn! Da kannte ich ihn noch nicht, wissen Sie.« Sie lächelte verloren. »Komisch, nicht wahr? Man nimmt an, weil jemand ein Gentleman und der Sohn eines Geistlichen ist, dass er freundlich sein muss. Aber das ist ein Irrtum. Er ist es nicht.« Sie rieb heftig an der Quaste des Stiefels. »Und es ist schlimmer mit ihm geworden, seit er diesen Hakeswill kennengelernt hat. Ich hasse ihn.« Sie seufzte. »Ich muss nur noch vierzehn Monate durchhalten«, sagte sie müde, »dann werde ich die Schulden bezahlt haben.«

»Hölle, nein«, sagte Sharpe. »Gehen Sie von dem Mistkerl weg.«

Sie hob Torrances Hut auf und begann ihn zu bürsten. »Ich habe keine Verwandten«, sagte sie. »Wohin sollte ich denn gehen?«

»Sie sind eine Waise?«

Sie nickte. »Ich bekam eine Arbeitsstelle als Hausmädchen im Haus von Torrances Onkel. Dort habe ich Charlie kennengelernt. Er war Lakai. Dann sagte Mister Henry, das ist sein Onkel, wir sollten in den Haushalt des Captains gehen. Charlie wurde Captain Torrances Diener. Das war ein Schritt nach oben. Und der Lohn war besser, doch wir würden erst ausbezahlt werden, wenn wir in Madras wären. Dann sagte er, wir müssten die Passage bezahlen.«

»Was, zum Teufel, tun Sie da, Sharpe?« Torrance war in den Hof gekommen. »Sie sollten keine Stiefel putzen! Sie sind ein Offizier!«

Sharpe ließ den Stiefel sinken. »Das hatte ich vergessen, Sir.«

»Wenn Sie Stiefel putzen wollen, Sharpe, fangen Sie mit Ihren eigenen an. Guter Gott, Mann! Sie sehen aus wie ein Kesselflicker!«

»Der General hat mich schon in schlimmerer Verfassung gesehen«, sagte Sharpe. »Außerdem ist es ihm gleichgültig, wie das Äußere eines Mannes aussieht, solange er seinen Job richtig macht.«

»Ich mache meinen richtig«, entgegnete Torrance. »Ich brauche nur mehr Personal. Sagen Sie ihm das, Sharpe, sagen Sie das. Gib mir den Hut, Brick. Wir sind spät dran.«

In Wirklichkeit traf Torrance zu früh beim Zelt des Generals ein und musste noch etwas im Sonnenschein des Spätnachmittags warten. »Was genau hat der General gesagt, als er mich herzitierte?«, fragte er Sharpe.

»Er schickte einen Adjutanten, Sir. Captain Campbell. Der wollte wissen, wo der Nachschub bleibt.«

»Und Sie haben ihm gesagt, dass er kommt?«

»Ich habe ihm die Wahrheit gesagt, Sir.«

»Welche war das?«

»Dass ich verdammt nicht weiß, wo der Nachschub ist.«

»Oh, Himmel! Danke, Sharpe, vielen Dank.« Torrance zupfte an seiner Schärpe, damit die Seide eleganter fiel. »Wissen Sie, was Loyalität ist?«

Bevor Sharpe antworten konnte, wurde die Zeltplane am Eingang zur Seite geschoben und Captain Campbell duckte sich in den Sonnenschein heraus. »Ich hatte Sie nicht erwartet, Sharpe«, sagte er freundlich und streckte ihm die Hand hin.

Sharpe ergriff sie. »Guten Tag, Sir. Wie geht es, Sir?«

»Arbeitsreich«, sagte Campbell. »Sie brauchen nicht reinzugehen, wenn Sie nicht wollen.«

»Er will«, sagte Torrance.

Sharpe zuckte mit den Schultern. Dann duckte er sich in das gelbliche Licht im Zelt, als Campbell die Plane zur Seite zog.

Der General saß mit aufgekrempelten Hemdsärmeln hinter einem Feldtisch, der mit Major Blackistons Zeichnungen der Landbrücke nach Gawilgarh bedeckt war. Blackiston stand neben ihm, staubig und erschöpft, während ein reizbarer Major der Königlichen Ingenieure zwei Schritte hinter dem Tisch stand. Wenn der General überrascht war, Sharpe zu sehen, ließ er sich das nicht anmerken. Er schaute wieder auf die Zeichnungen. »Wie breit ist der Zugangsweg?«, fragte er.

»An der schmalsten Stelle etwas mehr als fünfzehn Yards, Sir.« Blackiston tippte auf eine der Skizzen. »Er ist an den meisten Stellen breit genug für den Anmarsch, zwei- oder dreihundert Yards, doch gerade hier ist ein Wasserbecken, und es verengt den Pfad enorm. Eine Schlucht zur Linken, ein Wasserbecken zur Rechten.«

»Zu Tode stürzen auf einer Seite«, sagte der General, »ertrinken auf der anderen. Und zweifellos sind die fünfzehn Yards dazwischen von ihren Geschützen abgedeckt?«

»Völlig abgedeckt, Sir. Zwanzig schwere Kanonen blicken auf den Anmarschweg hinab, und Gott weiß, wie viele kleinere. Jedenfalls viele.«

Wellesley nahm die Tintenfässer, die als Gewichte gedient hatten, von den Zeichnungen, und sie rollten sich auf. »Bleibt keine große Wahl, oder?«, fragte er.

»Keine, Sir.«

Wellesley blickte plötzlich auf und richtete die Augen, die im Zwielicht des Zelts intensiv blau wirkten, auf Torrance. »Der Nachschubzug ist zwölf Stunden verspätet, Captain. Warum?« Er sprach leise, doch es klang unheilvoll.

Torrance, den Zweispitz unter seinem linken Arm, schwitzte.»Ich–ich ...«, stammelte er. Dann holte er tief Luft und sprach flüssiger. »Ich war krank, Sir, nicht in der Lage,

ordentlich zu beaufsichtigen, und mein Schreiber hat es versäumt, die Lieferscheine auszustellen. Es war ein höchst bedauerlicher Vorfall, Sir, und ich kann Ihnen versichern, dass dies nicht wieder vorkommen wird.«

Der General starrte Torrance schweigend ein paar Sekunden an. »Colonel Wallace hat Ihnen Ensign Sharpe als Assistent gegeben? Hat Sharpe es ebenfalls versäumt, Ihre Befehle auszuführen?«

»Ich hatte Mister Sharpe vorausgeschickt, Sir«, sagte Torrance. Der Schweiß rann jetzt sein Gesicht hinab und tropfte von seinem Kinn.

»Warum hat der Schreiber seine Pflicht versäumt?«

»Verrat, Sir«, sagte Torrance.

Die Antwort überraschte Wellesley, wie von Torrance beabsichtigt. Der General klopft mit seinem Bleistift auf den Rand des Feldtisches.

»Es hatte den Anschein, als ob der Schreiber mit einem Händler unter einer Decke steckte, Sir, und ihm Versorgungsmaterial verkaufte, und heute Morgen, Sir, als er die Lieferscheine hätte ausstellen sollen, war er mit seiner eigenen Sache beschäftigt.«

»Und Sie waren zu krank, um seinen Verrat zu bemerken?«

»Jawohl, Sir«, sagte Torrance, und seine Stimme klang fast flehend. »Zuerst, Sir, jawohl, Sir.«

Wellesley starrte Torrance sekundenlang schweigend an, und der Captain hatte das unbehagliche Gefühl, dass die blauen Augen direkt in seine Seele blickten.

»Und wo ist dieser verräterische Schreiber jetzt, Captain?«, fragte Wellesley schließlich.

»Wir haben ihn gehängt, Sir«, sagte Torrance. Sharpe, der nichts von Dilips Tod gehört hatte, starrte ihn erstaunt an.

Der General schlug auf den Tisch. Torrance zuckte alarmiert zusammen. »Sie scheinen das Aufhängen sehr zu lieben, Captain Torrance?«

»Ein notwendiges Mittel gegen Diebstahl, Sir, wie Sie klar gemacht haben.«

»Ich, Sir, ich?« Wenn der General ärgerlich war, wurde seine Stimme nicht lauter, sondern kälter und klarer. »Der Generalbefehl, bei Dieben sofort Todesurteile zu vollstrecken, Captain, trifft auf Männer in Uniform zu. Nur auf Soldaten des Königs und der Company, nicht auf Zivilisten. Hat der tote Mann Familie?«

»Nein, Sir«, sagte Torrance. In Wirklichkeit wusste er es nicht, hielt es jedoch für besser zu verneinen, anstatt Ausflüchte zu machen.

»Sollte er Angehörige haben, Captain«, sagte Wellesley leise, »und sollten sie sich beschweren, dann bleibt mir keine Wahl, als Sie vor Gericht zu stellen, und verlassen Sie sich darauf, Sir, dieser Prozess wird vor einem Zivilgericht stattfinden.«

»Ich entschuldige mich, Sir, für meinen Übereifer.«

Der General schwieg einen Augenblick. »Nachschub wurde also vermisst«, sagte er dann.

»Jawohl, Sir«, stimmte Torrance schwach zu.

»Trotzdem haben Sie die Diebstähle nie gemeldet?«, fragte Wellesley.

»Ich wollte Sie nicht mit jeder kleinen Panne behelligen, Sir«, sagte Torrance.

»Panne!«, blaffte Wellesley. »Musketen wurden gestohlen, und Sie nennen das kleine Panne? Wegen solcher Pannen können Kriege verloren gehen. In Zukunft werden Sie mein Personal informieren, wenn etwas abhanden kommt.« Er starrte Torrance lange an und wandte sich dann ab. Er sah Sharpe an. »Colonel Huddlestone hat mir gesagt, Sie waren es, Sharpe, der das verschwundene Versorgungsmaterial entdeckt hat?«

»Alles außer den Musketen, Sir. Sie werden noch vermisst.«

»Woher wussten Sie, wo Sie suchen sollten?«

»Captain Torrances Schreiber sagte mir, wo man Versorgungsmaterial kaufen kann, Sir.« Sharpe zuckte mit den Schultern. »Ich nahm an, dass es die vermissten Dinge waren, Sir.«

Wellesley stieß einen Grunzlaut aus. Sharpes Antwort schien Torrances Anschuldigungen zu bestätigen, und der Captain warf Sharpe einen dankbaren Blick zu. Wellesley bemerkte es und klopfte auf den Tisch, um Torrances Aufmerksamkeit zu fordern. »Es ist ein Jammer, Captain, dass wir den Händler nicht befragen konnten, bevor Sie ihn aufhängen ließen. Darf ich davon ausgehen, dass Sie den Schreiber verhört haben?«

»Mein Sergeant hat das getan, Sir, und der Schuft hat gestanden, dass er die Dinge an Naig verkauft hat.« Torrance wurde rot bei der Lüge, doch es war so heiß im Zelt und er schwitzte so stark, dass sein roter Kopf nicht auffiel.

»Ihr Sergeant?«, fragte Wellesley. »Sie meinen, Ihr Havildar?«

»Sergeant, Sir«, sagte Torrance. »Ich habe ihn von Captain Mackay übernommen, Sir. Sergeant Hakeswill.«

»Hakeswill!«, stieß der General erstaunt hervor. »Was macht er noch hier? Er sollte zu seinem Regiment zurückgekehrt sein!«

»Er ist mit zweien seiner Männer geblieben«, sagte Torrance. »Die beiden starben am Fieber, Sir. Und er hatte keine weiteren Befehle, Sir. Er war zu nützlich, um ihn gehen zu lassen, Sir.«

»Nützlich!«, wiederholte Wellesley. Er war der Kommandeur des 33. Regiments gewesen und kannte den Sergeant gut. Er schüttelte den Kopf. »Wenn Sie ihn nützlich finden, Torrance, dann kann er bleiben, bis Gawilgarh gefallen ist. Doch dann kehrt er zum Regiment zurück. Sie werden das sicherstellen, Campbell?«

»Jawohl, Sir«, sagte der Adjutant. »Aber ich glaube, einige vom 33. sind auf dem Weg hierher, Sir, so kann der Sergeant mit ihnen zurückkehren.«

»Das 33. kommt her?«, fragte Wellesley überrascht. »So etwas habe ich nicht befohlen.«

»Nur eine Kompanie, Sir«, erklärte Campbell. »Ich glaube, das Hauptquartier hat sie als Eskorte für einen Konvoi

eingeteilt.«

»Zweifellos können wir sie nutzen«, sagte der General widerwillig. »Ist Ihnen das peinlich, Sharpe? Mit Hakeswill zu dienen?« Man erwartete nicht von Offizieren, die aus den Mannschaften aufgestiegen waren, dass sie bei ihren alten Regimentern dienten, und Wellesley fragte sich offensichtlich, ob Sharpe seine alten Kameraden als Peinlichkeit empfand. »Ich wage zu sagen, Sie werden zurechtkommen«, sagte der General, ohne auf eine Antwort zu warten. »Wie immer. Wallace sagte mir, er hat Sie für die Schützen empfohlen?«

»Jawohl, Sir.«

»Das könnte zu Ihnen passen, Sharpe, sehr gut passen. Und je mehr Sie in der Zwischenzeit über Nachschub lernen, desto besser.«

Die kalten blauen Augen blickten Torrance an, obwohl der General immer noch mit Sharpe redete. »In dieser Armee besteht die falsche Auffassung, dass Versorgung von geringer Bedeutung ist, wohingegen Kriege durch rasche Versorgung der Einheiten gewonnen werden, mehr als durch tapfere Taten. Deshalb will ich keine weiteren Verzögerungen.«

»Es wird keine mehr geben, Sir«, sagte Torrance hastig.

»Und wenn doch«, sagte Wellesley, »dann wird sich das Kriegsgericht damit befassen, darauf können Sie sich verlassen, Captain. Major Elliott?« Der General sprach den Ingenieur an, der bis jetzt ein Beobachter von Torrances Unbehagen gewesen war. »Erzählen Sie mir, was Sie brauchen, um unsere Straße anzulegen, Major.«

»Hundert Ochsen«, sagte Elliott mürrisch, »und keines Ihrer lahmen Tiere, Torrance. Ich will hundert erstklassige Mysore-Ochsen, um Bauholz und Steine zu transportieren. Ich brauche jeden Tag Reis für ein halbes Bataillon Sepoys und die gleiche Zahl von Pionieren.«

»Selbstverständlich, Sir«, sagte Torrance.

»Und ich werde ihn nehmen ...«, Elliott zeigte auf Sharpe, »... weil ich jemanden brauche, der das Kommando über die Ochsen hat und weiß, was er tut.«

Torrance öffnete den Mund, um zu protestieren, doch dann war er vernünftig genug, ihn wieder zu schließen.

Wellesley blickte zu Sharpe. »Sie werden sich Major Elliott zur Verfügung stellen, Sharpe. Melden Sie sich morgen zu Tagesbeginn mit den Ochsen bei ihm, und Sie, Captain Torrance, werden sicherstellen, dass der tägliche Nachschub jeweils beim Morgengrauen auf der Straße ist. Und ich will keine weitere Schnellverurteilung zum Tod durch den Strick.«

»Selbstverständlich nicht, Sir.« Torrance, erleichtert, so leicht davongekommen zu sein, verneigte sich linkisch.

»Guten Tag Ihnen beiden«, sagte der General und schaute dann den beiden Offizieren nach, als sie das Zelt verließen. Er rieb sich die Augen und unterdrückte ein Gähnen. »Wie lange dauert es, um die Straße anzulegen, Elliott?«

»Zwei Wochen«, schätzte der Major.

»Sie haben eine Woche Zeit. Eine Woche!« Der General kam Elliotts Protest zuvor. »Ich wünsche einen guten Tag, Mister Elliott.«

Der Ingenieur grollte etwas vor sich hin, als er sich in das schwindende Licht aus dem Zelt duckte. Wellesley verzog das Gesicht. »Kann man Torrance vertrauen?«, fragte er.

»Er kommt aus einer guten Familie, Sir«, sagte Blackiston.

»So war es auch bei Nero, wenn ich mich recht erinnere«, entgegnete Wellesley. »Aber Torrance hat wenigstens Sharpe bekommen, und selbst wenn Sharpe kein guter Offizier sein wird, hat er das Zeug zu einem anständigen Sergeant. Es war clever von ihm, diese Versorgungsgüter aufzuspüren.«

»Sehr clever, Sir«, pflichtete Campbell bei.

Wellesley lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. Sein Gesicht nahm eine Spur von Abscheu an, als er sich an den schrecklichen Moment erinnerte, in dem er in Assaye aus dem Sattel geworfen worden war. Viel hatte er nicht von

diesem Zwischenfall in Erinnerung, denn er war benommen gewesen, doch er erinnerte sich genau, wie er mitbekommen hatte, dass Sharpe die Feinde mit einer wilden Entschlossenheit tötete, die ihn erstaunt hatte. Er mochte es nicht, einem solchen Mann dankbar sein zu müssen, doch er wusste, dass Sharpe sein eigenes Leben riskiert hatte, um ihn zu retten.

»Ich hätte Sharpe nie zum Offizier machen sollen«, sagte er reumütig. »Ein solcher Mann wäre ganz zufrieden mit einer finanziellen Belohnung gewesen. Mit einer vertretbaren. Das ist es, was unser Männer wünschen, Campbell, etwas, das für Rum oder Arrak ausgegeben werden kann.«

»Er scheint ein nüchterner Mann zu sein, Sir«, sagte Campbell.

»Vielleicht, weil er sich das Trinken nicht erlauben kann! In der Offiziersmesse ist es verdammt teuer, Campbell, wie Sie wissen. Ich belohne Sharpe, indem ich ihn in Schulden stürze, wie? Und Gott weiß, dass es bei den Schützen kein bisschen billiger ist. Das kann ich mir nicht vorstellen. Er braucht etwas Vertretbares, Campbell, etwas Vernünftiges.« Wellesley drehte sich um und kramte in den Satteltaschen, die hinter seinem Stuhl lagen. Er zog sein neues Fernrohr heraus, das ihm die Händler aus Madras geschenkt hatten. »Suchen Sie beim Tross einen Goldschmied, Campbell, und fragen Sie den Kerl, ob er diese Messingplatte ersetzen kann.«

»Womit, Sir?«

Nichts zu Blumiges, dachte der General, weil das Glas sicher nur verpfändet wurde, um Rechnungen der Messe zu bezahlen oder Schnaps zu kaufen. »In Dankbarkeit AW«, sagte er. »Und fügen Sie das Datum der Schlacht von Assaye hinzu. Dann geben Sie es Sharpe mit Grüßen von mir.«

»Das ist sehr großzügig von Ihnen, Sir«, sagte Campbell und nahm das Fernrohr, »aber vielleicht wäre es noch besser, wenn Sie es ihm persönlich überreichten?«

»Vielleicht, Blackiston! Wo platzieren wir die Geschütze?« Der General entrollte die Skizzen. »Kerzen«, befahl er, denn die Dämmerung hatte begonnen.

Die Schatten wurden länger. Kerzen wurden angezündet, Laternen an Dachbalken gehängt und Feuer mit Ochsendung angezündet. Die Posten starrten auf Schatten in der Dunkelheit, doch einige hoben auch den Blick und sahen hoch über den Felsgraten immer noch Tageslicht. Und dort, wie die Heimat der Götter, zeigten die Mauern einer Festung tödliches Schwarz, wo Gawilgarh auf ihr Kommen wartete.

KAPITEL 5

Der erste Teil der Straße war leicht anzulegen, denn der existierende Pfad wand sich an den sanften Hängen der Vorberge hinauf, doch selbst beim guten Beginn war Major Elliotts Stimmung düster. »Ich kann das nicht in einer Woche schaffen!«, grollte der Ingenieur. »Der Mann ist verrückt. Erwartet Wunder! Will eine Himmelsleiter!«

Er warf einen bösen Blick auf Sharpes Ochsen, alles erstklassige Mysore-Tiere mit grell bemalten Hörnern und Troddeln und kleinen Glöckchen behängt. »Ich habe nie die Arbeit mit Ochsen gemocht«, erklärte Elliott. »Haben Sie keine Elefanten?«

»Ich kann danach fragen, Sir.«

»Elefanten hätte ich lieber. Also, Sharpe, beladen Sie die Viecher mit kleinen Steinen und folgen Sie der Spur, bis Sie mich einholen. Kapiert?« Elliott schwang sich auf sein Pferd und schob die Füße in die Steigbügel. »Verdammte Wunder will er!«, grollte der Major und ritt auf der Trasse davon.

»Elliott!«, rief Major Simons alarmiert, der das Halb-Bataillon von Sepoys befehligte, das die Pioniere beim Straßenbau beschützte. »Ich habe jenseits des kleinen Hügels mit den beiden Bäumen noch nicht erkundet.«

»Kann nicht darauf warten, bis ihr Jungs aufwacht, Simons. Muss in einer Woche eine Straße bauen. Das ist natürlich unmöglich, aber wir müssen Bereitschaft zeigen! Pinckney! Ich brauche einen Havildar und einige starke Männer, die Fässer tragen. Sagen Sie ihnen, sie sollen mir folgen.«

Captain Pinckney, der das Kommando über die Pioniere der East India Company hatte, spuckte neben die Trasse. »Verdammte Zeitverschwendung.«

»Was ist?«, fragte Sharpe.

»Die Route abzustecken! Wir folgen dem Pfad, über den die verdammten Einheimischen seit Jahrhunderten rauf und runter spaziert sind.« Er wandte sich um und rief einem

Havildar zu, einen Trupp zu organisieren, der Elliott den Hügel hinauf folgen sollte. Dann ließ er den Rest seiner Männer die Tragkörbe der Ochsen mit kleinen Steinen beladen.

Der Straßenbau machte trotz Elliotts Zweifeln gute Fortschritte, und drei Tage nach dem Beginn begannen die Pioniere einen freien Platz zwischen den Bäumen zu planieren, um einen behelfsmäßigen Artilleriepark einzurichten, wo die Belagerungsgeschütze warten konnten, während die Arbeit am Rest der Straße fortgesetzt werden konnte. Sharpe war beschäftigt, und deshalb war er glücklich. Er mochte Simons und Pinckney, und sogar Elliott erwies sich als freundlich. Der Major hatte Wellesleys Befehl, die Straße binnen einer Woche anzulegen, als Herausforderung betrachtet und machte den Pionieren Dampf.

Der Feind schien zu schlafen. Elliott ritt weit voraus, um die Route zu erkunden, und er sah nie einen Marathen. »Blöde Narren«, sagte Elliott eines Abends am Feuer. »Sie könnten uns hier monatelang aufhalten.«

»Sie sollten trotzdem nicht zu weit vor meine Außenposten hinausreiten«, tadelte Simons den Major.

»Machen Sie keinen Wind, Mann«, sagte Elliott. Und am nächsten Morgen ritt er wie üblich voraus, um die Arbeit zu besichtigen.

An diesem Morgen brachte Sharpe Steine die Straße hinauf. Er ging an der Spitze der Ochsen auf dem bewaldeten Streifen oberhalb des neu angelegten Artillerieparks. Die Tageshitze nahm zu, und leichter Wind säuselte in den Korkeichen auf den niedrigen Hügeln. Gruppen von Pionieren fällten Bäume, wo sie die Durchfahrt von Geschützlafetten behindern konnten, und hier und da sah Sharpe einen der verblichenen Pflöcke, die anzeigten, wo Elliott die Trasse markiert hatte. Voraus krachten Schüsse, doch Sharpe nahm kaum Notiz davon. Die Hochlandtäler waren ein bevorzugtes Jagdgebiet für die

shikarees geworden, die Netze, Fallen und alte Luntenschlossmusketen benutzten, um Hasen, Wildschweine, Wachteln und Rebhühner zu erlegen, die sie den Offizieren verkauften, und Sharpe nahm an, dass ein Jagdtrupp nahe bei der Trasse war. Doch nach ein paar Sekunden verstärkte sich das Schießen. Das Musketenfeuer wurde durch das dichte Laubwerk gedämpft, für einen Moment jedoch klang das Geräusch fast so laut wie das einer offenen Feldschlacht, bevor es verstummte, so plötzlich, wie es begonnen hatte.

Seine Ochsentreiber hatten, durch das Feuern nervös geworden, angehalten. »Weiter!«, ermunterte sie Sharpe. Keiner von ihnen sprach Englisch, und Sharpe hatte keine Ahnung, in welcher Sprache er sich verständlich machen konnte, doch sie waren gutmütige Männer, begierig darauf, es Sharpe recht zu machen, und sie trieben ihre schwer beladenen Ochsen weiter vorwärts. Ahmed hatte seine Muskete von der Schulter genommen und spähte voraus. Plötzlich legte er die Waffe an. Sharpe drückte die Muskete hinab, bevor der Junge abdrücken konnte. »Es sind welche von uns«, sagte Sharpe. »Sepoys.«

Ein Dutzend Sepoys eilte durch die Bäume zurück. Major Simons war bei ihnen, und als sie näher kamen, sah Sharpe, dass die Männer eine behelfsmäßige Trage aus Ästen und Uniformröcken trugen. »Es ist Elliott.« Simons verharrte kurz bei Sharpe, während seine Männer weitereilten. »Der verdammte Narr hat eine Brustwunde. Er wird nicht überleben. Der Idiot war zu weit voraus. Ich hatte ihm gesagt, er soll hinter den Außenposten bleiben, doch er hat sich zu weit vorgewagt.« Simons zog ein zerfetztes rotes Taschentuch hervor und wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. »Ein Ingenieur weniger.«

Sharpe spähte zu Elliott, der glücklicherweise bewusstlos war. Sein Gesicht war bleich, und bei jedem Atemzug quoll blassrosa Blut zwischen seinen Lippen hervor. »Er wird den Tag nicht überleben«, sagte Simons, und es klang brutal,

»aber ich nehme an, wir sollten ihn zu den Chirurgen zurückbringen.«

»Wo ist der Feind?«, fragte Sharpe.

»Geflüchtet«, sagte Simons. »Ein halbes Dutzend der Bastarde wartete im Hinterhalt. Sie schossen auf Elliott, nahmen seine Waffen und rannten weg, als sie uns sahen.«

An diesem Nachmittag starben drei *shikarees*, aus dem Hinterhalt im Hochwald erschossen, und in der Nacht, als die Straßenbauer in einem der grünen Hochtäler lagerten, wurden einige Schüsse aus einem benachbarten Waldstück abgefeuert. Die Kugeln zischten über die Pioniere hinweg, und keiner wurde getroffen. Die Außenposten feuerten zurück, bis ein Havildar sie anschrie, das Feuer einzustellen. Captain Pinckney schüttelte den Kopf. »Und ich dachte schon, wir kommen gut voran«, sagte er düster. »Jetzt wird es langsamer gehen.« Er stocherte im Feuer herum, an dem ein halbes Dutzend Offiziere saß.

Major Simons grinste. »Wenn ich der Feind wäre«, sagte er, »würde ich Mister Sharpes Ochsen angreifen, anstatt die Ingenieure. Wenn er unsere Versorgungslinie durchschneidet, richtet er echten Schaden an.«

»Es hat keinen Sinn, Ingenieure zu erschießen«, stimmte Pinckney zu. »Wir brauchen die Königlichen Ingenieure ohnehin nicht. Seit Jahren haben wir Straßen gebaut. Die Jungs in den blauen Röcken sind nur im Weg. Dennoch werden sie uns weitere schicken.«

»Wenn noch welche übrig sind«, sagte Sharpe. Der Feldzug war für die Ingenieure fatal gewesen. Zwei waren gefallen, von den feindlichen Geschützen bei Assaye getroffen, drei waren am Fieber gestorben, und jetzt lag Elliott im Sterben oder war bereits tot.

»Sie werden schon welche finden«, grollte Pinckney. »Wenn es in der Königlichen Armee etwas gibt, das nicht gebraucht wird, dann können Sie sicher sein, dass es davon einen ausreichenden Vorrat gibt.«

»Ist es denn in der Armee der Company besser?«, fragte Sharpe.

»Das ist es«, sagte Major Simons. »Wir arbeiten für einen strengeren Herrn als Sie, Sharpe. Der wird Buchhaltung genannt. Sie kämpfen für den Sieg, wir für Profit. Leadenhall Street wird nicht für komische Ingenieure in blauen Röcken zahlen, nicht, wenn sie einfache Männer wie uns zu den halben Kosten anheuern können.«

»Mich könnten sie sich leisten, wenn sie sparen müssen«, sagte Sharpe. »Ich bin nicht so teuer.«

Am nächsten Morgen stellte Simons eine starke Postenkette vor den Arbeitstrupps auf, aber keine Marathen setzten den Pionieren Widerstand entgegen, die jetzt die Trasse verbreiterten, wo sie sich einen steilen Hang hinaufwand, der mit Felsbrocken übersät war. Der Pfad war alt, von Generationen von Reisenden in den Hügeln abgetragen, doch er war nie von Wagen benutzt worden, geschweige denn von schweren Geschützen. Händler, die ihre Waren zu dem Steilabbruch hatten hochbringen wollen, hatten die Straße benutzt, die direkt zum südlichen Tor der Festung führte, während diese Trasse, die sich meilenweit nach Osten Richtung Gawilgarh wand, wenig mehr als eine Reihe von Pfaden war, welche die Hochlandtäler miteinander verband, wo kleine Äcker aus dem Dschungel gehackt worden waren. Dies sollte das Gebiet der Tiger sein, doch Sharpe hatte bisher noch keinen gesehen. Bei Tagesanbruch war er nach Deogaum zurückgekehrt, um Reis für die Sepoys zu holen, und dann hatte er die nächsten vier Stunden mit dem Aufstieg zurück zur Arbeitsstelle der Pioniere verbracht. Zuerst war er nervös wegen der Tiger und feindlicher Hinterhalte gewesen, doch das Schlimmste, was er erlitt, waren eine Reihe heftiger Regenfälle in den Hügeln.

Der Regen hörte auf, als er die Arbeitstrupps erreichte, die die Straße durch einen Hügelkamm trieben. Pinckney legte eine Sprengladung, der den Fels sprengen und die Straße nach einer Abkürzung von einer Meile wieder auf den

gewundenen Pfad führen würde. Pinckneys Diener brachte eine Tasse Tee, und Sharpe setzte sich auf einen Felsbrocken und trank den Tee. Er blickte nach Süden und beobachtete den grauen Regenschleier auf der Ebene.

»Hat Wellesley irgendwas gesagt, ob er einen neuen Ingenieur als Ersatz für Elliott schickt?«, fragte Major Simons.

»Ich habe nur den Reis geholt und den General gar nicht gesehen«, antwortete Sharpe.

»Ich dachte, Sie sollen ein Freund von ihm sein.«

»Jeder nimmt das an außer mir und ihm«, sagte Sharpe.

»Aber Sie haben ihm das Leben gerettet?«

Sharpe zuckte mit den Schultern. »Das nehme ich an. Entweder das, oder ich habe verhindert, dass er gefangen genommen wurde.«

»Und dabei haben Sie ein paar Männer getötet, habe ich gehört.«

Sharpe sah zu dem großen Simons mit einiger Überraschung auf, denn es war ihm nicht klar gewesen, dass seine Tat allgemein bekannt geworden war. »Ich kann mich nicht mehr so genau daran erinnern.«

»Das verstehe ich«, sagte Simons. »Haben Sie eine Auszeichnung dafür bekommen?«

»Ich bezweifle, dass Wellesley das für nötig hält«, sagte Sharpe.

»Sie sind jetzt ein Offizier des Königs, Sharpe«, sagte Simons neidisch. Als Offizier der East India Company war er in dem langwierigen Beförderungssystem der Company gefangen. »Wenn Wellesley Erfolg hat, wird er sich an Sie erinnern.«

Sharpe lachte. »Das bezweifle ich, Sir. Er ist nicht der Typ dafür.« Er wandte sich wieder nach Süden, weil Ahmed eine Warnung auf Arabisch gerufen hatte. Der Junge wies hügelabwärts, und Sharpe stand auf, um über die Hügelkuppe hinabzuspähen. Weit unter ihm, wo die Straße durch eines der üppigen Täler führte, näherte sich ein

kleiner Reitertrupp, und einer der Reiter trug einen blauen Uniformrock. »Freunde, Ahmed!«, rief er. »Sieht wie der neue Ingenieur-Offizier aus«, sagte Sharpe zu Simons.

»Pinckney wird erfreut sein«, sagte Simons sarkastisch.

Pinckney kam zurück, um den nahenden Trupp durch ein Fernrohr zu betrachten. Er spuckte aus, als er den blauen Uniformrock des Königlichen Ingenieurs sah. »Ein anderer störender Bastard, der mich lehren will, wie man ein Ei aussaugt«, sagte er. »Lassen Sie uns die Sprengladung hochjagen, bevor er hier eintrifft, sonst wird er uns erzählen, was wir alles falsch machen.«

Eine Gruppe von grinsenden Sepoys wartete am Ende der Lunte. Pinckney zündete die Lunte an und beobachtete, wie sich der Funke weiterfraß. Die Rauchspur verschwand im Gras, und Sharpe dachte, dass das Feuer ausgegangen sein musste, doch dann ertönte eine heftige Detonation, und der kleine Hügel flog auseinander. Dreck und Felsstücke wirbelten in einer Rauchwolke in die Luft. Die Sepoys stießen Freudenrufe aus. Die Explosion wirkte für Sharpe zu schwach, doch als sich die Rauch-und Staubschwaden lichteten, konnte er erkennen, dass der Hügel jetzt einen tiefen Einschnitt hatte, durch den die Straße zum nächsten Hochtal führen konnte.

Die Pioniere machten sich daran, das gelockerte Erdreich wegzuschaufeln, und Sharpe setzte sich wieder. Ahmed hockte sich neben ihn.

»Was werde ich mit dir anfangen?«, fragte Sharpe den Jungen, der inzwischen schon eine ganze Menge englischer Wörter gelernt hatte und das meiste verstand, was Sharpe ihm sagte.

»Ich gehe nach England«, sagte Ahmed.

»Das wird dir nicht gefallen. Da ist es scheißkalt.«

»Kalt?«

»Eisig kalt.« Sharpe tat, als erschauere er, doch das bedeutete anscheinend nichts für den Araberjungen.

»Ich gehe nach England«, wiederholte Ahmed.

Eine halbe Stunde später tauchte der neue Ingenieur neben Sharpe auf. Er trug einen breitkrempigen Strohhut, ritt einen Falben und hatte drei Diener im Gefolge, die Mulis führten, die mit Gepäck beladen waren. Sharpe sah ein Dreibein, das Nivellierinstrument eines Landvermessers und ein Lederetui, in dem er ein Fernrohr vermutete. Der Pionier nahm den Hut ab und fächerte sich Luft zu, als er um die letzte Biegung bog. »Ach, du meine Güte«, sagte er heiter. »Gott sei Dank musste das Pferd klettern und nicht ich.«

Pinckney war zurückgekommen, um den Ingenieur zu begrüßen, und streckte dem blau berockten Major die Hand hin, als er absaß. »Captain Pinckney, Sir«, stellte er sich vor.

»Pinckney, habe ich das richtig verstanden?«, sagte der weißhaarige Pionier heiter. »Ich kenne einen Pinckney in Hertfordshire. Er macht Pflugscharen und verdammt gute.«

»Das ist mein Onkel Hugh, Sir.«

»Sie sind Hughs Neffe, ja? Es ist mir eine Ehre!« Er schüttelte Pinckney überschwänglich die Hand. »Major John Stokes, zu Ihren Diensten, obwohl ich annehme, dass Sie mich nicht brauchen, oder? Sie müssen mehr Straßen gebaut haben, als das jemals bei mir der Fall gewesen ist.« Major Stokes blickte zu Sharpe, der aufgestanden war und jetzt lächelte. »Guter Gott im Himmel«, sagte Stokes, »das kann nicht wahr sein! Aber es ist. Mein lieber Sharpe! Mein lieber Mister Sharpe. Ich habe alles über Ihr Offizierspatent gehört! Hätte mich nicht mehr freuen können, mein lieber Sharpe. Endlich Offizier, wie?«

Sharpe lächelte breit. »Nur Ensign, Sir.«

»Jede Leiter hat eine erste Sprosse, Sharpe«, sagte Stokes in leichtem Tadel wegen Sharpes Bescheidenheit, dann streckte er ihm die Hand hin. »Wir sitzen in einem Boot, wie man bei der Marine sagt. Nein, so was! Wir sind tatsächlich Offizierskollegen! Und auch mit Pinckney! Hugh Pinckney schmiedet Pflugscharen, Sharpe. Hab noch nie bessere gesehen.« Er nahm Sharpes Hand in beide Hände. »Man hat mich in Seringapatam aufgestöbert, Sharpe. Können Sie das

glauben? Man sagte mir, all die anderen Pioniere hätten die Pocken oder die Syphilis, und man befahl mich hierher, und da erfahre ich, dass der arme Elliott tot ist. Ich nehme an, ich sollte mich nicht beklagen. Es ist gut für die Aussichten auf meine Beförderung!« Er ließ Sharpes Hand los. »Oh, übrigens bin ich mit einigen Ihrer alten Kameraden nach Norden gezogen. Mit Captain Charles Morris und seiner Kompanie. Nicht der charmanteste Typ, wie?«

»Keiner meiner liebsten Vorgesetzten, Sir«, gab Sharpe zu. Guter Gott! Morris war hier? Zuerst Hakeswill, dann Morris!

»Er wollte nicht mitkommen«, sagte Stokes, »aber höhere Mächte bestanden darauf, dass ich eine Infanterie-Eskorte bekomme.« Er wandte sich um, als auf dem Steilabbruch Schüsse fielen. »Du meine Güte! Ist das Musketenfeuer?«

»Postenkette, Sir«, erklärte Pinckney. »Der Feind stört uns, kommt aber nicht durch.«

»Zum Glück nicht! Ein Bataillon Plänkler könnte uns in diesen Hügeln einen Monat in Schach halten. Nun, ich kann es noch nicht fassen, Sharpe ein Ensign!« Der Major wandte sich wieder an Pinckney. »Sharpe und ich haben vier Jahre lang die Waffenkammer in Seringapatam geleitet.«

»Sie haben sie geleitet, Sir«, sagte Sharpe. »Ich war nur Ihr Sergeant.«

»Der beste Sergeant, den ich jemals gehabt habe«, sagte Stokes begeistert zu Pinckney. »Und ich heiße nicht Sir ...«, er grinste Sharpe an, »... sondern John. Es waren gute vier Jahre, wie? Die besten, die wir je haben werden, wage ich zu sagen. Und jetzt sind Sie ein Offizier! Mein lieber Freund, ich könnte nicht glücklicher sein!« Er schnüffelte. »Haben Sie gesprengt, Pinckney?«

»Wir sind durch diesen Hügelkamm gestoßen, Sir. Ich nehme an, es macht Ihnen nichts aus, dass wir nicht auf Sie gewartet haben.«

»Warum sollte mir das was ausmachen? Legen Sie nur los, lieber Kollege. Ich bin mir sicher, dass Sie Ihren Job besser kennen als ich. Gott allein weiß, warum Sie hier überhaupt

einen Ingenieur brauchen! Vermutlich als Dekoration, wie? Trotzdem werde ich versuchen, mich nützlich zu machen. Ich dachte mir, ich könnte den Steilabbruch kartografieren. Das ist noch nicht gemacht worden, wissen Sie. Wenn Sie meinen Rat brauchen, Pinckney, können Sie natürlich einfach fragen, aber ich werde vermutlich graue Haare bekommen, bevor ich eine Antwort finde.« Er strahlte den entzückten Pinckney an und ließ dann seinen Blick über die raue Landschaft schweifen, durch die die Straße führte. »Das erinnert mich an Schottland.«

»Es gibt hier Tiger, Major«, sagte Sharpe.

»Auch in Schottland gibt es alle Arten von wilden Tieren, Sharpe. Ich war einst in Fort William stationiert und kam mir vor wie im finstersten China! Es war schlimmer als in Neufundland. Und da wir gerade von Amerika sprechen, Sharpe, diese junge Dame, die Sie mir geschickt haben, ist dorthin gereist. Ungewöhnliche Idee, dachte ich, und ich riet ihr, die ganze verrückte Idee zu vergessen. Dort gibt es Bären, sagte ich ihr, gefährliche Raubtiere, doch sie wollte sich nicht überzeugen lassen.«

»Simone, Sir?«, fragte Sharpe, der zuerst seinen Ohren nicht hatte trauen wollen, dann jedoch eine schreckliche Vorahnung hatte.

»Ein charmantes Geschöpf, dachte ich. Und zu jung, um Witwe zu sein«, sagte Stokes und schüttelte missbilligend den Kopf. »Sie ging zu einem Wahrsager, zu einem dieser nackten Typen, die komische Grimassen in der Gasse beim Hindutempel schneiden, und sagte mir, er hätte ihr geraten, in die Neue Welt zu gehen.«

»Ich dachte, sie wartet auf mich, Sir«, sagte Sharpe.

»Sie wartet auf Sie? Guter Gott, nein. Sie reist nach Louisiana, sagt sie. Sie blieb für eine Woche in meinem Haus – ich bin natürlich ausgezogen, um einen Skandal zu vermeiden –, und dann reiste sie mit Mrs. Pennington nach Madras. Erinnern Sie sich an Charlotte Pennington? Die Witwe des Geistlichen? Ich kann mir nicht vorstellen, dass

sich die beiden vertragen werden, doch Ihre Freundin sagte, der Wahrsager wäre hartnäckig bei seinem Standpunkt geblieben, und so entschied sie sich für diese Reise.« Der Major war begierig darauf, Sharpe den Rest der Neuigkeiten aus Seringapatam zu erzählen. Die Waffenkammer wurde geschlossen, berichtete er, weil jetzt die Grenze des britisch gehaltenen Gebiets viel weiter nördlich war, doch Stokes hatte sich beschäftigt gehalten, die inneren Befestigungen der Stadt zu schleifen. »Sehr schlecht gemacht, Sharpe, schändliche Arbeit, wirklich stümperhaft. Die Mauern zerbröckelten bei der geringsten Berührung.«

Sharpe hörte nicht zu. Er dachte an Simone. Sie war fort! Im Augenblick war sie vermutlich in Madras, und vielleicht schon an Bord eines Schiffes. Und sie hatte seine Juwelen. Nur ein paar davon, aber genug. Er berührte den Saum seines Uniformrocks, in dem viele der anderen Juwelen des Tippu versteckt waren.

»Hat Madame Joubert irgendeine Nachricht hinterlassen?«, fragte er Stokes, als der Major eine Pause machte, um Luft zu holen. Was habe ich denn gehofft?, fragte sich Sharpe. Dass Simone wünscht, ich folge ihr nach Amerika?

»Eine Nachricht? Nein, keine, Sharpe. Sie war zu beschäftigt, um zu schreiben, glaube ich. Sie ist eine bemerkenswert reiche Frau, wussten Sie das? Sie kaufte die Hälfte der Rohseide in der Stadt, heuerte ein paar Träger an, und weg war sie. Jeder Offizier in der Stadt ließ seine Karte für sie zurück, doch sie hatte keine Zeit, um auf eine zu antworten. Weg nach Louisiana!« Stokes runzelte plötzlich die Stirn. »Was ist los, Sharpe? Sie sehen aus, als hätten Sie einen Geist gesehen. Ihnen ist doch nicht übel geworden, oder?«

»Nein, nein. Ich hatte nur gerade gedacht, dass ich ihr vielleicht hätte schreiben sollen.«

»Oh! Ich verstehe! Sie waren verliebt in sie!« Stokes schüttelte den Kopf. »Ich fühle mit Ihnen, Sharpe, ganz bestimmt, aber welche Hoffnung könnten Sie sich machen?

Eine Frau mit solchem Vermögen hat nichts für uns übrig! Sie ist reich! Sie wird hoch einheiraten, Sharpe, oder so hoch wie eine französische Frau es in Amerika kann.«

Mit ihrem Vermögen! Sharpe lachte innerlich bitter auf. Simone hatte kein Vermögen, sie war ohne einen Penny gewesen, als Sharpe sie kennengelernt hatte, aber er hatte ihr vertraut. Gottverdammtes Weibsstück! Sie hatte ein kleines Vermögen gestohlen. »Es macht mir nichts aus«, sagte er zu Stokes, aber irgendwie stimmte das nicht. Simones Verrat war wie ein Stich in den Magen. Es lag nicht einmal so sehr an den Juwelen, denn er hatte ja noch den größeren Teil der Beute, sondern ihn schmerzte, dass sie ihre Versprechungen nicht gehalten hatte. Er empfand Ärger und Selbstmitleid und kam sich wie ein großer Dummkopf vor.

Sharpe wandte sich von Stokes ab und schaute auf die Trasse hinab, wo sich ein Dutzend Ochsen und zwei Kompanien Sepoys näherten. »Es kommt Arbeit für mich«, sagte er, denn er wollte nicht weiter über Simone sprechen.

»Ich bin auf meinem Weg an diesen Jungs vorbeigekommen«, sagte Stokes. »Sie transportieren Pulver, glaube ich. Mir gefällt es zu sprengen. Sagen Sie mir, was Sie hier tun, Sharpe?«

»Ich versorge die Pioniere mit Material, Sir, und unterzeichne die Lieferscheine der Konvois.«

»Hoffentlich bleibt Ihnen da Zeit, mir zu helfen, Sharpe. Sie und ich wieder zusammen, wie? Wie in den alten Tagen.«

»Das wäre gut, Sir«, sagte Sharpe mit so viel Begeisterung, wie er aufbringen konnte. Dann ging er zur Trasse hinunter und wies die Ochsentreiber an, wo sie die Fässer mit Schießpulver abladen sollten. Die Männer versammelten sich mit ihren Lieferzetteln um ihn. Er nahm einen Bleistift und schrieb in jede Ecke des Formulars seine Paraphe und bestätigte damit, dass die Lieferung komplett an diesem Tag eingetroffen war.

Der letzte Mann überreichte Sharpe ein versiegeltes Papier mit seinem Namen in tadelloser Handschrift. »Vom

Schreiber, Sahib«, sagte der Mann, der den Satz offenbar geübt hatte, denn er sprach sonst kein anderes englisches Wort.

Als Sharpe den Hügel hinaufging, riss er das Siegel auf. Der Brief war nicht vom Schreiber, sondern von Torrance. Sharpe fluchte.

»Was ist los?«, fragte Stokes.

»Ein Brief von einem Mann namens Torrance«, sagte Sharpe. »Er hat das Kommando über die Ochsen. Er will, dass ich nach Deogaum zurückkomme, weil er vermutet, dass es gefälschte Lieferscheine im Lager gibt.«

»Im tiefen Süden Indiens nennt man sie *shits*«, sagte Stokes.

Sharpe sah den Major fragend an. »Verzeihung, Sir?«

»Sie müssen mich nicht Sir nennen, Sharpe. Ehrlich, sie werden *shits* genannt. Ich hatte einen Tamilen als Diener, der mich immer bat, seine *shits* abzuzeichnen. Das regte mich auf, kann ich Ihnen sagen.«

Sharpe zerknüllte Torrances Brief. »Warum, zum Teufel, kann Torrance sich nicht selbst um seine *shits* kümmern?«, fragte er ärgerlich. Er wusste jedoch, warum. Torrance fürchtete sich vor einem weiteren Treffen mit Wellesley, was bedeutete, dass der Captain sich jetzt peinlich genau an die Regeln halten würde.

»Es wird nicht lange dauern«, sagte Stokes. »Nicht, wenn Sie mein Pferd nehmen. Aber lassen Sie die Stute in stetigem Schritt gehen, denn sie ist müde. Und lassen Sie sie abreiben und tränken, während Sie die *shits* aussortieren.«

Sharpe freute sich über Stokes Großzügigkeit. »Wollen Sie mir tatsächlich Ihr Pferd leihen?«

»Na klar. Wofür sind Freunde da? Reiten Sie, Richard. Zu Pferde werden Sie zum Abendessen zurück sein. Ich werde von meinem Koch eine von diesen *mussallas* machen lassen, die Sie so mögen.«

Sharpe ließ seinen Tornister bei Stokes Gepäck. Der große Rubin und ein Dutzend andere wertvolle Steine befanden sich darin, und Sharpe war versucht, ihn nach Deogaum mitzunehmen, doch wenn er nicht mal Stokes vertrauen konnte, wem dann? Er versuchte Ahmed zu überreden, zurückzubleiben und das Gepäck im Auge zu behalten, doch der Junge weigerte sich, von Sharpe getrennt zu werden, und bestand darauf, hinter der Stute herzutrotten. »Stokes würde dir nichts tun«, sagte Sharpe.

»Ich bin dein Havildar«, beharrte Ahmed, nahm seine Muskete und hielt in der verlassenen Landschaft nach Feinden Ausschau. Es war niemand zu sehen, doch Ahmeds Geste erinnerte Sharpe an Elliotts Tod, und er fragte sich, ob er hätte warten sollen, bis der Ochsen-Konvoi nach Deogaum zurückkehrte, denn die Konvois hatten allesamt Eskorten von Sepoys oder Söldnern zu Pferde. Er war versucht, die Stute in Trab zu versetzen, doch er verzichtete darauf. Er hatte Stokes versprochen, das Pferd zu schonen.

Die Gefahr wurde akuter, als er die niedrigeren Hügel erreicht hatte, denn Marathen-Reiter drangen immer wieder in den Umkreis des britischen Lagers ein, um die Posten zu testen, und wurden von Kavalleriepatrouillen verjagt. Zweimal sah Sharpe Reiter in der Ferne, doch keine Gruppe nahm Notiz von ihm. Er war bereit, Ahmed zu sich aufs Pferd zu ziehen und um ihr Leben zu reiten, wenn sie bedroht waren. Er entspannte sich erst, als er auf eine Patrouille von Madrassi-Kavalleristen unter dem Kommando eines Lieutenants der Company stieß, der sie sicher zum Lager eskortierte.

Deogaum war jetzt von vielen Zelten und behelfsmäßigen Buden umgeben, die Unterkünfte von Soldaten und Soldatenprostituierten waren. Ein Tanzbär erinnerte Sharpe an Major Stokes Worte über Amerika. Simone! Es war sein eigener verdammter Fehler. Er hätte der Frau niemals trauen sollen. Der Gedanke an seine eigene Dummheit stürzte ihn in ein Stimmungstief, das nicht besser wurde, als er zwei

Privates mit roten Röcken auf einer Bank vor Torrances Quartier lümmeln sah. Keiner der Männer regte sich, als Sharpe vom Pferd glitt. Er gab Ahmed die Zügel und befahl dem Jungen, die graue Stute mit Stroh abzureiben und zu tränken.

Die beiden Rotröcke setzten sich gerader, wie um Sharpes Anwesenheit zur Kenntnis zu nehmen, doch keiner von ihnen stand auf. Er kannte sie beide. Es war noch nicht lange her, als er mit diesen Männern marschiert war, deren Röcke den roten Besatz des 33. Regiments hatten. Kendrick und Lowry hießen sie, zwei schlimme Typen und Busenfreunde von Hakeswill, die bei dem Trupp gewesen waren, den er nach Norden gebracht hatte, um Sharpe zu verhaften. »Auf die Füße!«, sagte Sharpe.

Kendrick blickte zu Lowry, der zu Kendrick zurückblickte, und die Gesichter der beiden zeigten Überraschung. Sie zögerten gerade lange genug, um ihre Unverschämtheit klarzumachen, aber nicht lange genug, um sich wegen Befehlsverweigerung strafbar zu machen, dann erhoben sie sich und standen still. »Ist das Ihr Pferd, Mister Sharpe?«, fragte Kendrick und dehnte höhnisch den »Mister«.

Sharpe ignorierte die Frage und ging ins Haus. Ein Schreiber saß hinter dem Tisch. Er war ein junger, gut aussehender Inder mit eingefettetem Haar. Er trug ein blütenweißes Gewand und eine Schürze, um es vor Tintenflecken zu schützen.

»Haben Sie hier geschäftlich zu tun, Sahib?«, fragte er schroff.

»Mit Captain Torrance.«

»Der Captain ist krank.« Der Inder, der sehr gut Englisch sprach, lächelte.

»Der ist verdammt immer krank«, sagte Sharpe, ging an dem protestierenden Schreiber vorbei und öffnete die innere Tür.

Torrance lag in seiner Hängematte und rauchte seine Wasserpfeife, und in einem indischen Gewand mit

aufgestickten Drachen saß Sergeant Hakeswill an einem kleinen Tisch, auf dem Münzen aufgestapelt waren.

»Sharpe!« Torrance klang überrascht. Hakeswill, der ebenso überrascht wirkte, erhob sich langsam und stand still. »Ich hatte Sie erst am Abend erwartet«, sagte Torrance.

»Ich bin hier«, sagte Sharpe überflüssigerweise.

»Das ist offensichtlich. Es sei denn, Sie wären ein Gespenst.«

Sharpe hatte keine Lust für banale Plaudereien. »Sie haben ein Problem mit Lieferscheinen?«, fragte er abrupt.

»Unangenehm, nicht wahr?« Torrance fühlte sich sichtlich unbehaglich. »Sehr unangenehm. Sergeant, haben Sie irgendwo etwas zu tun?«

»Ich habe Pflichten, Sir!«, blaffte Hakeswill.

»Dann erfüllen Sie sie jetzt, lieber Freund.«

»Sir!« Hakeswill versteifte sich, machte eine Rechtswendung und marschierte aus dem Raum.

»Wie geht es Ihnen, Sharpe? Beschäftigt?« Torrance hatte sich aus der Hängematte geschwungen und füllte jetzt die Goldmünzen in einen Lederbeutel. »Ich hörte, dass Elliott gestorben ist?«

»Erschossen, Sir.«

Torrance erschauerte, als sei er persönlich betroffen. »Das ist so traurig.« Er seufzte, dann band er den Gürtel seines kunstvoll bestickten Morgenrocks zu. »Ich habe Ihnen nie gedankt, Sharpe, weil Sie mich bei Sir Arthur so unterstützt haben.«

Sharpe war nicht der Meinung, dass er ihn überhaupt unterstützt hätte. »Ich habe nur die Wahrheit gesagt, Sir.«

»Mein Vater wäre stolz auf Sie, und ich bin Ihnen zutiefst dankbar. Anscheinend hat Dilip mit Naig gemeinsame Sache gemacht.«

»Tatsächlich?«

Torrance hörte die Ungläubigkeit in Sharpes Stimme. »Es gibt keine andere Erklärung, oder? Jemand muss Naig erzählt haben, welche Konvois die wichtigen Waren

transportieren, und der Informant muss Dilip gewesen sein. Ich muss sagen, dass ich Wellesley für verdammt begriffsstutzig hielt. Es gibt wirklich keinen Grund, Skrupel zu haben, wenn man Eingeborene hängt. Daran gibt es ja keinen Mangel, nicht wahr?« Er lächelte.

»Stimmt etwas nicht mit den Lieferscheinen?«, fragte Sharpe ziemlich rüde.

»So ist es, Sharpe, so ist es. Unser neuer Schreiber hat die Unstimmigkeiten entdeckt. Er ist ein kluger, junger Kerl. Sajit!«

Der junge Schreiber kam in den Raum, klatschte in die Hände und verneigte sich leicht vor Torrance. »Sahib?«

»Dies ist Ensign Sharpe, Sajit. Er ist übrigens mein Stellvertreter und deshalb genauso Ihr Sahib wie ich.«

Sajit verneigte sich vor Sharpe. »Es ist mir eine Ehre, Sahib.«

»Vielleicht könnten Sie Mister Sharpe die problematischen Lieferscheine zeigen, Sajit?«, schlug Torrance vor.

Sajit kehrte ins Vorzimmer zurück und kam einen Moment später mit einem Stapel schmuddeliger Zettel zurück. Er legte sie auf den Tisch und bat Sharpe, sie zu inspizieren. All die Lieferscheine hatten Sharpes Initialen in der rechten oberen Ecke, die meisten Paraphen in Bleistift, doch einige waren auch mit Tinte abgezeichnet, und Sharpe schob diese beiseite. »Die habe ich nicht abgezeichnet«, sagte er. »Ich habe keine Feder und Tinte.«

»Sie hatten recht, Sajit!«, sagte Torrance.

»Es ist mir eine Ehre, Sahib.«

»Und jeder dieser Lieferscheine ist gefälscht«, sagte Torrance. »So müssen wir herausfinden, welche Ochsentreiber uns die gefälschten gegeben haben. Das ist das Problem, Sharpe.«

»Es stehen Namen darauf«, sagte Sharpe und wies auf die Zettel. »Sie brauchten mich nicht extra kommen zu lassen, um zu erfahren, an wen sie ausgegeben wurden.«

»Seien Sie bitte nicht so giftig, Sharpe«, sagte Torrance in wehleidigem Tonfall. »Seit sich der General auf uns eingeschossen hat, bin ich gezwungen, peinlich genau zu sein. Und die Namen bedeuten nichts! Gar nichts! Sehen Sie hier ...«, er nahm die Zettel und wedelte damit, »... mindestens ein Dutzend sind auf Ram ausgestellt, wer auch immer Ram sein mag. Es gibt vielleicht Dutzende Rams dort draußen. Ich will Folgendes, Sharpe: Sie gehen mit Sajit durchs Lager und stellen fest, welche Männer Waren bei Ihnen abgeliefert haben. Dann kann Sajit die Ochsentreiber identifizieren, die falsche Lieferscheine vorgelegt haben.«

Sharpe runzelte die Stirn. »Warum nimmt sich Sajit nicht einfach die Männer vor, die in die Hügel hinaufbefohlen worden sind? Sie müssen ihre Lieferscheine von ihm ausgestellt bekommen haben.«

»Ich will sichergehen, Sharpe, völlig sichergehen!«

»Meiner Aussage würde nicht geglaubt werden, Sahib«, warf Sajit ein, »aber niemand würde das Wort eines englischen Offiziers anzweifeln.«

Sharpe fluchte. Das Letzte, was er wollte, war, durch ein Ochsenlager zu schlendern und die Treiber zu identifizieren. Er war sich ohnehin nicht sicher, dass ihm das gelingen würde. »Und warum bestellen wir die Ochsentreiber nicht her?«, fragte er.

»Die Betrüger würden fortlaufen, statt herzukommen, Sahib«, sagte Sajit.

»Besser, sie in ihrem Lager zu überraschen, Sharpe«, meinte Torrance.

»Ich werde mein Bestes tun«, murrte Sharpe.

»Das wusste ich doch!« Torrance wirkte erleichtert. »Tun Sie es jetzt gleich, Sharpe, und vielleicht können Sie mir bei einem späten Mittagessen Gesellschaft leisten. Sagen wir, um halb zwei?«

Sharpe nickte. Dann kehrte er in den Sonnenschein zurück, um auf Sajit zu warten. Kendrick und Lowry waren verschwunden, vermutlich mit Hakeswill. Ahmed hatte einen

Eimer mit Wasser gefunden, und Stokes Stute soff gierig. »Du kannst hier bleiben, Ahmed«, sagte Sharpe, doch der Junge schüttelte den Kopf. »Also gut, dann bist du mein verdammter Schatten«, grollte Sharpe.

»Schatten?«

Sharpe wies auf seinen Schatten im Sonnenschein. »Schatten.«

Ahmed grinste, und seine Zähne blitzten weiß im schmuddeligen Gesicht. Er liebte das Wort. »Sharpes Schatten!«, sagte er.

Sajit tauchte mit einem pinkfarbenen Sonnenschirm aus dem Haus auf, den er Sharpe anbot. Sharpe lehnte ihn ab, und der Schreiber, der seine Schürze abgelegt hatte, schützte sich dankbar selbst vor der grellen Mittagssonne. »Es tut mir leid, Ihnen lästig zu sein, Sahib«, sagte er demütig.

»Kein Problem«, sagte Sharpe und folgte ihm. Ahmed ging hinter ihnen und führte die Stute des Majors.

»Der Junge braucht nicht mitzukommen«, meinte Sajit und warf einen Blick zurück auf das Pferd, das ihn zu beunruhigen schien.

»Dann sagen Sie ihm das«, sagte Sharpe. »Aber geben Sie mir nicht die Schuld, wenn er Sie erschießt. Er liebt es, Leute zu erschießen.«

Sajit eilte weiter. »Ich glaube, ich weiß, wer der böse Mann ist, der uns betrügt, Sahib. Er kommt aus Mysore. Er gab mir viele Lieferscheine und schwor, dass Sie sie vor ihm abgezeichnet haben. Wenn Sie so freundlich wären, seine Geschichte zu bestätigen oder zu widerlegen, werden wir schnell fertig sein.«

»Dann lass uns den Scheißer finden, damit wir es hinter uns haben.«

Sajit führte Sharpe durch die Reihen der Ochsen, wo die Händler, die betucht genug waren, große Zelte errichtet hatten. Frauen kneteten Brotteig an kleinen Ochsendung-Feuern, und weitere Haufen von diesem Brennmaterial

trockneten neben jedem Zelteingang in der Sonne. Sharpe hielt Ausschau nach Naigs großen grünen Zelten, konnte sie jedoch nicht entdecken. Er nahm an, dass der Nachfolger von Naigs Geschäft gepackt hatte und verschwunden war.

»Dort, Sahib, das ist das Zelt des bösen Mannes.« Sajit führte Sharpe zu einem braunen Zelt, das ein wenig abseits von den anderen stand. Er war nervös. Ein paar Schritte vor dem Eingang blieb er stehen und senkte die Stimme. »Er heißt Ranjit, Sahib.«

»Hol den Kerl«, sagte Sharpe, »und ich werde dir sagen, ob er lügt oder die Wahrheit sagt.«

Sajit schien zu nervös zu sein, um Ranjit gegenüberzutreten, denn er zögerte. Doch schließlich nahm er all seinen Mut zusammen, klappte den Sonnenschirm zusammen und ließ sich auf den Boden nieder, um in das Zelt zu kriechen, das so tief eingesackt war, dass der Zugang kaum einem Menschen bis ans Knie reichte. Sharpe hörte gedämpfte Stimmen, dann wich Sajit eilig aus dem tiefen Zugang zurück. Er fiel mit seinem weißen Gewand in den Staub, sah zu Sharpe auf und war den Tränen nahe. »Er ist ein böser Mann, Sahib. Er will nicht rauskommen. Ich sagte ihm, ein Sahib ist hier, um mit ihm zu sprechen, doch er benutzte schmutzige Wörter!«

»Ich sehe mir den Bastard an«, sagte Sharpe. »Das ist alles, was du brauchst, nicht wahr? Dass ich dir sage, ob ich ihn schon gesehen habe oder nicht?«

»Bitte, Sahib«, sagte Sajit und wies zum Zelteingang.

Sharpe nahm seinen Hut ab, damit er damit nicht hängen blieb, hob die Zeltplane am Eingang so hoch, wie er konnte und duckte sich dann unter dem schweren Segeltuch ins Zelt hinein.

Er wusste sofort, dass es eine Falle war.

Und er erkannte fast im selben Moment, dass er nichts dagegen tun konnte.

Der erste Schlag traf seine Stirn, und vor seinen Augen schienen Lichtblitze zu zucken und Sterne zu explodieren.

Er taumelte und fiel rückwärts hinaus in den Sonnenschein, doch sofort packte ihn jemand an den Knöcheln und zerrte ihn in den tiefen Schatten zurück. Er versuchte, um sich zu treten, sich an der Seite des Zelts aufzurichten, aber dann packte eine andere Hand sein zweites Bein, ein weiterer Hieb hämmerte gegen seine Schläfe und er nahm nichts mehr wahr.

»Er hat einen dicken Schädel, unser Sharpie«, sagte Hakeswill grinsend. Er stieß Sharpes reglosen Körper an und erzielte keine Reaktion. »Er schläft tief.« Im Gesicht des Sergeants zuckte es. Er hatte Sharpe mit dem schweren, mit Messing beschlagenen Kolben einer Muskete niedergeschlagen und staunte, weil Sharpes Schädel nicht zersprungen war. Blut war in seinem Haar, und er würde in ein paar Stunden eine Beule so groß wie eine Mango haben, doch seine Schädeldecke schien heil geblieben zu sein. »Er war schon immer ein Dickschädel«, sagte Hakeswill. »Und jetzt zieht ihn aus!«

»Ihn ausziehen?«, fragte Kendrick.

»Wenn seine Leiche gefunden wird«, erklärte Hakeswill geduldig, »falls sie gefunden wird, könnt ihr euch darauf verlassen, dass verdammte Nigger ihn ausrauben und verstecken. Niemand soll sehen, dass er ein britischer Offizier ist, oder? Nicht, dass er ein Offizier ist. Er ist nichts als ein Stück Dreck. Also zieht ihn aus. Fesselt seine Hände und Füße und verbindet ihm die Augen.«

Kendrick und Lowry rissen Sharpe den Uniformrock vom Körper und reichten ihn Hakeswill, der die Säume abtastete. »Da haben wir’s ja!«, stieß er hervor, als er etwas Hartes im Stoff spürte. Er nahm ein Messer und schlitzte den Rock auf. Die beiden Privates starrten ehrfürchtig, als er die glitzernden Juwelen aus dem eng genähten Saum herausklaubte. Es war halbdunkel im Zelt, doch die Steine glänzten hell. »Macht weiter!«, sagte Hakeswill. »Runter mit den restlichen Klamotten!«

»Was tun Sie?« Sajit hatte sich ins Zelt geschlichen und starrte jetzt auf die Juwelen.

»Das geht dich nichts an«, sagte Hakeswill.

»Ihr habt Juwelen?«, fragte Sajit.

Hakeswill nahm sein Bajonett und stieß es nach Sajit, bremste den Stoß im letzten Augenblick, bevor die Klinge den Hals der Schreibers berührte. »Die Juwelen gehen dich nichts an, Sajit. Die sind meine Sache. Deine Sache ist Sharpie, kapiert? Ich habe zugestimmt, ihn deinem verdammten Onkel zu überlassen, aber mir gehört, was er bei sich hatte.«

»Mein Onkel wird gut für die Steine zahlen«, sagte Sajit.

»Dein Onkel Jama ist ein verdammter Affe, der mich betrügt, wenn er nur furzt, also vergiss die verdammten Steine. Sie gehören mir.« Hakeswill steckte die ersten Juwelen in eine Tasche und begann den Rest von Sharpes Kleidung zu durchsuchen. Er schlitzte alle Säume auf, dann schnitt er Sharpes Stiefel auf und suchte nach einem großen Rubin. »Ich habe ihn gesehen. Der blöde Tippu hatte ihn an seinem Turban. Riesengroß. Sieh in seinem Haar nach.«

Kendrick strich gehorsam durch Sharpes blutverkrustetes Haar. »Da ist nichts, Sarge.«

»Dreh das Arschloch rum und such genau, du weißt schon wo.«

»Nein, das mache ich nicht!«

»Sei nicht so zimperlich! Und fessle seine Hände. Schnell jetzt! Du willst doch nicht, dass der Kerl aufwacht, oder?«

Die Kleidung und die Stiefel enthielten dreiundsechzig Edelsteine. Da waren Rubine, Smaragde, Saphire und vier kleine Diamanten, aber kein großer Rubin. Hakeswill runzelte die Stirn. Hatte Sharpe den Rubin verkauft? Trotzdem, tröstete er sich, das ist ein Vermögen, und er konnte nicht der Versuchung widerstehen, all die kostbaren Steine auf eine Matte zu legen und sie anzustarren. »Ich liebe es, wenn es so glitzert«, murmelte er schwer atmend, und streichelte über die Juwelen. Er legte zehn der kleineren

Steine auf einen Haufen, zehn andere auf einen zweiten und schob die beiden Haufen Kendrick und Lowry hin. »Das ist euer Anteil, Jungs. Damit könnt ihr euch für den Rest eures Lebens Huren kaufen.«

»Vielleicht werde ich meinem Onkel von deinen Steinen erzählen«, sagte Sajit und starrte auf die Juwelen.

»Das kann ich mir denken«, sagte Hakeswill. »Und weißt du, dass mich das kein bisschen juckt? Ich bin nicht so dämlich wie Sharpie. Mich werdet ihr nicht schnappen.«

»Dann erzähle ich es vielleicht Captain Torrance.« Sajit hatte sich nahe an den Zeltzugang geschoben, sodass er flüchten konnte, sollte Hakeswill ihn angreifen. »Captain Torrance liebt Reichtum.«

Ja, er ist geil darauf, dachte Hakeswill. Wenn Torrance von den Juwelen erfährt, wird er mir das Leben zur Hölle machen, bis er einen Anteil bekommt. Im Gesicht des Sergeants zuckte es krampfartig. »Du bist ein schlauer Junge, Sajit, nicht wahr?«, sagte er. »Du magst nur ein heidnischer Inder sein, aber du hast mehr als Ochsenscheiße im Gehirn, nicht wahr?« Er warf Sajit drei der Steine zu. »Das sollte deine Zunge beruhigen, und wenn du sie nicht hütest, schneide ich sie dir raus und fresse sie. Ich habe eine besondere Vorliebe für Zunge. Ein schönes Stück Zunge, gut gebraten mit einem Schlag Butter und etwas Soße. Das ist köstlich.« Er schob den Rest der Juwelen in seine Tasche und starrte dann auf Sharpes nackten, gefesselten Körper. »Er hatte mehr«, murmelte er mit einem Stirnrunzeln. »Ich weiß, dass er mehr davon hatte.« Er schnippte plötzlich mit den Fingern. »Was ist mit seinem Tornister?«

»Welcher Tornister?«, fragte Lowry.

»Der verdammte Tornister, den er mit sich rumschleppt, was nicht sein sollte, weil er ein Offizier ist, es jedenfalls zu sein meint. Wo ist sein Tornister?«

Die Privates zuckten mit den Schultern. Sajit furchte die Stirn. »Er hatte keinen Tornister, als er zum Haus des Captains kam.«

»Bist du dir sicher?«

»Er kam auf einem Pferd«, sagte Lowry. »Es war ein grauer Gaul, und er hatte keinen Tornister.«

»Und wo ist das Pferd?«, fragte Hakeswill ärgerlich. »Wir sollten in seine Satteltaschen schauen!«

Lowry runzelte die Stirn, versuchte, sich zu erinnern. »Ein verdammter Junge hatte es«, sagte er schließlich.

»Wo ist der Junge?«

»Weggeritten«, sagte Sajit.

»Weggeritten?« Hakeswill starrte ihn bedrohlich an. »Warum?«

»Ich sah, wie Sie ihn geschlagen haben«, sagte Sajit. »Er fiel aus dem Zelt. Auf seinem Gesicht war Blut.«

»Sie hätten ihn erst schlagen sollen, wenn er weiter im Zelt gewesen wäre«, meinte Kendrick tadelnd.

»Halt die Schnauze!«, fuhr Hakeswill ihn an. Dann nahm sein Gesicht einen nachdenklichen Ausdruck an. »Und wohin ist der Bengel geritten?«

»Fort«, sagte Sajit. »Ich bin hinter ihm her, doch er sprang auf Sharpes Pferd und haute ab.«

»Der Junge spricht kein Englisch«, sagte Kendrick.

»Woher, zur Hölle, weißt du das?«

»Weil ich mit ihm gesprochen habe!«

»Und wer wird einem heidnischen schwarzen Bengel glauben, der kein Englisch spricht?«, fragte Lowry.

Hakeswills Gesicht verzerrte sich bei einer Reihe krampfhafter Zuckungen. Er hatte angenommen, sicher zu sein. Lowry hatte recht. Wer würde dem Bengel glauben? Trotzdem wünschte der Sergeant, Jamas Männer würden Sharpe früher abholen. Jama selbst hatte das Lager verlassen. Er hielt es für das Beste, weit fort von der britischen Armee zu sein, wenn er einen britischen Offizier ermorden ließ. Hakeswill hatte Jama gewarnt, Sharpe nicht vor dem Abend in die Falle zu locken, und jetzt musste er ihn bis zur Abenddämmerung bewachen. »Ich habe gesagt,

ihr sollt ihm eine Augenbinde anlegen«, blaffte Hakeswill. »Ich will nicht, dass er uns sieht!«

»Und wenn doch, macht es nichts aus«, meinte Kendrick. »Er wird den Tagesanbruch nicht mehr erleben, oder?«

»Er hat mehr Leben als ein Korb voller verdammter Katzen«, sagte Hakeswill. »Am besten sollte ich ihm jetzt die Kehle durchschneiden.«

»Nein!«, sagte Sajit. »Er ist meinem Onkel versprochen worden.«

»Und dein Onkel bezahlt uns, ja?«

»Das ist ebenfalls abgemacht worden.«

Hakeswill ging zum bewusstlosen Sharpe. »Die Narben auf seinem Rücken sind von mir«, sagte er stolz. »Ich hab das Blaue vom Himmel gelogen, und Sharpe wurde ausgepeitscht. Und jetzt lasse ich ihn kaltmachen.« Er erinnerte sich, wie Sharpe ihn zwischen die Tiger geworfen hatte, und in seinem Gesicht zuckte es, als er daran dachte, wie ein Elefant ihn fast totgetrampelt hätte, und in seinem plötzlichen Zornesausbruch trat er auf Sharpe ein, bis Kendrick ihn zurückriss.

»Wenn Sie ihn umbringen, Sarge«, sagte Kendrick, »werden uns die Schwarzen nichts bezahlen.«

Hakeswill ließ sich fortziehen. »Wie wird dein Onkel ihn kaltmachen?«, fragte er Sajit.

»Seine *jettis* werden das tun.«

»Ich habe die Bastarde bei der Arbeit gesehen«, sagte Hakeswill in bewunderndem Tonfall. »Die machen es langsam. Langsam und höllisch schmerzvoll.«

»Es wird sadistisch langsam ein«, versprach Sajit, »und schrecklich wehtun. Mein Onkel ist kein barmherziger Mann.«

»Aber ich«, sagte Hakeswill. »Ich bin einer, denn ich lasse einem anderen das Vergnügen, Sharpie zu töten.« Er spuckte auf Sharpe. »Tod bei Tagesanbruch, Sharpie. Du wirst zur Hölle fahren, wo du hingehörst!«

Er lehnte sich gegen eine der Zeltstangen und ließ Juwelen von einer Hand in die andere kullern. Fliegen krochen über das verkrustete Blut in Sharpes Haar. Der Ensign würde im Morgengrauen sterben, und Hakeswill würde ein gemachter Mann sein. Rache ist so süß wie Honig, dachte der Sergeant.

Ahmed sah Sharpe am Zelteingang zurückfallen, sah Blut an seiner Stirn und beobachtete dann, wie ihn Hände packten und in das Dunkel im Zelt schleiften.

Dann drehte sich Sajit, der Schreiber mit dem pinkfarbenen Sonnenschirm, zu ihm um und blaffte: »Junge, komm her!«

Ahmed spielte den Verständnislosen, obwohl er nur zu gut verstand, dass er Zeuge von etwas sehr Bösem geworden war. Er wich zurück und zog Major Stokes Stute mit sich. Er ließ die Muskete an seiner Schulter hinabrutschen, und Sajit, der die Bedrohung erkannte, eilte plötzlich auf ihn zu, doch Ahmed war schneller. Er sprang in den Sattel. Ohne richtig zu sitzen, trieb er das Pferd mit wilden Hackenschlägen an. Die erschreckte Stute sprang los. Die Steigbügel waren zu tief geschnallt für ihn, doch Ahmed war mit Pferden aufgewachsen und hätte die Stute ohne Sattel, mit verbundenen Augen und rückwärts reiten können. Er schwenkte südwärts ab, galoppierte zwischen den Zelten, Feuern und grasenden Ochsen hindurch und ließ Sajit weit hinter sich. Er verlangsamte die Stute erst, als er an den Rand des Lagers gelangte, und schaute zurück, um sich zu vergewissern, dass er Sajit abgehängt hatte.

Was jetzt? Er kannte niemanden in dem britischen Lager. Er blickte zu den Gipfeln, wo Gawilgarh gerade noch zu erkennen war. Er nahm an, dass seine alten Kameraden bei Manu Bappus Löwen Allahs dort oben waren, doch sein Onkel, mit dem er aus Arabien angereist war, war tot und begraben in Argaums schwarzer Erde. Er kannte andere Soldaten in dem Regiment, doch er fürchtete sie. Diese anderen Soldaten wollten Ahmed als ihren Diener haben. Dann musste er für sie kochen und ihre Waffen reinigen. Nur

Sharpe hatte ihm Freundlichkeit gezeigt, und jetzt brauchte er Hilfe, aber Ahmed wusste nicht, wie er ihm helfen konnte. Er dachte angestrengt über das Problem nach, während er die Steigbügel verstellte.

Der mollige, rotgesichtige Mann mit den weißen Haaren in den Hügeln war freundlich gewesen, aber konnte Ahmed mit ihm reden? Er sagte sich, dass er es versuchen sollte, und so entschloss er sich, um das Lager herum und zur Straße in die Hügel zu reiten, doch ein berittener Offizier der Lagerposten sah ihn. Der ritt nahe an Ahmed heran und bemerkte die britische Satteldecke. »Was machst du, Junge?« Der Offizier nahm an, dass Ahmed das Pferd nur bewegte, doch Ahmed erschrak bei dem Ruf und gab der Stute die Hacken.

»Dieb!«, rief der Offizier und nahm die Verfolgung auf. »Stopp, du Dieb!«

Ein Posten drehte sich mit seiner Muskete um, und Ahmed ritt ihn nieder. In der Nähe war eine Häusergruppe, und Ahmed hielt darauf zu, übersprang eine Gartenmauer, galoppierte durch Gemüsebeete, übersprang eine weitere Mauer, duckte sich unter einigen Obstbäumen hinweg, setzte über eine Hecke und platschte durch einen schlammigen Teich, bevor er die Stute aufs Ufer und zwischen einige Bäume trieb. Der Offizier hatte nicht gewagt, ihm durch die Gärten zu folgen, doch Ahmed konnte sein Geschrei und Gezeter jenseits der Häuser hören. Er tätschelte der Stute den Hals, als er sich einen Weg zwischen den Bäumen bahnte, dann zügelte er sie hinter den Bäumen. Vor ihm erstreckte sich etwa eine halbe Meile offenes Terrain, und dann gab es dichten Wald, der Sicherheit versprach, wenn nur die Stute die Distanz schaffen konnte, ohne schlappzumachen. »Wenn Allah es will«, sagte Ahmed und trieb die Stute zum Galopp.

Seine Verfolger waren weit zurück, doch sie sahen ihn aus der Deckung hervorpreschen, und jetzt jagte ihn ein Dutzend Reiter. Irgendjemand feuerte auf ihn. Er hörte den

Musketenschuss, doch die Kugel ging weit vorbei. Er neigte sich tief über die Mähne und ließ das Pferd galoppieren.

Einmal blickte er zurück und sah, dass die Verfolger in Kolonne auf seiner Fährte ritten. Und dann war er zwischen den Bäumen und schwenkte nordwärts ab, ritt ein Stück nach Westen zurück, dann wieder nach Norden, immer tiefer in den Wald, bis er schließlich langsamer ritt, damit ihn der trommelnde Hufschlag nicht verriet.

Ahmed lauschte. Er konnte die anderen Pferde in den Wald eindringen hören, doch sie kamen nicht näher, und dann begann er sich zu fragen, ob es nicht besser wäre, wenn er sich gefangen nehmen ließ. Vielleicht konnte er sich mit einem der Briten mit den wenigen Worten Englisch, die er inzwischen sprach, oder auf Arabisch verständigen. Wenn er den ganzen Weg dorthin ritt, wo die Männer die Straße bauten, würde es zu lange dauern, bis er Sharpe helfen konnte, oder? Er fühlte sich miserabel, wusste nicht, was er tun sollte, und schließlich entschied er sich, zurückzureiten und Hilfe im Lager zu suchen. Und so zog er die Stute herum und ritt seinenVerfolgern entgegen.

Und er sah eine Muskete, die auf seinen Kopf zielte.

Der Mann, der die Muskete hielt, war Inder und trug einen der Messinghelme der Marathen. Er war ein Kavallerist, aber er hatte sein Pferd in der Nähe angepflockt und sich zu Fuß an Ahmed herangeschlichen. Der Mann grinste.

Ahmed spielte mit dem Gedanken, die müde Stute anzutreiben und zu flüchten, als ein anderer Marathe zwischen den Bäumen hervortrat, und dieser Mann hielt einen gekrümmten *tulwar* in der Hand. Ein dritter Mann tauchte auf, dann noch mehr, alle beritten, und sie umzingelten ihn.

Ahmed, der wusste, dass er in Panik geraten und gescheitert war, begann zu weinen.

Dodd fand, dass Prinz Manu Bappus Politik, Freibeuter mit Geld für Waffen, die sie von den Briten erbeutet hatten, zu belohnen, jämmerlich gescheitert war. Bis jetzt hatten sie

drei alte Luntenschlossmusketen gebracht, die *shikarees* gehört haben mussten, eine beschädigte Muskete einheimischer Herstellung, eine feine Pistole und einen Degen, den sie von einem Pionieroffizier erbeutet hatten. Natürlich ohne Scheide, aber die beiden Trophäen waren für Dodd der einzige Beweis, dass die Marathen versucht hatten, den britischen Vormarsch zu stoppen. Er ging Manu Bappu auf die Nerven, flehte um die Erlaubnis, mit seinen Kobras dorthin hinabzusteigen, wo die Pioniere die Straße bauten, doch der Bruder des Radschas verbot Dodds Männern eisern, die Festung zu verlassen.

Dodd selbst durfte sie verlassen, doch nur, um sein Pferd zu bewegen, was er jeden Tag tat, indem er westwärts am Rand des Plateaus ritt. Er ritt nie weit. Es war ein verlockendes Kopfgeld auf ihn ausgesetzt, und obwohl keine feindliche Kavallerie auf dem Plateau gesehen worden war, seit der Ingenieur seine Erkundung gemacht hatte, befürchtete Dodd immer noch, gefangen genommen zu werden, und so ritt er nur, bis er die britischen Bauarbeiten weit unter sich sehen konnte. Geschützt von einer Hand voll von Bappus Reitern, spähte er dann durch sein Fernrohr auf die ameisenartigen Gestalten, die tief unter ihm arbeiteten. Er beobachtete die Straße, die breiter und länger wurde, und eines Morgens sah er, dass zwei Infanteriebataillone in einem der Hochtäler gelagert hatten. Am nächsten Tag sah er den Beginn des Artillerieparks: drei Kanonen, ein Furagewagen, ein Ersatzradwagen und vier Munitionsprotzen. Er verfluchte Bappu, denn er wusste, dass seine Kobras diesen kleinen Park zerstören und die Briten in Verwirrung stürzen konnten, doch der Prinz gab sich damit zufrieden, den Feind unbehelligt zum Steilabbruch hochklettern zu lassen. Die Straße wurde fertig gestellt. Dennoch war sie an einigen Stellen so steil, dass hundert Männer erforderlich waren, um ein Geschütz hochzuziehen. Doch Tag für Tag sah Dodd die Zahl der Geschütze im Artilleriepark wachsen, und Dodd wusste, dass es nicht

lange dauern würde, bis die Briten das Plateau erreichten und ihre Belagerungskräfte die schmale Landenge abriegelten, die von den Felsen zur großen Festung führte.

Und immer noch machte Manu Bappu keine richtige Anstrengung, die Rotröcke aufzuhalten. »Wir werden sie hier stoppen«, sagte der Prinz zu Dodd. »Hier.« Und er wies auf Gawilgarhs Mauern, doch Dodd war sich nicht so sicher, dass die Rotröcke so leicht zu stoppen sein würden. Bappu mochte von der Stärke der Festung überzeugt sein, doch er wusste nichts von moderner Belagerungskunst.

Jeden Morgen, wenn Dodd von seinem Ausflug auf dem Plateau auf den Felsen zurückkehrte, saß er bei der Landenge ab und übergab sein Pferd einem Mann seiner Eskorte, um zu Fuß die Route der Angreifer abzuschreiten. Er versuchte, die Festung zu sehen, wie die Rotröcke sie sehen würden, versuchte, vorauszuahnen, wo ihr Angriff erfolgen und wie er durchgeführt werden würde.

Es war ein brutaler Ort für einen Angriff, das musste er zugeben. Zwei große Mauern schützten das äußere Fort, und obwohl die Briten diese Mauern zweifellos mit Kanonenbeschuss brechen konnten, standen die beiden Brustwehren auf einem steilen Hang, sodass sich die Angreifer den Weg hügelaufwärts kämpfen mussten, während die Verteidiger zwischen den Trümmern der Breschen warten würden. Und diese Breschen waren von massiven, runden Bastionen flankiert, die zu groß waren, um unter dem Beschuss der Zwölf-und Achtzehnpfünder-Geschütze zusammenzubrechen, die nach Dodds Vermutung von den Briten eingesetzt werden würden.

Von den Bastionen würden Kanonen-und Musketenkugeln und Raketen auf die Briten hinabgeschossen werden, die sich zur nächsten Bresche hinaufkämpften, und ihre Annäherungsroute würde immer schmaler werden, bis sie schließlich von dem großen Wasserbecken eingeengt wurde, welches das größte Stück des Weges blockierte. Dodd

empfand fast so etwas wie Mitleid mit den Rotröcken, die diesen Weg unter Beschuss zurücklegen mussten.

Hundert Schritte von der Festung entfernt, wo das Feuer der Verteidiger am tödlichsten sein würde, würden die Angreifer zwischen dem Wasserbecken und der Felswand eingeengt sein, zusammengepfercht auf einer Breite von gerade zwanzig Schritten. Dodd stand jetzt auf dieser Fläche, starrte zu den doppelten Mauern hinauf und zählte die Geschütze. Zweiundzwanzig Kanonen waren auf ihn gerichtet, und wenn die Rotröcke kamen, würden sie mit Kartätschen geladen sein, und außer diesen schweren Geschützen gab es eine Masse kleinerer Waffen, die von einem Mann bedient wurden und eine Hand voll Steinsplitter oder Pistolenkugeln feuern konnten. Klar, die Briten würden einige der größeren Geschütze zerstören, doch die Rohre konnten auf neue Lafetten montiert und wieder hinter den großen Bastionen eingesetzt werden, sodass die Angreifer, selbst wenn sie es schafften, zur Bresche hochzuklettern, mit Flankenfeuer bestrichen werden konnten. Und um so weit zu gelangen, mussten sie sich gegen Bappus Araber und massiertes Musketenfeuer der Garnison aufwärts kämpfen.

Es war eine so erschreckende Aussicht, dass Prinz Manu Bappu erwartete, die meisten Angreifer würden von der Bresche abweichen und zum Delhi-Tor, dem nördlichen Eingang zum äußeren Fort, stürmen. Dieses Tor würde zweifellos vom britischen Kanonenfeuer zerschmettert sein, doch einmal in dem gewölbten Gang, würden sich die Angreifer in einer Falle befinden. Die Straße hinter dem Tor wand sich neben der Mauer hoch, mit einer anderen großen Mauer an der Außenseite, sodass die Angreifer auf dem Kopfsteinpflaster von den steinernen Brustwehren auf beiden Seiten überragt wurden, und diese würden von Männern besetzt sein, die hinunter feuerten oder große Felsbrocken hinab warfen, die auf Bappus Befehl hin auf dem Wehrgang aufgestapelt worden waren. Zoll für Zoll

mussten sich die Rotröcke ihren Weg die schmale Straße zwischen den Wällen hoch kämpfen, und wenn sie um die Ecke bogen, sahen sie ein noch größeres Tor direkt vor sich, das nicht vom Kanonenfeuer der Belagerer erreicht werden konnte. So, nahm Bappu an, wurde dem britischen Angriff ein Strich durch die Rechnung gemacht.

Dodd war sich da nicht so sicher. Der Prinz hatte recht, dass es kein Durchkommen durch das Delhi-Tor gab, doch Dodd nahm an, dass die Breschen weniger leicht zu verteidigen sein würden. Er erkannte die Schwächen der alten Mauern, alte Risse, verborgen von Unkraut und Flechten, und er wusste um die Fähigkeiten britischer Kanoniere. Die Mauer würde leicht brechen, und das bedeutete, dass die Breschen groß und breit sein würden, und Dodd nahm an, dass die Briten sich dort hindurch ihren Weg kämpfen würden. Es würde ein harter Kampf werden, aber sie würden siegen. Und das bedeutete, dass die Briten das äußere Fort einnehmen würden.

Dodd behielt jedoch diese Meinung für sich. Ebenso wenig drängte er Bappu, vor der Mauer ein irdenes Glacis zu bauen, das das Feuer der Breschen schlagenden Batterien aufsaugen konnte. Solch ein Glacis würde die Briten um Tage, sogar Wochen hinhalten, doch Dodd ermunterte den Prinzen in dem Glauben, das äußere Fort sei uneinnehmbar, denn in dieser Fehleinschätzung lag Dodds Chance.

Manu Bappu hatte ihm einst gesagt, das äußere Fort sei eine Falle. Wenn ein Feind das äußere Fort eingenommen hatte, hielt er die Schlacht für gewonnen, doch dann würde er an Gawilgarhs Hauptschlucht gelangen und eine zweite, noch größere Festung auf deren anderer Seite finden.

Aber für Dodd war das äußere Fort Manu Bappus Falle. Wenn Manu Bappu das äußere Fort verlor, dann musste er wie der Feind die Schlucht überqueren, um in das innere Fort zu gelangen. Dort kommandierte Dodd, und er konnte keine Schwächen in ihren Verteidigungsanlagen sehen.

Weder Manu Bappu noch die Briten würden jemals die Schlucht überqueren, wenn Dodd sich ihnen widersetzte.

Das innere Fort war völlig getrennt von dem äußeren. Keine Brücke verband sie, nur ein Pfad, der steil auf den Grund der Schlucht abfiel und dann sogar noch steiler zum schweren Tor des inneren Forts aufstieg. Dodd benutzte diesen Pfad jeden Tag, und er versuchte, sich in die Gedanken eines Angreifers hineinzuversetzen.

Als er in die Schlucht hinabstieg, sah er zwanzig weitere Geschütze von der Mauer des inneren Forts auf sich gerichtet, und keines dieser Geschütze konnte von feindlichem Kanonenfeuer ausgeschaltet werden. Musketen würden in die felsige Schlucht hinabfeuern, und Raketen würden durch die britischen Reihen pflügen. Die Rotröcke würden hier sterben wie Ratten, die in einem Eimer zerstampft werden, und selbst, wenn jemand überlebte, um den Pfad zum Tor hinaufzuklettern, würde er nur Gawilgarhs letztes Grauen erreichen.

Dieser Horror war der Eingang, wo vier gewaltige Tore das innere Fort abriegelten, vier Tore hintereinander in einer steilen Passage, die von hoch aufragenden Wällen flankiert wurden. Es gab keinen anderen Weg hinein. Es würde auch nicht helfen, wenn die Briten eine Bresche in die Mauer des inneren Forts schlugen, denn die Mauer war auf den Felsen errichtet, die die Südseite der Schlucht bildeten, und kein Mann konnte diese Wand erklettern und hoffen, es zu überleben. Der einzige Weg hinein war durch das Tor, und Wellesley mochte keine übermäßig langen Belagerungen, wie Dodd erfahren hatte. Wellesley hatte Ahmadnagar per Eskalade erstürmt, die Verteidiger überrascht, indem er Männer mit Leitern an der Mauer ohne Bresche hoch geschickt hatte, und Dodd war überzeugt, dass er hier ähnlich vorgehen würde, um das innere Fort zu stürmen. Doch Dodds Kobras würden auf den Wehrgängen sein, und die Rotröcke würden sterben wie die Fliegen.

Dodd hatte keine gute Meinung über indische Raketen, doch es lagerten über tausend oberhalb des mörderischen Eingangs des inneren Forts, und in der Enge der Schlucht zwischen den Mauern würden sich die Waffen als tödlich erweisen. Die Raketen wurden aus gehämmertem Zinn angefertigt, jede etwa 16 Zoll lang und vier bis fünf Zoll im Durchmesser an einem Bambusstock in Menschengröße. Dodd hatte mit dieser Waffe experimentiert und festgestellt, dass eine angezündete Rakete, die in den Torweg geworfen wurde, brennend von Mauer zu Mauer hüpfte, und selbst wenn sie aufhörte, verrückt hin und her zu taumeln, spuckte sie eine Flamme aus, die ein Dutzend Männer, zwischen den Mauern gefangen, verbrennen würde. Ein Dutzend Raketen, zwischen zwei Toren hinab geworfen, konnte an die zwanzig Männer töten und einem weiteren Dutzend schwere Verbrennungen zufügen. Lass sie nur kommen!, betete Dodd, wenn er jeden Morgen zum inneren Fort ging. Lass sie kommen und das äußere Fort einnehmen, denn dann muss Manu Bappu sterben, und die Briten werden anschließend auf uns losgehen und dabei zur Hölle fahren wie der Prinz.

Und danach würde er mit seinen Kobras die Flüchtlinge ihrer geschlagenen Armee nach Süden über die Dekkan-Ebene verfolgen und abschlachten. Ihre Leichen würden in der Hitze verrotten und ihre Knochen in der Sonne bleichen. Die britische Macht in Indien würde gebrochen sein, und er, Dodd, würde der Herr von Gawilgarh sein.

An diesem Abend schob Sergeant Hakeswill den Musselinvorhang zur Seite, um Captain Torrances Quartier zu betreten. Der Captain lag nackt in seiner Hängematte, wo ihm mit einem Bambusfächer, der an einem Dachbalken angebracht war, kühle Luft zugefächelt wurde. Ein eingeborener Diener bediente den Fächer, indem er an einem Seil zog, während Clare Wall dem Captain die Fingernägel manikürte.

»Schneide nicht zu viel von den Nägeln ab, Brick«, sagte Torrance. »Lass mir genug zum Kratzen, mein gutes

Mädchen.« Er blickte auf und gewahrte Hakeswill. »Haben Sie angeklopft, Sergeant?«

»Zweimal, Sir«, log Hakeswill, »laut und deutlich, Sir.«

»Ich habe es nicht gehört. Brick wird mir die Ohren waschen müssen. Sag dem Sergeant guten Abend, Brick. Wo bleiben denn unsere Manieren?«

Clare hob kurz den Blick, um Hakeswills Anwesenheit zur Kenntnis zu nehmen, und murmelte etwas kaum Verständliches.

Hakeswill riss sich den Hut vom Kopf. »Ich freue mich, Sie zu sehen, Mrs. Wall«, sagte er eifrig. »Das ist echt ein Vergnügen, mein Schatz.« Er lächelte sie lüstern an und zwinkerte Torrance zu, der zusammenzuckte.

»Brick«, sagte Torrance, »der Sergeant und ich haben militärische Dinge zu besprechen. Geh also in den Garten.« Er tätschelte ihre Hand, und als sie ging, schaute er ihr nach. »Und kein Lauschen am Fenster!«, fügte er hinzu. Er wartete, bis Clare sich an dem Musselinvorhang vorbeigezwängt hatte, der vor dem Eingang der Küche hing, und lehnte sich aus der Hängematte vor, um einen grünen seidenen Morgenrock zu nehmen, den er dann über seinen nackten Schritt legte. »Ich möchte Sie nicht schockieren, Sergeant.«

»Das kann mich nicht schockieren, Sir. Es gibt nichts Lebendes, was ich nicht schon nackt gesehen hätte, pudelnackt, und es hat mich nie schockiert. Seit man mich am Hals aufgehängt hat, gibt es für mich keinen Schock mehr, Sir.«

Und auch keinen Verstand mehr, dachte Torrance, doch er verkniff sich, es zu äußern, und fragte stattdessen: »Hat Brick die Küche verlassen?«

Hakeswill spähte an dem Musselinvorhang vorbei. »Sie ist weg, Sir.«

»Sie ist nicht am Fenster?«

Hakeswill hielt noch mal Ausschau. »Auf der anderen Seite des Gartens, Sir, wie ein braves Mädchen.«

»Ich nehme an, Sie haben mir Neuigkeiten zu berichten?«

»Besseres, Sir, Besseres.« Der Sergeant ging zum Tisch und leerte seine Taschen. »Ich habe Ihre Schuldscheine von Jama, Sir. Zehntausend Rupien, und alle bezahlt. Sie sind schuldenfrei, Sir, alle Schuldscheine sind erledigt.«

Torrance war erleichtert. Schulden waren schrecklich, doch unausweichlich, wenn man auf zu großem Fuß lebte. Wie hatte er nur jemals über zehntausend Rupien verspielen können! Es war Wahnsinn gewesen! Aber jetzt war alles bezahlt. »Verbrennen Sie die Schuldscheine«, befahl er Hakeswill.

Hakeswill hielt einen Schuldschein nach dem anderen in eine Kerzenflamme und verbrannte sie. Der Luftzug vom Fächer verwehte die Asche. »Und Jama, Sir, fügte ein finanzielles Dankeschön hinzu, weil er ein Gentleman ist, obwohl er ein heidnischer Bastard ist«, sagte Hakeswill und legte einige Goldmünzen auf den Tisch.

»Wie viel?«

»Siebenhundert Rupien, Sir.«

»Er hat Ihnen mehr gegeben, das weiß ich. Sie betrügen mich, Sergeant.«

»Sir!« Hakeswill reckte sich empört. »Ich spreche als Christ, Sir, ich habe noch nie im Leben eine Menschenseele betrogen, wenn sie es nicht verdient hatte, und dann habe ich es ihr richtig gegeben, Sir, das steht schon in der Bibel.«

Torrance starrte Hakeswill an. »Jama wird morgen oder übermorgen ins Lager zurückkehren. Ich kann ihn fragen.«

»Und Sie werden feststellen, Sir, dass ich auf Ehre und Gewissen gehandelt habe, wie ein Soldat zum anderen.« Hakeswill wirkte beleidigt. »Sie kränken mich, Sir.«

Torrance gähnte. »Ich entschuldige mich zutiefst, Sergeant. Erzählen Sie mir von Sharpe.«

Hakeswill blickte zu dem Diener mit dem Fächer. »Versteht dieser Heide Englisch?«

»Natürlich nicht.«

»Sharpie können Sie vergessen, Sir.« In Hakeswills Gesicht zuckte es, als er sich daran erinnerte, wie er seinen Todfeind niedergeschlagen hatte. »Der Kerl hat Kopfschmerzen, die er nie vergessen wird, aber er wird sich nicht lange daran erinnern und es keinem erzählen können, denn er ist nackt auf dem Weg zur Hinrichtung, und ich habe ihn gefesselt, bis Jamas Männer kamen, um ihn abzuholen. Was sie auch getan haben, Sir, also ist er jetzt fort. Verschwunden für immer, genau wie er es verdient.«

»Sie haben ihn ausgezogen?«, fragte Torrance verwirrt.

»Ich wollte nicht, dass die Bastarde eine Leiche mit einem Offiziersrock abliefern, den er ohnehin nicht verdient hatte, Sir, und so haben wir ihn ausgezogen und die Uniform verbrannt.«

»Und alles ging glatt?«

In Hakeswills Gesicht zuckte es. Er hob kurz die Schultern. »Sein Junge ist entkommen, aber der machte keine Schwierigkeiten, haute nur ab. Vermutlich ritt er zu seiner Mami.«

Torrance lächelte. Alles war erledigt, die Probleme waren gelöst. Er konnte seinen Handel mit Jama wieder aufnehmen, vielleicht etwas umständlicher als in der Vergangenheit.

»Ist Sajit mit Sharpe verschwunden?«, fragte er, denn er wusste, dass er einen tüchtigen Schreiber brauchen würde, um die verräterischen Transaktionen in den Büchern zu verbergen.

»Nein, Sir. Er ist bei mir, Sir, draußen, Sir.« Hakeswill nickte zum Vorraum hin. »Er wollte gehen, Sir, aber ich habe ihm klar gemacht, dass wir ihn hier brauchen, und danach war dieser heidnischer Abschaum so demütig, wie es sich für ihn gebührt.«

Torrance lächelte. »Ich stehe ziemlich in Ihrer Schuld, Sergeant Hakeswill.«

»Ich habe nur meine Pflicht getan, Sir.« In Hakeswills Gesicht zuckte es, als er grinsend zur Küche ging. »Und ich

hoffe auf eine Belohnung, Sir.«

»Sie meinen Brick?«, fragte Torrance.

»Mein Herzenswunsch, Sir«, sagte Hakeswill mit belegter Stimme. »Wir sind füreinander bestimmt, Sir. So steht es schon in der Bibel.«

»Dann muss die Erfüllung der Prophezeiung eine Weile warten«, sagte Torrance, »denn ich brauche Brick, damit sie sich um mich kümmert, und Ihre Pflicht, Sergeant, ist es, Mister Sharpes Verantwortlichkeiten zu übernehmen. Wir werden warten, bis jemand bemerkt, dass er verschwunden ist, und dann behaupten, dass die Marathen ihn auf dem Weg hierher aus dem Hinterhalt überfallen haben. Dann werden Sie in die Hügel raufgehen und den Pionieren helfen.«

»Ich, Sir?« Hakeswill klang alarmiert bei der Aussicht auf echte Arbeit. »In die Hügel?«

»Jemand muss dort sein. Sie können nicht von mir erwarten, dass ich das übernehme!«, sagte Torrance empört. »Jemand muss hier sein, der die schwere Last der Verantwortung auf sich nimmt. Es wird bestimmt nicht für lange sein. Und wenn erst der Feldzug vorüber ist, wird Ihr Herzenswunsch voll erfüllt werden, das versichere ich Ihnen.« Aber nicht, bevor Hakeswill mir das Geld für Clares Überfahrt aus England bezahlt hat, dachte Torrance. Dieses Geld würde aus dem Betrag stammen, den Jama Hakeswill an diesem Abend gegeben hatte. Torrance war überzeugt davon, dass es viel mehr gewesen war, als der Sergeant zugegeben hatte. »Machen Sie sich bereit, Sergeant«, befahl Torrance. »Zweifellos werden Sie morgen oben an der Straße gebraucht werden.«

»Jawohl, Sir«, sagte Hakeswill verdrossen.

»Gut gemacht, Hakeswill, gut und ehrlich und loyal«, lobte Torrance. »Lassen Sie keine Motten rein, wenn Sie gehen.«

Hakeswill ging. Er hatte dreitausenddreihundert Rupien in seiner Tasche und ein kleines Vermögen in wertvollen Edelsteinen, versteckt in seiner Patronentasche. Er hätte

gern mit Clare Wall gefeiert, doch das ging heute ja nicht. Aber seine Chance würde kommen. Im Augenblick war er ein zufriedener Mann. Er blickte zu den Sternen über Gawilgarhs Plateau hinauf und dachte, dass er selten zufriedener gewesen war. Er hatte sich gerächt, er war reich geworden, und somit war alles gut in Obadiah Hakeswills Welt.

KAPITEL 6

Sharpe wusste, dass er sich in einem Ochsenkarren befand. Das merkte er am Rütteln und dem schrecklichen Quietschen der ungefetteten Achsen. Die Ochsenkarren, die der Armee folgten, erzeugten Geräusche wie das Schreien verdammter Seelen in der Hölle.

Er war nackt und sein geschundener Körper schmerzte. Sogar beim Atmen. Er hatte einen Knebel im Mund und war an Händen und Füßen gefesselt, doch er bezweifelte, dass er sich auch ohne Fesseln hätte bewegen können, denn er war in einen dicken, staubigen Teppich eingerollt.

Hakeswill! Der Kerl hatte ihn niedergeschlagen, ausgeraubt und ausgezogen. Er wusste, dass es Hakeswill gewesen war, denn er hatte die heisere Stimme des Sergeants gehört, als er ihn in den Teppich eingerollt hatte. Dann war er aus dem Zelt getragen und auf den Karren geworfen worden. Das konnte noch nicht lange her sein, weil er immer noch starke Schmerzen verspürte und immer wieder das Bewusstsein verlor, um dann benommen wieder zu sich zu kommen. Es war eine albtraumhafte Benommenheit. In seinem Mund war Blut, ein Zahn war locker, eine Rippe vermutlich angeknackst, und der Rest seines geschundenen Körpers schmerzte höllisch. In seinem Kopf pochte es. Ihm war übel, und er hätte sich am liebsten erbrochen, doch er wusste, dass er wegen des Knebels an seinem Erbrochenen ersticken konnte, und so kämpfte er gegen die Übelkeit an.

Ruhig bleiben! Der einzige Segen war, dass er noch lebte. Doch er nahm an, dass dies überhaupt kein Segen war. Warum hatte Hakeswill ihn nicht getötet? Nicht aus Gnade, das war sicher. Also sollte er vermutlich woanders umgebracht werden. Sharpe war es ein Rätsel, weshalb Hakeswill das hohe Risiko eingegangen war, einen britischen Offizier an Händen und Füßen zu fesseln und an der Außenpostenlinie vorbei zu schmuggeln. Er wusste nur, dass

Obadiah Hakeswill die kostbaren Edelsteine aus ihren Verstecken geholt hatte. Zum Teufel mit allen! Zuerst Simone, jetzt Hakeswill, und der hätte ihn ohne Torrances Hilfe nicht in eine Falle locken können.

Aber es half Sharpe jetzt nichts, seine Feinde zu kennen. Er wusste, dass er so viel Hoffnung haben konnte zu überleben wie die Hunde, die mit Steinen um den Hals in London in das schlammige Brachland neben der Themse geworfen wurden, von lachenden Kindern beobachtet, wie sie um ihr Leben kämpften. Einige Hunde hatte man von reichen Besitzern entführt, und wenn die nicht innerhalb von ein paar Tagen Lösegeld zahlten, würden ihre Lieblinge in den Fluss geworfen werden. Für gewöhnlich wurde das Lösegeld bezahlt, von einem nervösen Lakaien in eine schäbige Spelunke bei den Docks gebracht. Aber niemand würde Lösegeld für Sharpe zahlen.

Staub vom Teppich drang in seine Nase. Lass bitte das Ende schnell kommen, betete er.

Er konnte fast nichts durch den Teppich hören. Das Quietschen der Achsen war das lauteste Geräusch, und einmal hörte er einen dumpfen Schlag gegen die Seite des Karrens und glaubte, einen Mann lachen zu hören.

Es war Nacht. Er war sich nicht sicher, woher er das wusste, aber so musste es sein, denn niemand würde versuchen, einen britischen Offizier bei Tageslicht zu entführen, und er wusste, dass er lange bewusstlos in dem Zelt gelegen hatte, nachdem Hakeswill ihn niedergeschlagen hatte. Er erinnerte sich, dass er sich unter der Zeltplane geduckt hatte, als er den Kolben einer Muskete wahrgenommen hatte, und dann hatte es nur noch Schmerzen und Benommenheit gegeben. Schließlich hatte er ein Gewicht auf seinem Bauch gespürt und nach einer Weile vermutet, dass jemand seinen Fuß auf den Teppich stellte, in den er eingewickelt war. Sharpe hatte sich bewegt, um seine Annahme zu überprüfen, und der Mann hatte ihn getreten. Danach war er wieder bewusstlos geworden.

Ein Hund war entkommen, erinnerte er sich jetzt. Irgendwie war es ihm gelungen, den Strick zu lockern und abzustreifen und flussabwärts davonzukriechen. Die Kinder waren ihm schreiend am Ufer gefolgt und hatten Steine nach ihm geworfen. War der Hund gestorben? Sharpe konnte sich nicht erinnern. Gott, dachte er, ich war damals ein wilder Bengel. Sie hatten versucht, die Wildheit aus ihm herauszuprügeln, hatten ihn blutig geschlagen und ihm dann ein schlimmes Ende vorausgesagt. Sie hatten prophezeit, dass er am Tyburn Hill aufgehängt werden würde. Dick Sharpe baumelnd am Galgen, während der Urin an seinen Beinen hinablief und der Henkerstrick an seinem Hals brannte. Aber es war nicht so gekommen. Er war ein Offizier und Gentleman, und er lebte immer noch und zerrte an den Fesseln um seine Handgelenke, doch sie gaben nicht nach.

Fuhr Hakeswill den Karren? Das war möglich und ließ den Schluss zu, dass ihn der Sergeant irgendwo ungestört töten wollte. Aber wie? Schnell mit einem Messer? Das war Wunschdenken, denn Hakeswill kannte kein Erbarmen. Vielleicht plante er, es ihm heimzuzahlen und ihn unter den Fuß eines Elefanten zu legen und sich daran weiden, wie er schrie und sich wand, bis das Gewicht auf ihm den Schrei erstickte und er zerquetscht wurde wie eine Eierschale und er im Fege feuer litt. Wie oft waren ihm im Waisenhaus die Qualen für seine Sünden ausgemalt worden, und jetzt erlebte er sie noch vor seinem Tod. Also stirb gut, sagte er sich. Jammere und schreie nicht. Was immer geschehen wird, kann nicht schlimmer sein als die Auspeitschung, die ich wegen Hakeswills erlogener Anschuldigungen erleiden musste. Was hatte Sergeant Major Bywaters gesagt, als er den ledernen Knebel in Sharpes Mund geschoben hatte? »Sei tapfer, Junge. Enttäusche nicht das Regiment.« Also würde er tapfer sein und würdevoll sterben. Und was dann? Die Hölle, nahm er an, und eine qualvolle Ewigkeit in den

Händen einer Legion von Hakeswills. Eigentlich wie in der Armee.

Der Karren stoppte. Er hörte dumpfes Pochen auf den Wagenbrettern, vermutlich Schritte, das Murmeln von Stimmen, und dann wurden der Teppich und er gepackt und von der Karre geworfen. Er prallte auf den Boden, dann wurde der Teppich aufgehoben und getragen. Stirb würdig, sagte er sich, aber das war leichter gesagt als getan. Nicht vielen Männern gelang das. Sharpe hatte starke Männer zittern sehen, als sie auf den Tod gewartet hatten. Andere hatte er mit so starkem Stolz und Trotz sterben sehen, dass die Zuschauer atemlos erstarrt waren. Doch alle Männer, die Tapferen und die Feigen, hatten am Ende am Galgen getanzt, am Henkerstrick gezuckt, und die Gaffer hatten über ihre bizarren Verrenkungen gelacht. Beste Puppenschau in London, hatten sie gesagt. Es gab keine gute Art zu sterben, außer im Bett, schlafend, unwissend. Oder vielleicht in der Schlacht vor dem Rohr einer Kanone, in Sekundenschnelle ins himmlische Königreich geblasen.

Er hörte die Schritte der Männer, die ihn trugen, auf Steinboden pochen, dann lautes Stimmengewirr. Es waren viele Stimmen, alle schienen auf einmal zu sprechen und klangen aufgeregt, und dann spürte er, dass der Teppich durch ein Menschengewühl geschleppt wurde. Er wurde anscheinend eine Treppe hinunter getragen, dann blieb die Menge zurück und er wurde auf harten Boden geworfen. Die Stimmen klangen jetzt lauter, als befände er sich in einem Raum, und er stellte sich plötzlich vor, dass man ihn in eine Hahnenkampfarena wie die in der Vinegar Street getragen hatte, wo er sich als Kind ein paar Pennys verdient hatte, indem er Krüge mit Bier zu den Zuschauern brachte, die entweder verdrossen oder euphorisch aufgeregt gewesen waren.

Sharpe lag lange da. Er konnte Stimmen und manchmal sogar Gelächter hören. Er erinnerte sich an den fetten Mann in der Vinegar Street, dessen Gewerbe, die

Schädlingsbekämpfung, ihn in die großen Häuser in West-London geführt hatte, die er für seine diebischen Freunde ausgekundschaftet hatte. »Du könntest ein guter Langfinger sein, Dicky«, hatte er zu ihm gesagt. Dann hatte er Sharpes Arm ergriffen und auf die Hähne gezeigt, die auf den Kampf warteten. »Welcher wird gewinnen, Junge, sagst du es mir?« Und Sharpe hatte auf gut Glück einen Hahn ausgewählt, und das Tier hatte meistens gewonnen. »Er ist ein Glückskind«, hatte der Fette bei seinen Freunden geprahlt und Sharpe einen Viertelpenny zugeworfen. »Der Dreikäsehoch hat das Glück des Teufels.«

Heute jedoch nicht, dachte Sharpe.

Plötzlich wurde der Teppich gepackt, abgerollt und Sharpe purzelte nackt auf harte Steine.

Beifall brandete auf. Licht blendete Sharpe, doch schließlich erkannte er, dass er sich in einem großen Hof auf dem Steinboden befand. Fackeln an Säulen ringsum erhellten den Hof. Zwei Männer in weißen Gewändern packten ihn, richteten ihn auf und stießen ihn zu einer steinernen Bank, wo sie ihn zu seiner Überraschung von seinen Fesseln befreiten und ihm den Knebel aus dem Mund nahmen. Er saß auf der Steinbank, massierte seine Finger und atmete tief die schwüle Luft ein. Von Hakeswill war nichts zu sehen.

Jetzt begriff er, dass er sich in einem Tempel befand. Ein gedeckter Säulengang umgab den Hof, und weil der Säulengang drei oder vier Fuß erhöht war, bildete der mit Steinen gepflasterte Hof eine natürliche Arena. Er hatte gar nicht so falsch gelegen, als er an die Vinegar Street und die Hahnenkämpfe gedacht hatte, doch er hätte sich niemals so reich verzierte Säulengänge mit leidenden Göttern und zähnefletschenden Tieren vorgestellt. Der erhöhte Säulengang ringsum war mit Männern gefüllt, die sichtlich in guter Stimmung waren. Es waren Hunderte, die eine außergewöhnliche Unterhaltung in der Nacht erwarteten.

Sharpe tastete zu seiner geschwollenen Lippe und zuckte vor Schmerz zusammen. Er war durstig, und bei jedem Atemzug schmerzten seine angeknacksten oder gar gebrochenen Rippen. An seiner Stirn war eine dicke Schwellung, auf der das Blut verkrustet war. Er ließ seinen Blick über die Menge schweifen, suchte nach dem freundlichen Gesicht eines Bekannten und fand keines. Er sah nur indische Bauern mit dunklen Augen, in denen sich das Licht der Fackeln spiegelte. Sie mussten aus allen Dörfern im Umkreis von zehn Meilen gekommen sein, um Zeuge der kommenden Ereignisse zu werden.

In der Mitte des Hofes stand ein kleines Steingebäude, wahrscheinlich ein Grabmal, mit aus Stein gemeißelten Elefanten und Tanzmädchen verziert und gekrönt von einem Turm, der mit Götterskulpturen und Tieren in Rot, Gelb, Grün und Schwarz geschmückt war. Die Geräusche der Menge erstarben, als ein Mann auf der Schwelle des Grabmals erschien und seine Arme hob, um Schweigen zu gebieten. Sharpe erkannte den Mann. Es war der große, dünne, humpelnde Mann im grün und schwarz gestreiften Gewand, der bei Torrance um Naigs Leben gefleht hatte, und hinter ihm tauchten zwei *jettis* auf. Darauf lief es also hinaus. Rache für Naig. Sharpe erkannte, dass Hakeswill nie vorgehabt hatte, ihn selbst zu töten. Er hatte ihn nur diesen Männern ausliefern wollen.

Geraune lief durch die Reihen der Zuschauer, die die *jettis* bewunderten. Sie waren Muskelkolosse, die ihre außergewöhnliche Kraft irgendeinem indischen Gott widmeten. Obwohl Sharpe bereits auf *jettis* gestoßen war und einige in Seringapatam getötet hatte, bildete er sich nicht ein, gegen diese beiden bärtigen Giganten eine Chance zu haben. Er war zu geschwächt, zu durstig und geschunden, während diese beiden Monster riesig und mit enormen Muskelpaketen ausgestattet waren. Ihre bronzefarbene Haut war eingeölt, sodass sie im Schein der Fackeln glänzte. Ihr langes Haar war um ihre Schädel

gewunden. Einer hatte sich rote Linien ins Gesicht gemalt, während der andere, der ein wenig kleiner war, einen langen Speer in der rechten Hand hielt. Beide waren nur mit einem Lendenschurz bekleidet. Sie blickten auf Sharpe, dann warf sich der größere Mann vor das Grabmal. Ein Dutzend Wächter kamen aus dem Hintergrund des Hofs und reihten sich an dessen Rand auf. Sie trugen Musketen mit aufgepflanzten Bajonetten.

Der große Mann in dem gestreiften Gewand klatschte in die Hände, um die Menge zum Verstummen zu bringen. Das Gemurmel erstarb. Es dauerte eine Weile, denn immer noch drängten sich Zuschauer in den Tempel, und es war kaum mehr Platz im Säulengang. Irgendwo draußen wieherte ein Pferd. Männer protestierten lautstark, als Neuankömmlinge sich in den Tempel drängten, doch schließlich endete der Tumult und der große Mann trat an den Rand der steinernen Plattform, auf dem das Grabmal stand.

Er sprach lange, und erntete immer wieder zustimmende Laute. Schließlich richteten die Zuschauer ihre Blicke auf Sharpe, und einige spuckten in seine Richtung. Sharpe starrte sie verdrossen an. Sie genossen eine seltene Belustigung am Abend, nahm er an. Ein gefangen genommener Engländer, der vor ihnen hingerichtet wurde, und Sharpe konnte ihnen nicht verdenken, dass sie voller Vorfreude auf das Kommende waren. Aber er wollte verdammt sein, wenn er es ihnen leicht machte. Er würde nicht kampflos sterben. Er würde sich zu wehren wissen. Vielleicht konnte er nicht viel tun, aber genug Schaden anrichten, sodass die *jettis* diese Nacht, in der sie einen Rotrock töten durften, in Erinnerung behalten würden.

Der große Mann beendete seine Ansprache, dann humpelte er die kurze Treppe hinunter und näherte sich Sharpe. Seine Haltung war würdevoll, wie die eines Mannes, der sich für sehr bedeutend hält. Er blieb ein paar Schritte vor Sharpe stehen und sein Gesicht verzog sich höhnisch, als er den bedauernswerten Zustand des Engländers sah.

»Mein Name«, sagte er auf Englisch, »ist Jama.«

Sharpe schwieg.

»Du hast meinen Bruder getötet«, sagte Jama.

»Ich habe viele Männer getötet«, sagte Sharpe, und seine Stimme klang so heiser und schwach, dass sie kaum über die kurze Distanz zu Jama zu verstehen war. Er räusperte sich und wiederholte: »Ich habe viele Männer töten müssen.«

»Und Naig war einer davon«, sagte Jama.

»Er hatte den Tod verdient«, sagte Sharpe.

Jama grinste höhnisch bei dieser Antwort. »Wenn mein Bruder den Tod verdient hatte, dann hatten ihn auch die Briten verdient, die mit ihm Handel trieben.«

Das stimmt vermutlich, dachte Sharpe, sagte es jedoch nicht. Er konnte hinter der Menge einige spitz zulaufende Helme sehen und nahm an, dass einige der Marathen-Reiter, die immer noch über die Dekkan-Ebene streiften, gekommen waren, um seinem Tod beizuwohnen. Vielleicht dieselben Marathen, die die zweitausend verschwundenen Musketen gekauft hatten. Musketen, die Hakeswill ihnen geliefert und für die Torrance gelogen hatte, um den Diebstahl zu vertuschen.

»Jetzt wirst du also sterben«, sagte Jama.

Sharpe zuckte mit den Schultern. Lauf nach rechts und schnapp dir die nächste Muskete, dachte er. Aber er wusste, dass er durch die Schmerzen zu langsam sein würde. Außerdem würden die Männer aus dem Säulengang herunterspringen und ihn überwältigen. Er musste trotzdem etwas unternehmen. Irgendetwas! Er konnte sich nicht einfach umbringen lassen!

»Du wirst langsam sterben«, sagte Jama, »damit die Blutschuld meiner Familie beglichen wird.«

»Du willst jemanden sterben sehen als Ausgleich für den Tod deines Bruders?«, fragte Sharpe.

»Genau«, sagte Jama ernst.

»Dann töte eine Ratte«, sagte Sharpe, »oder erschlage eine Kröte. Dein Bruder hatte den Tod verdient, er war ein Dieb.«

»Und ihr Engländer seid gekommen, um ganz Indien zu stehlen«, erwiderte Jama gleichmütig. Er betrachtete wieder Sharpes Wunden, und der Anblick schien ihn zu befriedigen. »Bald wirst du mich um Gnade anflehen«, sagte er. »Weißt du, was *jettis* sind?«

Sharpe nickte.

»Prithviraj«, sagte Jama und wies auf den größeren *jetti*, der sich vor dem kleinen Altar verneigte, »hat einen Mann mit bloßen Händen kastriert. Er wird das und noch mehr bei dir tun, denn ich habe diesen Leuten versprochen, dass sie heute Nacht den Tod von Dutzenden Körperteilen sehen. Du wirst in Stücke gerissen, Engländer, aber du wirst leben, während dein Körper auseinander genommen wird, denn das ist die Kunst eines *jettis*: langsam zu töten, ohne Waffen, einen Menschen Stück für Stück zu zerreißen, und erst wenn deine Schreie den Schmerz über den Tod meines Bruders gemildert haben, werde ich dir Gnade erweisen.« Jama bedachte Sharpe mit einem letzten verächtlichen Blick, dann wandte er sich um und ging zur Treppe des Grabmals zurück.

Prithviraj neigte sich vor und läutete mit einem Glöckchen, um die Aufmerksamkeit der Götter auf sich zu ziehen, dann verschränkte er die Hände und verneigte sich ein letztes Mal. Der zweite *jetti*, der mit dem Speer, beobachtete Sharpe mit ausdruckslosem Gesicht.

Sharpe zwang sich, aufzustehen. Sein Rücken schmerzte und seine Beine waren so schwach, dass er wankte, woraufhin die Zuschauer lachten. Er machte einen Schritt nach rechts, doch der Wächter, der ihm am nächsten stand, wich einfach zurück. Ein mit Schnitzereien verzierter Stuhl war geholt worden, und jetzt saß Jama oberhalb der Treppe vor dem Grabmal. Eine große Fledermaus flatterte vor dem Fackelschein und verschwand wieder in der Dunkelheit. Sharpe versuchte vorwärts zu gehen und war erstaunt, dass

er sich überhaupt aufrecht halten konnte. Die Menge war begeistert von seinem torkelnden Gang, und ihre Beifallsrufe ließen Prithviraj in seiner Andacht innehalten. Er wandte den Kopf und sah, dass Sharpe keine Gefahr für ihn darstellte. So wandte er sich wieder seinem Gott zu.

Sharpe taumelte. Das tat er absichtlich, um schwächer zu wirken, als er tatsächlich war. Er schwankte, tat so, als würde er jeden Augenblick stürzen, und wankte an der Seite der Treppe vorbei, um nahe an einen der Wächter heranzukommen. Er wollte sich eine Muskete schnappen und die Mündung in Jamas Gesicht schmettern. Als er wieder zur Seite wankte, wich der nächste Wächter zurück und richtete die Muskete mit dem Bajonett auf ihn. Das Dutzend Wächter hatte offensichtlich den Befehl, Sharpe innerhalb der Tötungsstätte der *jettis* zu halten. Sharpe schätzte die Distanz und fragte sich, ob er an dem Bajonett vorbei die Muskete packen konnte. In diesem Moment trat ein zweiter Wächter vor, um den ersten zu unterstützen.

Dann stand Prithviraj auf.

Er ist ein verdammtes Kraftmonster, dachte Sharpe, ein Gigant mit eingeölter Haut und Oberarmen so dick wie die Oberschenkel der meisten Männer. Bewunderndes Geraune ging wieder durch die Menge, und dann band Prithviraj seinen Lendenschurz ab und ließ ihn fallen, sodass er nackt wie Sharpe war. Die Geste schien auszudrücken, dass er keinen Vorteil vor seinem Gegner haben wollte. Als der Koloss vom Schrein herunterstieg, bemühte sich der zweite *jetti* jedoch, neben ihm zu bleiben. Zwei gegen einen, und der Zweite hatte einen Speer und Sharpe hatte nichts. Er blickte zu den brennenden Fackeln und fragte sich, ob er sich eine davon schnappen und wie eine Waffe schwingen konnte, doch sie waren zu hoch angebracht. Himmel, dachte er, lass dir irgendetwas einfallen! Panik begann in ihm aufzusteigen.

Er wich vor den *jettis* zurück, und die Menge spottete über ihn. Es war ihm gleichgültig. Er beobachtete Prithviraj. Ein

Mann mit langsamen Bewegungen, zu schwer, um schnell zu sein, und Sharpe nahm an, das war der Grund, weshalb der zweite *jetti* anwesend war. Seine Aufgabe war es, Sharpe mit dem Speer in Schach zu halten und ihn später auf die Stelle zu nageln, wenn Prithviraj ihm die Finger, Zehen und Ohren abriss. Also nimm dir den Mann mit dem Speer zuerst vor, sagte sich Sharpe, leg den Bastard flach und bring seine Waffe an dich.

Er wich nach links aus, versuchte in eine Position zu gelangen, die ihn näher an den *jetti* mit Speer heranbrachte. Die Menge seufzte, als er sich bewegte, genoss die Aussicht, dass der Engländer kämpfen würde.

Der Speer folgte Sharpes Bewegungen. Ich werde schnell sein müssen, dachte Sharpe, blitzschnell, und er bezweifelte, dass er das schaffen konnte. Hakeswills Tritte hatten ihm zu sehr zugesetzt, doch er musste es versuchen. Und so ging er weiter, um plötzlich den Mann mit dem Speer anzugreifen. Doch der *jetti* stieß den Speer auf ihn zu, und Prithviraj war viel schneller, als Sharpe erwartet hatte. Er sprang auf ihn zu und packte ihn, und Sharpe versuchte sich unbeholfen aus seiner Umklammerung zu winden. Die Menge lachte über seine Ungeschicklichkeit.

»Akzeptiere deinen Tod!«, rief Jama. Ein Diener fächelte dem Händler Luft zu.

Schweiß rann über Sharpes Gesicht. Er war in den Teil des Hofes abgedrängt worden, der dem Eingang des Tempels am nächsten war und wo zwei steinerne Treppen zum Säulengang hinaufführten. Die Treppen, die in den Hof führten, bildeten eine Einbuchtung, und Sharpe erkannte plötzlich, dass er in der Falle saß. Er wollte zur Seite ausweichen, doch der *jetti* mit dem Speer blockierte ihm den Weg. Die beiden Kolosse wussten jetzt, dass er in die Enge getrieben war, und näherten sich ihm langsam. Sharpe konnte nur zurückweichen, bis er mit dem Rücken gegen die Wand des Säulengangs stieß. Einer der Zuschauer trat nach ihm, aber mehr aus Bosheit als mit Kraft. Die *jettis* näherten

sich ihm langsam und vorsichtig, offenbar damit rechnend, dass er plötzlich nach links oder rechts ausbrechen würde. Prithviraj massierte seine gewaltigen Finger, machte sie geschmeidig für die Arbeit der Nacht. Glühende Aschefetzen fielen von den Fackeln herunter, und einer landete auf Sharpes Schulter. Er wischte ihn ab.

»Sahib?«, zischte eine Stimme hinter Sharpe. »Sahib?«

Prithviraj wirkte ruhig und zuversichtlich. Verdammt kein Wunder, dachte Sharpe. Also tritt dem nackten Scheißer in die Eier. Er nahm an, dass dies seine letzte Chance war. Ein guter Tritt und hoffen, dass Prithviraj zusammenbrach. Entweder das, oder in den Speer rennen und hoffen, dass die Eisenspitze ihn schnell tötete.

»Sahib«, zischte die Stimme erneut.

Prithviraj drehte sich zur Seite, damit er seinen Unterleib nicht ungeschützt Sharpe darbot, dann winkte er dem anderen *jetti*, damit er sich dem Engländer näherte und ihn mit seinem Speer aus dem Säulengang hervortrieb.

»Du Scheißer«, zischte die Stimme ungeduldig.

Sharpe drehte den Kopf und sah, dass Ahmed auf Händen und Knien zwischen den Beinen der Zuschauer kauerte und den *tulwar*, den er in Deogaum erbeutet hatte, mit dem Griff voran zu ihm schob.

Sharpe lehnte sich an den Säulengang, und die Menge sah ihn scheinbar erschöpft an der Säule ausruhen und glaubte, er hätte aufgegeben. Einige stöhnten auf, denn sie hatten mehr von diesem Kampf erwartet, doch die meisten der Zuschauer verhöhnten ihn mit Schmährufen als Schwächling.

Sharpe zwinkerte Ahmed zu und griff nach dem *tulwar*. Er packte den Griff, schob sich von der Säule fort und drehte die Klinge aus der Scheide, die Ahmed immer noch in der Hand hielt. Dann fuhr er blitzschnell herum, und der gekrümmte Stahl schimmerte rötlichsilbern im Fackelschein des Hofes.

Die *jettis*, die ihn für einen geschlagenen Mann gehalten hatten, waren darauf nicht vorbereitet. Der Mann mit dem Speer war Sharpe am nächsten, und die gekrümmte Klinge traf ihn im Gesicht. Blut spritzte. Instinktiv schlug er die Hände vor die Augen und ließ den Speer fallen. Sharpe sprang nach rechts und hob ihn auf, und Prithviraj blickte jetzt besorgt drein.

Die Wächter hoben ihre Musketen. Sollen sie schießen, dachte Sharpe, denn das ist ein schnellerer Tod als die Qual, von einem nackten Koloss zerrissen und kastriert zu werden.

Jama war aufgesprungen, eine Hand in der Luft, doch es widerstrebte ihm, die Wächter schießen zu lassen, bevor Sharpe Schmerzen erlitten hatte. Der verwundete *jetti* war auf die Knie gesunken und presste die Hände auf sein blutüberströmtes Gesicht.

Dann krachte eine Muskete, und der Knall klang unnatürlich laut und hallte von den Wänden des Hofes wider. Einer der Wächter zuckte zusammen, als die Musketenkugel dicht an seinem Kopf vorbeifauchte und Steinsplitter aus dem Dach des Säulengangs fetzte. Dann ertönte eine Stimme aus dem Säulengang beim Tempeleingang. Der Mann rief etwas auf Indisch und sprach mit Jama, der entgeistert auf eine Männergruppe starrte, die sich grob ihren Weg bis vor die Zuschauer bahnte.

Es war Syud Sevajee, der gefeuert und zu Jama gesprochen hatte, und jetzt grinste er Sharpe an. »Ich habe ihm gesagt, dass es ein fairer Kampf sein muss, Ensign.«

»Ich gegen ihn?« Sharpe nickte zu Prithviraj hin.

»Wir sind wegen des Spektakels hier«, sagte Syud Sevajee. »Sie können uns wenigstens etwas Unterhaltung bieten.«

»Warum erschießen Sie den Scheißer nicht einfach, damit es vorbei ist?«

Sevajee lächelte. »Diese Menge wird den Ausgang eines fairen Kampfs akzeptieren, Ensign. Es könnte ihr missfallen, wenn ich Sie einfach rette. Außerdem wollen Sie nicht in meiner Schuld stehen, oder?«

»Ich stehe bereits bis zu den Ohren in Ihrer Schuld«, sagte Sharpe. Er wandte sich um und blickte zu Prithviraj, der auf ein Zeichen von Jama wartete. »He, Goliath!«, rief Sharpe. »Hier!« Er warf ihm den *tulwar* zu und behielt den Speer. »Willst du einen fairen Kampf? Jetzt hast du eine Waffe.«

Der Schmerz schien verschwunden, und auch den Durst spürte Sharpe jetzt nicht mehr. Es war wie dieser Moment bei Assaye, als er von Feinden umzingelt gewesen war, und plötzlich war die Welt ein Ort der Ruhe und er von völliger Gelassenheit gewesen. Jetzt hatte er eine Chance, mehr noch, er würde den großen Bastard niederkämpfen. Es würde ein fairer Kampf ein, und Sharpe war mit Kämpfen aufgewachsen. Von frühester Jungend an in der Gosse und in Armut, von der Verzweiflung getrieben, war er zum Kämpfen verdammt gewesen. Wenn er kein Kämpfer war, dann war er ein Nichts. Und jetzt würde er der Menge das blutige Spektakel bieten, das sie sich wünschte. Er griff den Speer fester.

»Na komm schon, du Bastard!«

Prithviraj bückte sich und nahm den *tulwar*, der zu seinen Füßen liegen geblieben war. Er schwang den Krummsäbel ein paar Mal linkisch hin und her und blickte dann wieder zu Jama.

»Sieh nicht ihn an, du großer Ochse, sondern mich!« Sharpe näherte sich dem Koloss, den Speer gesenkt. Dann hob er ihn etwas an und sprang vor, um ihn in Prithvirajs Bauch zu stoßen. Der Riese parierte, und Stahl klang auf Stahl. »Du musst ein bisschen mehr Kraft aufwenden«, sagte Sharpe, zog den Speer zurück und blieb stehen, um den *jetti* anzulocken.

Prithviraj trat auf ihn zu und schwang die Klinge. Sharpe sprang zurück, sodass die Spitze des *tulwars* seine Brust verfehlte.

»Du musst schneller sein«, sagte Sharpe, und er fintierte nach rechts, drehte sich ab und sprang wieder nach links. Prithviraj, der seinen schnellen Bewegungen folgen wollte,

geriet aus dem Gleichgewicht. Sharpe stieß den Speer vor, traf die Seite des großen Mannes und riss ihm eine blutige Furche. »Ist nicht das Gleiche, wenn der Gegner auch bewaffnet ist, wie?« Er grinste den *jetti* an. »Also komm schon, du Muskelpudding. Los, los!«

Die Menge war jetzt still. Prithviraj wirkte verwirrt. Er hatte keinen Kampf erwartet, nicht mit einer Waffe, und es war offenkundig, dass er nicht an einen *tulwar* gewöhnt war.

»Du kannst aufgeben«, sagte Sharpe. »Du kannst dich hinknien und aufgeben. Wenn du das machst, werde ich dich nicht töten, aber wenn du auf den Beinen bleibst, werde ich dich zerschneiden wie ein Stück Fleisch.«

Prithviraj verstand kein Wort, doch er wusste, dass Sharpe gefährlich war, und er überlegte, wie er ihn am besten umbringen konnte. Er blickte auf den Speer und wünschte, diese Waffe zu haben, anstatt des *tulwars*. Sharpe hatte gewusst, dass der Speer dem Krummsäbel überlegen sein würde, und deshalb hatte er ihn behalten.

»Wollen Sie es schnell oder langsam haben, Sevajee?«, rief Sharpe.

»Wie es Ihnen beliebt, Ensign«, sagte Sevajee lächelnd. »Es geziemt sich nicht für das Publikum, den Schauspielern zu sagen, wie sie spielen sollen.«

»Dann werde ich es schnell machen«, sagte Sharpe. Er wies mit der freien Hand auf Prithviraj und forderte ihn mit einer Geste auf, sich hinzuknien. »Knie dich hin«, sagte er, »und ich werde dich verschonen.« Er blickte zu Sevajee. »Übersetzen Sie ihm das, Sevajee!«

Sevajee rief etwas auf Indisch. Prithviraj musste es als eine Beleidigung aufgefasst haben, denn er stürzte plötzlich auf Sharpe zu und schwang den *tulwar*. Sharpe musste schnell zur Seite springen und den Hieb mit dem Schaft des Speers abwehren. Die Klinge des Krummsäbels riss einen Holzsplitter heraus, geriet jedoch nicht in Sharpes Nähe.

»Das ist blöde«, sagte Sharpe. »Du sichelst kein Heu, du Puddingriese, du versuchst am Leben zu bleiben.«

Prithviraj griff wieder an, aber ihm fiel nichts anderes ein, als mit der Klinge Heumacher zu schlagen. Jeder Treffer hätte Sharpe in zwei Hälften geschlagen, doch die Attacken waren unbeholfen, und Sharpe war es ein Leichtes, auszuweichen. Er sprang zurück, immer zur Mitte des Hofes, damit er nicht an den Rändern in eine Falle geriet. Die Menge, die spürte, dass Prithviraj jetzt Ernst machte, begann ihn anzufeuern. Doch einige bemerkten, dass der Engländer noch nicht einmal richtig zu kämpfen begonnen hatte. Er verhöhnte den *jetti*, wich ihm aus und hielt den Speer gesenkt.

»Sagten Sie nicht, Sie würden es schnell machen?«, fragte Sevajee.

»Ich soll es also beenden«, sagte Sharpe. Er duckte sich, hob den Speer an, und die Bewegung ließ Prithviraj innehalten. Er starrte Sharpe misstrauisch an. »Ich werde dir jetzt den Bauch aufschlitzen und anschließend die Kehle durchschneiden«, sagte Sharpe. »Bist du bereit?«

Er näherte sich dem *jetti* und stieß den Speer vor, hielt ihn immer noch tief, und Prithviraj wich zurück, versuchte die schnellen Stöße zu parieren, doch jedes Mal zog Sharpe blitzschnell den Speer zurück, bevor es zum Kontakt kam. Prithviraj blickte finster drein. Er schien von der glänzenden Speerspitze, die immer wieder wie eine Giftschlange auf ihn zustieß, wie hypnotisiert zu sein, und dahinter grinste Sharpe und verhöhnte ihn. Prithviraj versuchte einen Gegenangriff, doch bevor der gelang, zuckte der Speer auf sein Gesicht zu, und er wich entsetzt zurück und geriet ins Straucheln.

Bevor er sich wieder gefangen hatte, stieß Sharpe mit dem Speer zu. Prithvirajs Abwehrbewegung kam viel zu spät, und die Speerspitze drang durch Haut und Muskeln in seinen Bauch. Sharpe drehte den Stahl und riss ihn wieder heraus. Blut schoss aus der Wunde auf den Boden des Tempelhofs, und Prithviraj krümmte sich vornüber und presste die Hände

auf seinen Bauch. Und dann schnitt der Speer von der Seite her seine Kehle durch.

Ein Seufzen ging durch die Menge.

Prithviraj brach zusammen und stürzte auf den Boden. Blut quoll aus seiner Bauchwunde und pulsierte aus seiner Kehle.

Sharpe trat dem *jetti* den *tulwar* aus der Hand. Dann wandte er sich um und blickte zu Jama. »Du und dein Bruder, ihr habt Geschäfte mit Captain Torrance gemacht?«

Jama schwieg.

Sharpe ging auf das Grabmal zu. Die Wachen wollten ihn aufhalten, doch Sevajees Männer legten ihre Musketen an und einige grinsten und sprangen in den Hof hinab. Ahmed sprang ebenfalls aus dem Säulengang und hob den *tulwar* auf. Prithviraj lag jetzt auf der Seite und starb.

Jama erhob sich hastig, als Sharpe die Treppe zu ihm hinaufging, und wollte davonhinken, doch er war mit seiner Behinderung nicht schnell genug, und plötzlich spürte er die Spitze des Speers auf seinem Bauch.

»Ich habe dir eine Frage gestellt«, sagte Sharpe.

Jama sagte immer noch nichts.

»Willst du leben?«, fragte Sharpe.

Jama blickte hinab auf den Speer, dessen Klinge blutbefleckt war.

»War es Torrance, der mich dir ausgeliefert hat?«, fragte Sharpe.

»Ja«, sagte Jama.

»Wenn ich dich noch einmal sehe, werde ich dich töten«, sagte Sharpe. »Wenn du in das britische Lager zurückkehrst, werde ich dafür sorgen, dass du hängst wie dein Bruder, und wenn du eine Botschaft zu Torrance schickst, um ihn zu warnen, werde ich dir bis in die letzte Ecke von Gottes Erde folgen und dich mit meinen bloßen Händen kastrieren.« Er drückte die Speerspitze so leicht gegen Jamas Bauch, dass es ihn gerade kitzelte, und wandte sich dann ab. Die Menge war stumm, eingeschüchtert durch Sevajees Männer und das grausame Geschehen im Hof des Tempels. Sharpe warf

den Speer fort, zog Ahmed zu sich und tätschelte seinen Kopf. »Du bist ein guter Junge, Ahmed. Ein verdammt guter. Und ich brauche was zu trinken. Himmel, bin ich durstig.«

Aber er war auch lebendig.

Was bedeutete, dass einige andere Männer bald tot sein würden.

Denn Sharpe war mehr als am Leben. Er war wütend. Höllisch wütend. Und er wollte Rache.

Sharpe borgte sich von einem von Sevajees Männern einen Umhang, hüllte sich darin ein und zog sich dann hinter Ahmed auf Major Stokes' Pferd. Sie ritten langsam von dem Dorf fort, wo die Fackeln im Tempel nacheinander erloschen. Sie ritten nach Westen, wo der rötliche Lichtschein vor dem Himmel verriet, dass das britische Lager einige Meilen entfernt war. Sevajee erzählte Sharpe, während sie trabten, wie Ahmeds Flucht ihn geradewegs in die Arme seiner Männer geführt hatte. »Zu Ihrem Glück, Ensign«, sagte der Inder. »Ich habe ihn wiedererkannt.«

»Deshalb haben Sie also Hilfe geschickt, nicht wahr?«, fragte Sharpe sarkastisch. »Deshalb haben Sie einige Rotröcke geholt, um mich aus diesem verdammten Zelt herauszuholen.«

»Ihre Dankbarkeit berührt mich tief«, sagte Sevajee mit einem Lächeln. »Wir brauchten lange, bis die Worte Ihres Jungen einen Sinn für uns ergaben, und ich gebe zu, dass ich ihm selbst dann noch nicht ganz glaubte. Als wir ihn endlich ernst nahmen, waren Sie bereits abtransportiert worden. So folgten wir Ihnen. Ich dachte, wir könnten etwas zur Unterhaltung des Abends beitragen, und das haben wir dann getan.«

»Es freut mich, dass ich Ihnen nützlich sein konnte, Sahib«, sagte Sharpe.

»Ich wusste, dass Sie in einem fairen Kampf einen *jetti* besiegen können.«

»Ich habe einst drei auf einmal in Seringapatam besiegt«, sagte Sharpe, »aber ich weiß nicht, ob es ein fairer Kampf

gewesen ist. Ich mache mir nicht viel aus fairen Kämpfen. Ich liebe unfaire. Faire Kämpfe sind etwas für Gentlemen, die es nicht besser wissen.«

»Deshalb haben Sie also dem *jetti* den Säbel gegeben«, bemerkte Sevajee trocken.

»Ich wusste, dass er damit nicht umgehen konnte«, sagte Sharpe. Er war plötzlich müde, und all die Schmerzen und Leiden waren zurückgekehrt. Über ihm funkelten die Sterne, während die dünne Mondsichel direkt über der fernen Festung zu hängen schien. Dodd ist dort oben, dachte Sharpe, noch einer, der erledigt werden muss. Dodd und Torrance, Hakeswill und seine beiden Männer. Eine Rechnung musste beglichen werden, indem all die Bastarde zur Hölle geschickt wurden.

»Wohin soll ich Sie bringen?«, fragte Sevajee.

»Mich bringen?«

»Wollen Sie zum General reiten?«

»Himmel, nein!« Sharpe konnte sich nicht vorstellen, mit Wellesley zu sprechen. Der kühle Mistkerl würde ihm vermutlich die Schuld daran geben, dass er in Schwierigkeiten geraten war. Sollte er vielleicht zu Stokes reiten? Oder zur Kavallerie? Sergeant Lockhart würde ihn zweifellos willkommen heißen. Doch dann hatte er eine bessere Idee. »Bringen Sie mich dorthin, wo Sie kampieren«, sagte er.

»Und am Morgen?«

»Sie haben einen neuen Rekruten«, sagte Sharpe. »Ich bin jetzt einer Ihrer Männer.«

Sevajee wirkte belustigt. »Und warum?«

»Was meinen Sie denn? Ich möchte mich verstecken.«

»Noch mal – warum?«

Sharpe seufzte. »Denken Sie, Wellesley würde mir glauben? Wenn ich zu Wellesley gehe, wird er annehmen, ich hätte einen Hitzschlag erlitten oder wäre betrunken. Und Torrance wird alles leugnen, denn sonst müsste er Hakeswill ans Messer liefern.«

»Hakeswill?«, fragte Sevajee.

»Der Bastard, den ich töten werde«, sagte Sharpe. »Und das wird leichter sein, wenn er nicht weiß, dass ich noch lebe.« Und diesmal, das schwor sich Sharpe, werde ich auf Nummer sicher gehen. »Meine einzige Sorge, Sevajee, ist Major Stokes’ Pferd. Stokes ist ein guter Mann.«

»Dieses Pferd?«, fragte Sevajee und nickte zu der grauen Stute.

»Können ein paar von Ihren Jungs es am Morgen zu ihm zurückbringen?«

»Selbstverständlich.«

»Sagen Sie ihm, ich wäre abgeworfen und vom Feind gefangen genommen worden«, sagte Sharpe. »Er soll denken, ich wäre ein Gefangener in Gawilgarh.«

»Und unterdessen werden Sie einer von uns sein?«

»Ich bin einfach ein Marathe geworden«, sagte Sharpe.

»Willkommen«, sagte Sevajee. »Und was Sie jetzt brauchen, Sharpe, ist eine Ruhepause.«

»Ich habe mich genügend ausgeruht«, widersprach Sharpe. »Was ich wirklich brauche, sind einige Kleidungsstücke und Dunkelheit.«

»Sie müssen auch etwas essen«, sagte Sevajee. Er blickte zur Mondscheibe über der Festung. Sie verblasste. »Morgen Nacht wird es dunkler sein«, prophezeite er, und Sharpe nickte. Er wünschte sich tiefe Dunkelheit, eine Finsternis, in der ein lebender Geist auf die Jagd gehen konnte.

Major Stokes war dankbar für die Rückkehr seines Pferdes, aber traurig über Sharpes vermeintliches Schicksal.

»Gefangen genommen!«, erzählte er Sir Arthur Wellesley. »Das ist auch mein Fehler.«

»Ich verstehe nicht, wie das sein kann, Stokes.«

»Ich hätte ihn niemals allein fortreiten lassen dürfen. Hätte ihn warten lassen sollen, bis eine Gruppe zurückkehrt.«

»Es wird nicht die erste Kerkerzelle sein, die er gesehen hat«, sagte Wellesley, »und ich kann mir denken, dass es auch nicht die letzte sein wird.«

»Sharpe wird mir sehr fehlen«, sagte Stokes. »Er ist ein guter Mann.«

Wellesley stieß einen Grunzlaut aus. Er war die ausgebaute Straße hinaufgeritten, um eine Vorstellung von ihrem Fortschritt zu bekommen, und war beeindruckt, doch er verzichtete darauf, sich seine Zufriedenheit anmerken zu lassen. Die Straße wand sich jetzt in die Hügel hinauf, und nach einem weiteren Arbeitstag würde sie den Fuß des Hanges erreichen. Die Hälfte der benötigten Belagerungsgeschütze war jetzt auf einer Hochlandwiese neben der Fahrbahn aufgereiht, während Ochsen mit ihren schweren Lasten aus Kanonenkugeln, die für das Durchbrechen von Gawilgarhs Mauern nötig waren, die niedrigeren Hänge hinauftrotteten. Die Marathen hatten ihre Angriffe auf die Straßenbauer eingestellt, seit Wellesley zwei Bataillone Sepoys in die Hügel geschickt hatte, um den Feind zu jagen. Dann und wann fielen in großer Entfernung Musketenschüsse, doch sie fanden für gewöhnlich kein Ziel.

»Ihre Arbeit wird nicht mit der Straße enden«, sagte Wellesley zu Stokes, als der General und sein Stab dem Ingenieur zu Fuß auf höheres Terrain folgten, um sich von dort die Festung genau anzusehen.

»Das habe ich mir schon gedacht, Sir.«

»Kennen Sie Stevenson?«

»Ich habe schon mit dem Colonel gegessen.«

»Ich schicke ihn hier rauf. Seine Soldaten werden den Sturmangriff durchführen. Meine Männer werden unten bleiben und die beiden Straßen erklettern.« Wellesley sprach knapp, fast kurz angebunden, von einer Trennung seiner Armee in zwei Einheiten, wie sie für die meiste Zeit des Kriegs gegen die Marathen aufgeteilt gewesen war. Stevensons Teil der Armee würde das Plateau erklettern und den Hauptangriff auf die Festung führen. Diese Angreifer würden über die schmale Landenge ausschwärmen, um zu den Breschen zu gelangen und den Feind daran zu hindern, all seine Kraft für die Verteidigung der durchbrochenen

Mauer einzusetzen. Wellesley schlug vor, zwei Kolonnen seiner Männer die steilen Pfade hinaufzuschicken, die direkt zur Festung führten. Diese Männer würden sich den unbeschädigten Teilen der Mauer über die steilen Hänge hinauf nähern, um den Einsatz der Artillerie zu erlauben, und Wellesley wusste, dass diese Kolonnen nicht hoffen konnten, in Gawilgarh einzufallen. Ihre Aufgabe war es, die Kette der Verteidiger auseinander zu ziehen und die Fluchtwege aus der Garnison zu blockieren, während Colonel Stevensons Männer die blutige Arbeit erledigten. »Sie werden Stevensons Batterien einrichten müssen«, sagte Wellesley zu Stokes. »Major Blackiston hat das Terrain gesehen ...«, er wies auf seinen Adjutanten, »... und er nimmt an, dass zwei Achtzehner und drei Zwölfer ausreichen sollten. Major Blackiston wird Ihnen natürlich so gut zur Seite stehen, wie er kann.«

»Kein Glacis?« Stokes richtete seine Frage an Blackiston.

»Nicht, als ich dort war«, sagte Blackiston, »obwohl sie inzwischen natürlich eins angelegt haben könnten. Ich habe nur Mauern mit ein paar Bastionen gesehen. Alte Bauten nach ihrem Aussehen.«

»Arbeit aus dem 15. Jahrhundert«, warf Wellesley ein, und als er sah, dass die beiden Pioniere von seinem Wissen beeindruckt waren, zuckte er mit den Schultern. »Das behauptet Syud Sevajee jedenfalls.«

»Alte Mauern brechen am schnellsten«, sagte Stokes heiter. Die beiden großen Geschütze und die drei kleineren Kanonen würden die Mauern bombardieren, bis das alte Gestein langsam zusammenbrach, das vermutlich ungeschützt durch ein Glacis von aufgeschichteter Erde war, das die Wucht des Beschusses dämpfen konnte. In ganz Indien gab es keine Festung, die dem Beschuss einer Achtzehnpfünder-Kanone standhielt, die alle zwei Sekunden über eine halbe Meile schießen konnte. »Aber wir werden Flankenfeuer benötigen«, sagte er zu Wellesley.

»Ich werde Ihnen einige weitere Zwölfpfünder schicken«, versprach Wellesley.

»Eine Batterie von Zwölfpfündern und eine Haubitze«, schlug Stokes vor. »Ich möchte die Mauer mit einigen Granaten bepfeffern. Es gibt nichts Besseres als eine Haubitze, um Hoffnungslosigkeit beim Feind zu verbreiten.«

»Ich werde eine Haubitze schicken«, sicherte Wellesley zu. Das Flankenfeuer der Batterien würde im Winkel durch die wachsenden Breschen geschossen, um den Feind davon abzuhalten, Reparaturarbeiten durchzuführen, und die Haubitze, die in steilerem Winkel als die Kanonen feuerte, konnte die Reparaturtrupps hinter den Brustwehren in der Festung bombardieren. »Und ich will die Batterien schnell eingerichtet haben«, sagte Wellesley. »Keine Trödelei, Major.«

»Ich bin kein Mann, der Zeit verplempert, Sir Arthur«, sagte Stokes heiter. Der Major führte den General und seinen Stab eine besonders steile Strecke der Straße hinauf, wo ein Elefant, unterstützt von über sechzig schwitzenden Sepoys, ein Achtzehnpfünder-Geschütz die gewundene Straße hinaufbrachte. Die Offiziere wichen den Sepoys aus und erkletterten einen kleinen Hügel, von dem aus sie Gawilgarh betrachten konnten.

Sie waren jetzt fast so hoch wie Gawilgarh selbst, und das Profil der Zwillingsforts hob sich deutlich vor dem klaren Himmel ab. Sie bildeten einen doppelten Buckel. Die schmale Landenge führte vom Plateau zum ersten, niedrigeren Buckel, auf dem das äußere Fort stand, und das war das Fort, in dessen Mauer Stokes eine Bresche schlagen und die von Stevensons Männern erstürmt werden sollte. Jenseits davon fiel das Terrain in eine tiefe Schlucht ab und stieg dann steil zum viel höheren Buckel auf, auf dem sich das innere Fort mit dem Palast und seinen Teichen und Häusern befand. Sir Arthur schaute lange durch sein Fernrohr und schwieg.

»Ich garantiere, dass ich Sie in das äußere Fort bringen kann«, sagte Stokes. »Aber wie wollen Sie die Schlucht zum inneren Fort überqueren?«

Das war die Frage, die sich Wellesley längst selbst gestellt hatte, ohne eine Antwort zu finden, und er nahm an, dass es keine einfache Lösung dieses Problems gab. Er hoffte, dass die Angreifer einfach durch die Schlucht stürmen und den zweiten Hang hinaufbranden würden wie eine unwiderstehliche Woge, die durch eine Barriere gebrochen war, und alles auf ihrem Weg überwand, doch er wagte nicht, solchen Optimismus auszusprechen. Er wollte nicht eingestehen, dass er seine Männer zu einem Angriff auf das innere Fort verdammte, das Mauern ohne Bresche und gut vorbereitete Verteidiger hatte. »Wenn wir sie nicht per Eskalade nehmen können«, sagte er knapp und schob sein Fernrohr zusammen, »müssen wir mit unseren Batterien vom äußeren Fort aus auch dort eine Bresche schlagen und es auf die harte Weise erledigen.«

Mit anderen Worten, dachte Stokes, Sir Arthur hat keine Ahnung, was getan werden muss. Er weiß nur, dass es getan werden muss. Durch die Erstürmung mit Leitern oder durch das Schlagen einer Bresche. Mit Gottes Gnade und viel Glück würden die Angreifer vielleicht in die Schlucht gelangen, doch dort würden sie in den Händen des Teufels sein.

Es war ein heißer Dezembertag, doch Stokes erschauerte, denn er hatte Mitleid mit dem Himmelfahrtskommando, das nach Gawilgarh hinauf musste.

Captain Torrance hatte einen bemerkenswert glücklichen Abend genossen. Jama war noch nicht zum Lager zurückgekehrt, und seine großen grünen Zelte mit seinen verschiedenen Freuden standen leer, aber es gab viele andere Ablenkungen im britischen Lager. Eine Gruppe schottischer Offiziere und ein Sergeant, der die Flöte spielte, gaben ein Konzert. Torrance machte sich nicht viel aus Kammermusik, doch er fand die Melodien passend zu seiner

guten Stimmung. Sharpe war erledigt, Torrances Schulden waren beglichen, er hatte überlebt. Er war vom Konzert fort zu den Kavallerie-Linien gegangen, denn er wusste, dass er dort eine gute Partie Whist spielen konnte, und er hatte von einem nervösen Major 35 Guineen und weitere zwölf von einem käsigen Ensign gewonnen, der sich dauernd an seinem Geschlechtsteil kratzte. »Wenn Sie die Syphilis haben«, hatte der Major schließlich gesagt, »dann sollten Sie verdammt zu einem Doktor gehen.«

»Es sind Läuse, Sir.«

»Dann hören Sie um Himmels willen auf, herumzuzappeln. Sie lenken mich ab.«

»Kratzen Sie weiter«, hatte Torrance gesagt und sein Gewinnerblatt hingelegt. Er hatte gegähnt, die gewonnenen Münzen eingesammelt und seinen Mitspielern eine gute Nacht gewünscht.

»Es ist teuflisch früh«, hatte der Major gegrollt. Er wollte eine Chance haben, sein Geld zurückzugewinnen.

»Die Pflicht«, hatte Torrance vage gesagt. Dann war er in das Lager der Händler spaziert und hatte sich die Frauen angesehen, die sich in der heißen Nacht Luft zugefächert hatten. Eine Stunde später war er in sein Quartier zurückgekehrt. Sein Diener kauerte auf der Veranda. Torrance scheuchte den Mann fort.

Sajit saß noch an seinem vom Kerzenschein erhellten Schreibtisch über Schreibarbeit. Als Torrance eintrat, blickte er auf, erhob sich und verneigte sich. »Sahib.«

»Alles in Ordnung?«

»Alles prima, Sahib. Die Lieferscheine für morgen.« Er schob einen Stapel Papiere über den Schreibtisch.

»Die sind bestimmt in Ordnung«, sagte Torrance, und er war sich dessen ziemlich sicher. Sajit hatte sich als ausgezeichneter Schreiber erwiesen. Torrance ging zur Tür zu seinem Quartier. Dort wandte er sich um, und seine Miene verfinsterte sich. »Dein Onkel ist noch nicht zurückgekommen?«

»Er kommt morgen, Sahib, da bin ich mir sicher.«

»Sag ihm, dass ich mit ihm sprechen will. Aber nicht mehr heute Nacht. Heute Nacht will ich nicht gestört werden.«

»Selbstverständlich, Sahib«, sagte Sajit und verneigte sich wieder, als Torrance den Musselinvorhang zur Seite schob und durch die Tür ging.

Der Captain schob den Riegel vor, dann machte er Jagd auf die wenigen Motten, die es geschafft hatten, hinter den Musselinvorhang zu gelangen. Er zündete eine zweite Lampe an, legte den Gewinn der Nacht auf den Tisch und rief nach Clare. Sie kam mit verschlafenen Augen aus der Küche.

»Arrak, Brick«, befahl Torrance. Dann zog er seinen Rock aus, während Clare den scharfen Branntwein einschenkte. Sie wendete den Blick ab, als er sich nackt auszog und in seine Hängematte legte. »Du könntest mir eine Wasserpfeife vorbereiten«, schlug er vor, »und mich dann mit einem Schwamm abwaschen. Ist ein frisches Hemd für den Morgen da?«

»Selbstverständlich, Sir.«

»Doch nicht das geflickte?«

»Nein, Sir.«

Nachdem Brick ihm die Wasserpfeife hergerichtet hatte, drehte er den Kopf, um auf die Münzen zu starren, die im Lampenschein glänzten. Er war wieder bei Kasse! Hatte gewonnen! Vielleicht war sein Glück zurückgekehrt. In den letzten Monaten hatte er beim Kartenspiel so viel Geld verloren, dass er sich fast ruiniert hatte, doch jetzt hatte Lady Fortuna ihm wieder ihre Gunst geschenkt. Die Hälfte gerettet, dachte er zufrieden und sog genüsslich an der Wasserpfeife. Und die andere Hälfte beim Spiel gewonnen. Und jetzt, da Sharpe erledigt war, konnte er vorsichtig mit dem lukrativen Handel fortfahren. Wie der Markt florieren würde, wenn die Marathen besiegt waren, konnte er nicht sagen. Mit einem bisschen Glück konnte er jedoch genügend Geld machen, um sich in ein luxuriöses ziviles

Leben in Madras zurückzuziehen. Mit einer Kutsche, einem Dutzend Pferden und vielen weiblichen Bediensteten. Er würde einen Harem haben. Er lächelte bei dem Gedanken und stellte sich den Abscheu seines Vaters vor. Einen Harem, einen Hof mit einem Springbrunnen, einen Weinkeller tief unter dem Haus, das nahe am Meer erbaut werden würde, sodass kühlende Brisen durch die Fenster strömen würden. Er würde jeden Tag ein, zwei Stunden im Büro verbringen müssen, aber gewiss nicht mehr, denn für die Arbeit waren immer Inder da. Die Scheißer würden ihn natürlich betrügen, doch es würde genügend Geld vorhanden sein, wenn man es nicht verspielte.

Vom Lager jenseits des Dorfes klang Gesang herüber. Torrance erkannte die Melodie nicht. Es war vermutlich ein schottisches Lied. Der Klang erinnerte ihn an seine Kindheit, als er im Kirchenchor gesungen hatte. Er grinste, dachte an die frostigen Morgen, wenn er durch die Dunkelheit gelaufen war und das Kirchenportal aufgeschoben hatte, um mit einer Kopfnuss begrüßt zu werden, weil er zu spät gekommen war. Die Atemschwaden der Chorsänger hatten sich mit dem Qualm der tropfenden Kerzen gemischt. Er erinnerte sich an Läuse unter dem Gewand. Die erste Laus hatte er sich von einem Tenor eingefangen, der ihn in der Sakristei an die Wand gedrängt und sein Gewand hochgezogen hatte. Hoffentlich ist der Schweinehund tot, dachte er.

Sajit schrie.

»Ruhe!«, rief Torrance. Er hasste es, wenn man ihn aus seiner Träumerei riss. Dann herrschte wieder Stille, und Torrance saugte an der Wasserpfeife. Er konnte Clare im Hof Wasser einfüllen hören und lächelte voller Vorfreude an das wohltuende Abwaschen mit dem Schwamm.

Irgendjemand, es musste Sajit sein, versuchte die Tür vom vorderen Raum zu öffnen. »Ruhe, verschwinde!«, rief Torrance. Im nächsten Augenblick hämmerte jemand gegen die Tür. Der Riegel hielt, aber Staub wallte zu beiden Seiten des Türrahmens von der Wand auf. Torrance blickte

schockiert drein, dann zuckte er alarmiert zusammen, als erneut etwas gegen die Tür krachte. Diesmal fiel ein Stück Ziegel von der Wand. Torrance schwang seine nackten Beine aus der Hängematte. Wo, zum Teufel, waren seine Pistolen?

Ein dritter Schlag hallte durch den Raum, und diesmal brach die Halterung des Riegels aus der Wand und die Tür schwang gegen den Musselinvorhang. Torrance sah, dass eine Gestalt in einem weiten Gewand den Vorhang zur Seite riss, dann sprang er zu seinen abgelegten Kleidungsstücken und ergriff in fieberhafter Hast seine Pistole.

Eine Hand packte sein Handgelenk.

»Die werden Sie nicht brauchen, Sir«, sagte eine vertraute Stimme.

Torrance wandte den Kopf und zuckte unter dem harten Griff des Mannes zusammen. Er sah eine Gestalt in einem blutgetränkten indischen Gewand mit einem Krummsäbel in der Scheide an seiner Hüfte. Torrance erkannte den Besucher und erbleichte.

»Melde mich zum Dienst, Sir«, sagte Sharpe und nahm Torrance die Pistole aus der Hand.

Torrance stockte der Atem. Er hätte geschworen, dass das Blut auf dem Gewand frisch war, denn es glänzte feucht. An der kurzen Klinge des Messers in Sharpes Hand war weiteres Blut. Es tropfte auf den Boden, und Torrance stieß einen erschrockenen Laut aus.

»Es ist Sajits Blut«, sagte Sharpe. »Auch sein Messer.« Er warf die blutige Klinge auf den Tisch neben die Goldmünzen. »Haben Sie die Sprache verloren, Sir?«

»Sharpe?«

»Der ist tot, Sharpe meine ich, Sir«, sagte Sharpe. »Er wurde an Jama verkauft, erinnern Sie sich? Ist dies das Blutgeld?« Sharpe blickte auf die Münzen auf dem Tisch.

»Sharpe«, wiederholte Torrance. Anscheinend war er nicht fähig, etwas anderes zu sagen.

»Ich bin sein Geist, Sir«, sagte Sharpe. Torrance sah tatsächlich aus, als sei ein Gespenst bei ihm eingebrochen.

Sharpe schüttelte tadelnd den Kopf. »Meinen Sie, ich soll Sie nicht ›Sir‹ nennen, weil ich ein Offizierskollege und Gentleman bin? Wo ist Sergeant Hakeswill?«

»Sharpe!«, sagte Torrance noch einmal und sank auf einen Stuhl. »Wir hörten, Sie seien gefangen genommen worden!«

»Das war ich auch, Sir, doch nicht vom Feind. Jedenfalls nicht von einem richtigen.« Sharpe überprüfte die Pistole. »Die ist ja gar nicht geladen. Was wollten Sie damit tun, Sir? Mich mit dem Lauf niederschlagen?«

»Mein Gewand, Sharpe, bitte«, sagte Torrance und wies zu dem Seidengewand, das an einem Haken an der Wand hing.

»Wo ist also Hakeswill, Sir?«, fragte Sharpe. Er blies jetzt Staub aus der Pfanne der Pistole, bevor er mit einem Fingernagel an der Schicht von verkrustetem Pulver kratzte.

»Er ist unterwegs«, sagte Torrance.

»Ah, er hat meine Aufgaben übernommen, wie? Sie sollten Ihre Pistole rein halten, Sir. Sehen Sie den Rost auf der Feder? Es ist eine Schande, eine teure Waffe so verkommen zu lassen. Sitzen Sie auf einer Patronentasche?«

Torrance hob sein Gesäß, um den Lederbeutel darunter hervorzuziehen, der das Pulver und die Kugeln für seine Pistolen enthielt. Er gab den Beutel Sharpe, spielte mit dem Gedanken, selbst sein Gewand vom Haken zu holen, entschied sich jedoch dagegen, weil Sharpe einen Trick vermuten und ärgerlich werden könnte. »Es freut mich, Sie lebend zu sehen, Sharpe«, sagte er.

»Tatsächlich, Sir?«, fragte Sharpe.

»Selbstverständlich.«

»Warum haben Sie mich dann an Jama verkauft?«

»Sie verkauft? Seien Sie nicht lächerlich. Nein!« Er schrie auf, als der Pistolengriff auf ihn zu sauste, und er stöhnte, als er ihn an der Wange traf. Er tastete sein Gesicht ab und zuckte beim Anblick des Bluts auf seinen Fingern zusammen. »Sharpe ...«, begann er.

»Halten Sie den Mund, Sir«, sagte Sharpe. Er setzte sich auf die Tischkante und schüttete etwas Pulver in den

Pistolenlauf. »Ich habe mit Jama gesprochen. Er hat versucht, mich von zwei *jettis* töten zu lassen. Sie wissen, was *jettis* sind, Sir? Religiöse Schläger, Sir. Sie müssen zum falschen Gott gebetet haben, denn ich habe dem einen die Kehle durchgeschnitten und den anderen Scheißkerl fast erblinden lassen.« Er legte eine Pause ein, um aus dem Beutel eine Kugel zu nehmen. »Und ich hatte einen Plausch mit Jama, nachdem ich diese Muskelprotze erledigt hatte. Jama hat mir viel Interessantes erzählt. Zum Beispiel, dass Sie und sein Bruder Handel mit ihm getrieben haben. Sie sind ein Verräter, Torrance.«

»Sharpe ...«

»Maul halten, habe ich gesagt!«, fuhr Sharpe ihn an. Er schob die Kugel in die Pistolenmündung, dann nahm er den kurzen Ladestock und schob sie durch den Lauf. »Fakt ist, Torrance«, fuhr er in ruhigerem Tonfall fort, »ich kenne die Wahrheit. Die gesamte. Über Sie und Hakeswill, über Sie und Jama und über Sie und Naig.« Er lächelte Torrance an, dann hakte er den Ladestock in seine Halterung. »Ich habe gedacht, dass Offiziere über dieser Art Verbrechen stehen. Ich wusste, dass die Mannschaften sich auf krumme Sachen einlassen, denn auch ich habe mich mal zu Gaunereien hinreißen lassen, aber man hat keine Wahl, wenn man das tut, denn man besitzt nichts und hat nichts zu verlieren. Aber Sie, Sir, Sie hatten alles, was Sie sich wünschten. Reiche Eltern, anständige Ausbildung.«

»Sie verstehen das nicht, Sharpe.«

»O doch, Sir. Sehen Sie mich an. Meine Ma war eine Hure, und nach allem, was ich gehört habe, keine sehr gute. Und sie starb, ohne mir etwas zu hinterlassen. Keinen Penny! Und wissen Sie, was das Komische ist? Wenn ich zu General Wellesley gehe und ihm sage, dass Sie Musketen an den Feind verkauft haben, wem wird er glauben? Ihnen, mit Ihrer richtigen Bildung, oder mir, mit einer Schlampe als Mutter?« Sharpe sah Torrance an, als erwarte er eine Antwort, aber es kam keine. »Er wird Ihnen glauben, nicht wahr? Mir hat er

nie geglaubt, weil ich kein richtiger Gentleman bin, der sein Latein kennt. Und wissen Sie, was das bedeutet, Sir?«

»Sharpe?«

»Es bedeutet, dass es keine Gerechtigkeit geben wird. Aber andererseits sind Sie ein Gentleman, also kennen Sie Ihre Pflicht, nicht wahr?« Sharpe stieg vom Tisch und hielt Torrance die Pistole hin. »Halten Sie sie an Ihr Ohr«, riet er Torrance, »oder stecken Sie sie in den Mund. Dabei gibt es zwar mehr Sauerei, aber es ist sicherer.«

»Sharpe!«, stieß Torrance hervor, fand aber keine anderen Worte. Die Pistole wog schwer in seiner Hand.

»Es wird nicht wehtun«, sagte Sharpe beruhigend. »Sie werden im Nu tot sein.« Er begann die Münzen vom Tisch in Torrances Patronentasche zu streichen, als er am Klicken hörte, dass die Pistole gespannt wurde. Er drehte den Kopf und sah, dass die Mündung auf ihn gerichtet war. Enttäuscht schüttelte er den Kopf. »Und ich dachte, Sie wären ein Gentleman, Sir.«

»Ich bin kein Narr, Sharpe«, zischte Torrance. Er stand auf und trat einen Schritt näher an Sharpe heran. »Und ich bin zehnmal so viel wert wie Sie. Aus den Mannschaften aufgestiegen! Wissen Sie, zu was Sie dies macht? Es macht Sie zu einem Tier, einem glücklichen Vieh, jedoch nicht zu einem wahren Offizier. Sie sind nirgendwo willkommen, Sharpe. Sie werden geduldet, denn Offiziere haben Manieren, aber sie heißen Sie nicht willkommen, weil Sie kein richtiger Offizier sind. Dazu sind Sie nicht geboren, Sharpe.« Torrance lachte über Sharpes entsetzte Miene. »Himmel, ich verabscheue Sie!«, sagte er verächtlich. »Sie sind wie ein herausgeputzter Affe, doch Sie können Kleidung nicht mal ordentlich tragen! Ich könnte Ihnen goldene Tressen geben, und Sie sähen aus wie ein Bauer, weil Sie das nämlich sind, Sharpe. Offiziere sollten Stil haben! Sie sollten Intelligenz haben! Sie, Sharpe, sind zum Kotzen. Wissen Sie, was Sie sind, Sharpe? Sie sind eine Schande, Sie sind ...« Er suchte nach der richtigen Beleidigung und schüttelte

frustriert den Kopf, weil ihm nichts einfiel. »Sie sind ein Lump, Sharpe! Das sind Sie, ein nichtswürdiger Lump! Das Beste ist, Sie zu erledigen.« Torrance grinste böse. »Fahren Sie zur Hölle, Mister Sharpe.«

Er drückte ab.

Der Feuerstein knallte auf den Stahl, und der Funke fiel in die leere Pfanne.

Sharpe nahm Torrance schweigend die Pistole ab. »Ich habe sie geladen, Sir, aber nicht zündfertig gemacht. Ich mag ein Lump sein, aber ich bin kein Blödmann.« Sharpe stieß Torrance in den Sessel zurück, und der Captain konnte nun zusehen, wie Sharpe Pulver in die Pfanne füllte. Er zuckte zusammen, als Sharpe dann mit der schussfertigen Pistole auf ihn zuschritt.

»Nein, Sharpe, nein!«

Sharpe blieb hinter Torrance stehen. »Sie haben versucht, mich killen zu lassen, und das gefällt mir nicht.« Er drückte dem Captain die Pistole an die Schläfe.

»Sharpe!«, flehte Torrance. Er zitterte und war nicht fähig, sich zu wehren. Und dann wurde der Musselinvorhang an der Küchentür zurückgezogen und Clare Wall kam in den Raum. Sie blieb stehen und starrte Sharpe mit weit aufgerissenen Augen an.

»Brick!«, bettelte Torrance. »Hol Hilfe! Schnell!«

Clare regte sich nicht.

»Hol Hilfe, mein Liebling!«, sagte Torrance. »Sie wird eine Zeugin gegen Sie sein, Sharpe.« Er drehte sich um und sah Sharpe beschwörend an. »Am besten legen Sie die Waffe jetzt hin. Ich werde über diesen Vorfall schweigen! Es war alles ein Missverständnis und wir sollten vergessen, dass es jemals geschehen ist. Vielleicht sollten wir zusammen eine Flasche Arrak trinken? Clare, mein Liebling, kannst du eine Flasche holen?«

Clare trat auf Sharpe zu und streckte die Hand aus.

»Hol Hilfe, mein Liebling«, sagte Torrance. »Er wird dir die Pistole nicht geben.«

»Doch, das tut er«, sagte Sharpe und gab Clare die Pistole.

Torrance seufzte erleichtert auf, und dann drehte Clare die Waffe um und richtete sie auf Torrances Kopf. Der Captain starrte sie entgeistert an.

»Augen geradeaus, Captain«, sagte Sharpe und drehte Torrances Kopf so, dass die Kugel von der Seite eindringen würde, als hätte der Captain Selbstmord begangen.

»Sind Sie sicher?«, fragte er Clare.

»Gott helfe mir«, sagte sie. »Wie oft habe ich davon geträumt, dies zu tun.« Sie streckte den Arm aus, sodass die Pistolenmündung Torrances Schläfe berührte.

»Nein!«, kreischte er. »Nein, bitte nicht! Nein!«

Clare konnte nicht abdrücken. Sharpe sah, dass sie es wollte, doch ihr Finger am Abzug gehorchte ihr nicht, und so nahm Sharpe ihr die Waffe ab, drückte sie sanft zur Seite und schob den Lauf der Pistole in Torrances eingeöltes Haar.

»Nein, bitte nicht!«, flehte der Captain.

Sharpe krümmte den Finger am Abzug und trat zur Seite, als Blut aus dem zerschmetterten Schädel schoss. Der Schuss knallte unglaublich laut in dem kleinen Raum, in dem jetzt Rauch wallte.

Sharpe kniete sich nieder und drückte dem Toten die Pistole in die Hand. Dann nahm er den Beutel mit dem Geld und gab ihn Clare.

»Wir gehen«, sagte er. »Jetzt sofort.«

Sie verstand die Hast, und ohne ihren Besitz zu holen, folgte sie ihm in den vorderen Raum, wo Sajit zusammengesunken über dem Tisch lag. Sein Blut hatte die Lieferscheine getränkt. Clare erschrak, als sie das Blut sah.

»Ich wollte ihn eigentlich nicht töten«, sagte Sharpe. »Dann wurde mir klar, dass er ein Zeuge sein würde, wenn ich ihn am Leben ließ.« Er sah die Furcht in Clares Gesicht. »Ich vertraue dir, meine Liebe. Du und ich, wir sind aus demselben Holz geschnitzt. Komm, lass uns höllisch schnell von hier verschwinden.«

Sharpe hatte bereits die drei Juwelen von Sajit an sich genommen. Jetzt fügte er sie zu dem Geld in dem Beutel hinzu. Dann ging er zur Veranda, wo Ahmed Wache stand. Niemand schien von dem Schuss alarmiert worden zu sein, dennoch war es klug, nicht länger zu verweilen. »Ich habe etwas Geld für dich, Ahmed«, sagte Sharpe.

»Geld!«

»Du kennst das Wort, du kleiner Scheißer, wie?« Sharpe grinste, dann nahm er Clare an der Hand und führte sie in die Schatten. Ein Hund bellte kurz, ein Pferd wieherte an den Kavallerielinien, danach herrschte Stille.

KAPITEL 7

Dodd musste mit der Büchse üben. Am Tag, als die Briten den Steilabbruch erreichten, ließ er sich zwischen einigen Felsen nieder und schätzte die Distanz zu dem Trupp Sepoys, der die letzten paar Yards der Straße einebnete. Im Gegensatz zu einer Muskete hatte die Büchse eine richtige Visiereinrichtung, und er stellte die Distanz auf zweihundert Yards ein, legte den Lauf in einer Felsspalte auf und zielte auf einen blau berockten Ingenieur, der ein wenig unterhalb der schwitzenden Sepoys stand. Eine Windböe fegte über die Felsen und trieb einige kreisende Bussarde hoch in die Luft. Dodd wartete, bis der Wind nachließ, und drückte dann ab.

Der Gewehrkolben rammte mit überraschender Wucht gegen seine Schulter. Der Rauch verhüllte sofort seine Sicht, doch ein weiterer Windstoß trieb ihn fort und er sah, wie der Pionier fiel. Er dachte, er hätte den Mann getroffen, aber dann sah er, dass der Ingenieur seinen Strohhut aufhob, der ihm vom Kopf gefallen sein musste, als er sich bei dem Knall hingeworfen hatte. Die Kugel musste ihn knapp verfehlt haben. Der Ingenieur schlug an seinem Oberschenkel Staub vom Hut und spähte zu dem verwehenden Pulverrauch hoch.

Dodd duckte sich hinter den Felsen und lud die Büchse wieder. Das war harte Arbeit. Im Gegensatz zur Muskete hatte die Büchse spiralförmige Züge im Lauf, die der Kugel einen Drall gaben. Der Drall machte die Waffe außergewöhnlich treffsicher, doch die Züge behinderten das Eindringen des Ladestocks in den Lauf, gleichzeitig bestand die Gefahr, dass die Züge dabei beschädigt wurden. Dodd wickelte die Kugel in eines der dünnen Lederläppchen und grunzte, als er den Ladestock hart hineinstieß.

Einer der Marathen-Kavalleristen, die Dodd bei seinen täglichen Ausritten begleiteten, stieß einen Warnruf aus.

Dodd spähte über den Felsen und sah, dass eine Kompanie Sepoy-Infanteristen den Hang heraufkletterte. Der Erste war bereits auf dem Plateau und kam in seine Richtung. Er beendete den Ladevorgang und spannte den Hahn, legte den Lauf wieder auf und sagte sich, dass er beim letzten Schuss die Wirkung des Windes falsch berechnet hatte. Er zielte auf den Sepoy-Offizier, richtete den Lauf ein wenig windwärts aus und feuerte.

Der Gewehrkolben rammte gegen seine Schulter. Rauch wallte auf, als Dodd zu seinem Pferd rannte und sich in den Sattel schwang. Er hängte die Büchse über seine Schulter, zog das Pferd herum und sah, dass der rotberockte Offizier am Boden lag und zwei seiner Männer neben ihm knieten. Er grinste. Auf zweihundert Schritt Distanz getroffen!

Eine wilde Musketensalve folgte den Marathen-Reitern, als sie westwärts gen Gawilgarh galoppierten. Die Kugeln prasselten gegen Felsen oder zischten über die Kavalleristen hinweg, doch keiner wurde getroffen. Nach einer halben Meile hielt Dodd an, saß ab und lud die Büchse erneut. Ein Trupp Sowars erkletterte die letzten paar Yards der Straße. Die Männer führten ihre Pferde um die letzte steile Biegung. Dodd fand eine andere Stelle, wo er die Büchse auflegen konnte, dann wartete er, dass sich die Kavallerie unter ihm näherte.

Er stellte das Visier auf hundert Yards ein. Er wusste, dass dies immer noch eine große Distanz war, aber wenn er auf zweihundert Yards treffen konnte, dann konnte er erst recht auf hundert oder fünfzig Yards töten.

»Sahib!« Der Chef seiner Eskorte war wegen der zahlreichen Sepoy-Kavallerie besorgt, die jetzt aufgesessen war und auf sie zu trabte.

»In einer Minute!«, rief Dodd zurück. Er wählte sein Ziel aus, einen anderen Offizier, und wartete, bis der Mann auf Kimme und Korn war. Der Wind war sprunghaft. Böen bliesen Staub in Dodds rechtes Auge. Er musste blinzeln. Schweiß rann über sein Gesicht. Die nahenden Kavalleristen hatten

die Säbel gezogen, und die Klingen glitzerten in der Sonne. Ein Mann hielt einen staubigen Wimpel auf kurzem Stab. Sie kamen im Zickzackkurs zwischen den Felsen und niedrigen Büschen hervor. Ihre Pferde hielten den Kopf gesenkt und waren müde, nachdem sie den steilen Hügel erstiegen hatten.

Der Offizier zügelte sein Pferd, damit seine Männer aufholen konnten. Der Wind flaute ab. Dodd betätigte den Abzug, und der Kolben rammte gegen seine Schulter.

»Sahib!«

»Wir reiten«, sagte Dodd, schob seinen linken Fuß in den Steigbügel und schwang sich in den Sattel. Bei einem Blick zurück sah er ein reiterloses Pferd und einen Reitertrupp, der seine Pferde antrieb, um Rache zu nehmen. Dodd lachte, warf die Büchse über die Schulter und trieb sein Pferd in kurzen Galopp. Hinter sich hörte er einen Ruf, als die Sepoy-Kavalleristen die Verfolgung aufnahmen, aber er und seine Eskorte hatten frische Pferde und entkamen ihnen leicht.

Dodd zügelte sein Pferd an der felsigen Landenge, die zu Gawilgarhs äußerem Fort führte. Oben auf den Mauern drängten sich Männer, die das Nahen des Feindes beobachteten, und ihr Anblick brachte Dodd auf eine Idee. Er warf dem Leiter der Eskorte seine Büchse zu. »Halte sie für mich!«, befahl er. Dann zog er sein Pferd herum, um sich den Verfolgern entgegenzustellen. Er winkte seiner Eskorte, weiter zur Festung zu reiten, und zog seinen Säbel. Es war eine schöne Waffe, in Europa hergestellt, dann nach Indien geschickt, wo Kunsthandwerker dem Säbel einen goldenen Griff mit einem Elefantenkopf verpasst hatten.

Der Chef der Eskorte, der den Befehl hatte, Dodds Leben zu schützen, wollte etwas sagen, doch Dodd drängte ihn, weiterzureiten. »Ich komme in fünf Minuten nach«, versprach er.

Dodd blickte noch einmal hinter sich, um sich zu vergewissern, dass die Wehrgänge des äußeren Forts voller Männer waren, dann schaute er wieder der nahenden

Kavallerie entgegen. Sie verlangsamte ihr Tempo, als sie die felsige Landenge erreichte. Sie hätte noch weiter galoppieren können, dann hätte Dodd sein Pferd herumgezogen und wäre geflüchtet, doch stattdessen zügelten die Kavalleristen ihre schwitzenden Pferde und beobachteten ihn aus etwa hundert Yards Entfernung. Sie wussten, was er wollte, doch Dodd salutierte mit seinem Säbel, um sicherzustellen, dass sie seine Herausforderung verstanden. Ein Havildar trieb sein Pferd weiter, doch dann rief eine englische Stimme den eingeborenen Sergeant zurück, und er machte widerwillig kehrt.

Der englische Offizier zog seinen Säbel. Er hatte seinen Hut im Galopp verloren, und sein blondes Haar war mit Staub und Schweiß bedeckt. Er trug einen scharlachroten Uniformrock und saß auf einem großen kastanienbraunen Wallach, auf dessen Fell der Schweiß glänzte. Er salutierte vor Dodd, indem er seinen Säbel mit dem Griff vor das Gesicht hob, dann gab er seinem Braunen leicht die Sporen und näherte sich langsam. Der Engländer versetzte seinen Wallach in Trab und trieb ihn dann mit den Hacken zum Galopp. Dodd sah, wie die Hufe des Wallachs Staub aufwirbelten. Er ließ sein Pferd im Schritt gehen und trieb es erst in letzter Sekunde an, nachdem er sich in den Steigbügeln aufgerichtet hatte, um mit dem Säbel zum Schlag auszuholen.

Der Säbel des Angreifers verfehlte Dodds Kopf um zwei Zoll und Dodd hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, zu parieren. Jetzt vollendete Dodd seine Drehung und folgte dem Offizier, der sein Pferd herumriss. Der Engländer hatte erst halb gewendet, als Dodd angriff. Der Offizier parierte linkisch mit dem Säbel und schaffte es so gerade, den Stoß abzulenken. Dodd hackte zurück, als er vorbeiritt, spürte, dass er getroffen hatte, und zog sein Pferd wieder herum. Der Engländer machte ebenfalls kehrt, sodass sich die beiden Pferde, Nüstern an Schweif, umeinander zu drehen schienen, während die Säbel aufeinander trafen. Dodd war

größer als sein Gegner, aber der junge Engländer, ein Lieutenant und kaum älter als 18, war stark, und Dodds Säbelhieb hatte bisher kaum seinen Uniformrock getroffen. Er biss auf die Zähne, als er mit dem Säbel nach Dodd hackte, und Dodd parierte und wehrte einen zweiten Hieb ab. Die beiden Klingen blockierten sich, Griff gegen Griff, und Dodd versuchte, den jungen Mann aus dem Gleichgewicht zu bringen.

»Sie sind Dodd, nicht wahr?«, sagte der Lieutenant.

»Du hast es erraten, Junge.«

»Verräter.« Der junge Engländer spuckte aus.

Dodd zog seinen Säbel zurück und trat nach dem Pferd des Lieutenants, sodass es sich vorwärts bewegte. Dabei versuchte er mit dem wieder freien Säbel zu schlagen, doch der Lieutenant zog seinen Braunen mit einem Ruck herum. Die beiden Männer waren einander zu nahe, um richtig kämpfen zu können, so nahe, dass sie den Atem des anderen wahrnahmen.

Dodd war der Erste, der das Risiko einging, seine Sporen einzusetzen. Das tat er so heftig, dass sein Pferd erschrak und einen Satz nach vorn machte. Deshalb traf ihn der Schlag mit dem Säbel nicht richtig, denn der Lieutenant war zu langsam.

Dodd ritt zwanzig Schritte zurück auf die beobachtenden Sowars zu und machte dann kehrt. Der Lieutenant gewann Zuversicht und grinste, als Dodd ihn angriff. Er senkte den Säbel, nutzte die Klinge wie eine Speerspitze und trieb seinen müden Wallach zum Trab. Dodd hielt seinen Säbel ebenfalls zum Stoß bereit. Die beiden Pferde näherten sich in vollem Galopp, und dann, in letzter Sekunde, zog Dodd am Zügel, und sein Pferd bog nach rechts, zur ungeschützten Seite des Lieutenants. Dodd zog den Säbel hinter den Rücken, holte mit einer flüssigen Bewegung aus und schnitt die Kehle des Lieutenants durch. Dessen Säbel war noch zum Parieren gehoben, als schon das Blut aus der Wunde schoss.

Der Lieutenant schwankte im Sattel, und sein Pferd blieb stehen. Der Arm des jungen Mannes mit dem Säbel sank herab, und Dodd machte kehrt. Er gelangte neben seinen Gegner, dessen Uniformrock jetzt blutgetränkt war, und rammte den Säbel in den Nacken des Lieutenants.

Dann riss er ihn heraus und schob ihn in die Scheide zurück. Er neigte sich hinüber und nahm dem sterbenden Mann den Säbel aus der Hand, bevor er ihm einen Stoß gab, sodass er vom Pferd fiel. Einer seiner Füße steckte noch im Steigbügel, doch als Dodd die Zügel des Wallachs packte und ihn mit zur Festung zog, rutschte der Fuß aus dem Steigbügel, und der junge Mann fiel in sein Blut auf der staubigen Straße.

Die Inder auf der Brustwehr brachen in Hurrageschrei aus. Die Sowars spornten ihre Pferde an, und Dodd galoppierte vor ihnen davon in Richtung Festung. Die Madrassi-Kavalleristen ritten zu der Stelle, an der die Leiche ihres Offiziers lag, und saßen ab. Dodd ritt weiter und schwenkte den erbeuteten Säbel über dem Kopf.

Ein Geschütz feuerte in der Festung, und die Kugel flog über die felsige Landenge und krachte zwischen die Kavalleristen, die sich um ihren Offizier versammelt hatten.

Ein zweites Geschütz donnerte. Plötzlich ergriff die britische Kavallerie die Flucht, und die Hochrufe auf der Mauer verdoppelten sich. Manu Bappu stand neben dem Torhaus auf dem Wehrgang. Zuerst tadelte er Dodd und schalt ihn einen Narren, weil er solch ein Risiko eingegangen war, dann rieb er sich die Hände und bedankte sich für Dodds Sieg, und schließlich hob er die Arme, wie um einen Helden zu begrüßen. Dodd lachte und verneigte sich. Er sah zu seiner Überraschung, dass sein weißer Uniformrock mit dem Blut des Lieutenants befleckt war. »Wer hätte gedacht, dass der junge Mann so viel Blut hat?«, fragte er den Anführer seiner Eskorte am Tor der Festung.

»Sahib?«, antwortete der Mann verwirrt.

»Vergiss es.« Dodd nahm seine Büchse zurück und trieb sein Pferd mit den Sporen auf Gawilgarhs Delhi-Tor zu. Die Männer vom Wehrgang hatten sich am Eingang aufgereiht, um ihn zu begrüßen.

Er hielt nicht an, um mit Manu Bappu zu sprechen, sondern ritt stattdessen durch das äußere Fort und durch dessen Südtor wieder hinaus. Dann führte er das erbeutete Pferd den steilen Pfad in die Schlucht hinab. Am Fuß des Pfads wandte er sich scharf nach links, bevor er den Weg zum massiven Tor des inneren Forts hinaufstieg. Die vier schweren Tore, die sonst den Eingang blockierten, waren alle für ihn geöffnet, und der Hufschlag der beiden Pferde hallte von den hohen Mauern wider, als er über den gewundenen Pfad hinaufritt. Ein Tor nach dem anderen wurde hinter ihm geschlossen, und die dicken Balken, die als Riegel dienten, wurden in die Halterungen gelegt.

Jenseits des letzten Tors wartete sein Stallbursche. Dodd schwang sich von seinem Pferd und gab dem Mann die Zügel mit dem Befehl, auch das erbeutete Pferd zu tränken, bevor er es striegelte. Er überreichte den Säbel seinem Diener und befahl ihm, die Klinge vom Blut zu säubern. Erst dann wandte er sich Beny Singh zu, der aus dem Palastgarten gewatschelt kam. Der Killadar trug ein grünes Seidengewand und wurde von zwei Dienern begleitet. Einer davon hielt einen Sonnenschirm über Beny Singhs parfümierten Kopf, und der andere hielt das weiße Schoßhündchen des Killadars auf den Armen.

»Die Hochrufe«, fragte Beny Singh besorgt, »was hatten die zu bedeuten? Warum feuerten die Geschütze?« Er starrte entsetzt auf das Blut auf Dodds Uniformrock. »Sie sind verwundet, Colonel?«

»Es gab einen Kampf«, sagte Dodd und wartete, während einer der Diener das für den Killadar übersetzte. Dodd radebrechte Marathi, doch es war leichter, die Hilfe der Übersetzer in Anspruch zu nehmen.

»Die *djinns* sind hier!«, jammerte Beny Singh. Das Schoßhündchen wimmerte, und die beiden Diener blickten nervös drein.

»Ich habe einen *djinn* getötet«, blaffte Dodd. Er packte Beny Singhs Hand und führte sie an seinen feuchten Uniformrock. »Es ist nicht mein Blut. Aber es ist frisch.« Er rieb Beny Singhs Wurstfinger über den Blutfleck und hielt sie dann an seinen Mund. Er blickte Beny Singh in die Augen und leckte ihm das Blut von der Hand. »Ich bin ein *djinn*, Killadar«, sagte Dodd und ließ die Hand los, »und ich trinke das Blut meiner Feinde.«

Beny Singh wich zurück. Er erschauerte und wischte sich die Hand an seinem Seidengewand ab. »Wann werden sie angreifen?«

»In einer Woche«, schätzte Dodd. »Und dann werden sie besiegt.«

»Aber wenn sie hier eindringen?«, fragte Beny Singh nervös.

»Dann werden sie Sie töten«, sagte Dodd. »Und danach werden sie Ihre Frauen, Konkubinen und Töchter vergewaltigen. Sie werden zum Vergnügen Schlange stehen, Killadar. Sie sind brunftig wie Schweine ...« Dodd grunzte wie ein Schwein und ruckte mit dem Becken vorwärts.

Beny Singh zuckte zurück. »Das werden sie nicht tun!«, sagte er entsetzt.

»Weil sie nicht in die Festung reinkommen werden«, sagte Dodd, »denn einige von uns sind Männer, und wir werden kämpfen.«

Beny Singh verstand nicht, was Dodd mit seinen Worten meinte. »Ich habe Gift! Wenn es so aussieht, dass sie gewinnen werden, Colonel, werden Sie es mir dann mitteilen lassen?«

Dodd lächelte. »Das verspreche ich, Sahib«, sagte er mit gespielter Demut.

»Besser, wenn meine Frauen am Gift sterben«, sagte Beny Singh.

»So sollten auch Sie sterben«, meinte Dodd. »Es sei denn, Sie wollen gezwungen sein, zuzuschauen, wie sich die weißen *djinns* mit Ihren sterbenden Frauen amüsieren.«

»Das werden sie nicht!«

»Weshalb wollen sie denn sonst Gawilgarh erobern?«, fragte Dodd. »Sie haben von der Schönheit Ihrer Frauen gehört. Jede Nacht sprechen sie davon an ihren Feuern, und jeden Tag träumen sie von ihren Schenkeln und Brüsten. Sie können es nicht erwarten, Killadar. Die Gedanken an das heiße Vergnügen mit Ihren Frauen treiben die Rotröcke zu uns.«

Beny Singh erschrak vor den abscheulichen Worten, und Dodd lächelte. Er hatte inzwischen erkannt, dass nur ein Mann hier kommandieren konnte. Der Killadar Beny Singh war der Kommandant der Festung, und obwohl er verabscheuungswürdig feige war, war er ein Freund des Radschas, und diese Freundschaft sicherte ihm die Loyalität des größten Teils von Gawilgarhs ständiger Garnison. Der Rest der Verteidiger der Festung war in zwei Lager geteilt. Da waren Manu Bappus Soldaten, angeführt von den Überresten der Löwen Allahs und, loyal zum Prinzen, Dodds Kobras. Aber wenn nur einer der drei Anführer übrig blieb, dann würde dieser Mann über Gawilgarh herrschen, und wer in Gawilgarh herrschte, konnte ganz Indien regieren.

Dodd lächelte und stieg zum Wehrgang hinauf. Durch das Fernrohr beobachtete er, wie die Briten das erste Geschütz an den Rand des Plateaus schafften. Eine Woche, dachte er, vielleicht einen Tag mehr, und die Briten würden zu seinem Schlachtfest kommen.

Und seine wilden Träume von der Macht würden wahr werden.

»Der Kerl hat eine Büchse!«, sagte Major Stokes erstaunt. »Ich betone, eine Büchse! Es kann nichts anderes auf diese Distanz gewesen sein. Zweihundert Yards, und die Kugel ist nur knapp vorbeigeflogen und hat meinem Kopf Luft

zugefächelt. Eine viel zu unterschätzte Waffe, diese Büchsen, meinen Sie nicht auch?«

»Ein Spielzeug«, sagte Captain Morris. »Nichts wird Musketen ersetzen.«

»Aber die Treffsicherheit!«, sagte Stokes.

»Soldaten können keine Büchsen benutzen«, meinte Morris. »Das wäre, als gäbe man Schweinen Messer und Gabel.« Er drehte sich auf dem Feldstuhl und wies zu seinen Männern, der Leichten Kompanie des 33. Regiments. »Sehen Sie sich die an. Die wissen nicht einmal, welches Ende einer Muskete das Entscheidende ist. Taugenichtse. Man könnte die Bastarde ebenso mit Piken bewaffnen.«

»Wenn Sie das meinen«, sagte Stokes missbilligend. Seine Straße hatte das Plateau erreicht, und jetzt musste er damit beginnen, die Batterien anzulegen, mit denen die Breschen geschlagen werden sollten. Die Leichte Kompanie des 33., von der Stokes von Mysore nach Norden eskortiert worden war, hatte den Befehl, die Pioniere bei ihrer Arbeit zu schützen. Captain Morris war unglücklich über diesen Befehl gewesen, denn er wäre viel lieber zurück nach Süden kommandiert worden, statt vor der felsigen Landzunge zu lagern, wo in den nächsten Tagen schwer was los sein würde.

Es bestand die Möglichkeit, dass Gawilgarhs Garnison einen Ausfall machte, um die Batterien zu zerstören, und selbst wenn das nicht geschah, würden die Marathen-Kanoniere auf den Mauern des äußeren Forts mit Sicherheit versuchen, die Arbeiten mit Kanonenfeuer zu behindern.

Sergeant Hakeswill näherte sich Stokes' Zelt. Er wirkte unruhig, und sein Gruß war nur flüchtig. »Haben Sie die Neuigkeiten gehört, Sir?«, fragte er Morris.

Morris blickte zu dem Sergeant auf. »Neuigkeiten? Welche Neuigkeiten? Hat der Feind vielleicht kapituliert?«

»Nichts so Gutes, Sir.«

»Sie sehen blass aus, Mann!«, sagte Stokes. »Geht es Ihnen nicht gut?«

»Herzkrank, Sir, das bin ich leider, Sir, der Kreislauf.« Sergeant Hakeswill schniefte und wischte sogar eine nicht existierende Träne von der zuckenden Wange. »Captain Torrance ist tot, Sir.« Der Sergeant nahm seinen Hut ab und hielt ihn gegen die Brust. »Tot, Sir.«

»Tot?«, wiederholte Stokes mit mäßigem Interesse. Er hatte Torrance nicht kennengelernt.

»Man sagt, er habe sich das Leben genommen, Sir. Er tötete seinen Schreiber mit einem Messer, und dann richtete er seine Pistole auf sich selbst.« Der Sergeant demonstrierte es, indem er einen Finger an den Kopf hielt und das Abdrücken mimte. Er schniefte wieder. »Und er war der beste Offizier, den ich je gekannt habe, und das waren viele. Ein Offizier und Gentleman wie Sie selbst, Sir«, fügte er für Morris hinzu.

Morris, den Torrances Tod so kalt ließ wie Stokes, grinste. »Hat seinen Schreiber gekillt, wie? Das hat den Scheißer gelehrt, die Bücher ordentlich zu führen.«

»Man sagt, Sir«, Hakeswill senkte seine Stimme, »dass es unnatürlich gewesen sein muss.«

»Unnatürlich?«, fragte Stokes.

»Das mit seinem Schreiber, verzeihen Sie mir, dass ich solch etwas Schmutziges sage. Er und der Schreiber, Sir, die hatten was, Sir. Denn er war nackt, der Captain, und der Schreiber war ein gut aussehender Junge, obwohl er ein indischer Mohr war. Er wusch sich oft, und der Captain mochte das.«

»Wollen Sie behaupten, dass es eine Meinungsverschiedenheit zwischen schwulen Geliebten war?«, fragte Morris und lachte.

»Nein, Sir«, sagte Hakeswill und starrte über das Plateau hinweg in den gewaltigen Himmel über der Dekkan-Ebene. »So war es nicht. Der Captain war nicht schwul, das kann man nicht sagen. Es war auch keine Meinungsverschiedenheit zwischen Geliebten, Sir, obwohl der Captain pudelnackt war. Der Captain liebte es, nackt zu

sein. Das hielte ihn kühl, sagte er, und es hielte seine Kleidung sauber. Dabei war nichts Unnatürliches. Nicht der Captain. Er mochte die *bibbis*. Er war ein Christ. Ein christlicher Gentleman, und er hat keinen Selbstmord begangen. Ich weiß, wer ihn getötet hat, ich weiß es.«

Morris blickte zu Stokes und zuckte mit den Schultern, wie um anzuzeigen, dass Hakeswill unverständliches Zeug schwafelte.

»Aber der springende Punkt ist, Sir ...«, Hakeswill wandte sich Morris zu und stand still, »... dass ich nicht mehr bei den Ochsen bin, Sir. Ich habe Befehle erhalten, Sir, dorthin zurückzukehren, wo ich hingehöre, da jetzt ein anderer Offizier Captain Torrances Pflichten übernimmt, der mich nicht mehr braucht, weil er einen eigenen Sergeant hat.« Er setzte seinen Hut wieder auf und salutierte vor Morris. »Zu Befehl, Sir, mit Private Kendrick und Lowry, Sir. Andere haben unsere Pflichten bei den Ochsen übernommen, und wir sind wieder bei Ihnen, wie wir es immer gewünscht haben, Sir!«

»Willkommen zurück, Sergeant«, sagte Morris lakonisch. »Ich bin sicher, die Kompanie wird hocherfreut über Ihre Rückkehr sein.«

»Ich weiß, dass sie das sein wird, Sir«, sagte Hakeswill. »Ich bin wie ein Vater zu ihnen«, fügte Hakeswill für Stokes hinzu.

Stokes runzelte die Stirn. »Wer hat Ihrer Meinung nach Captain Torrance umgebracht, Sergeant?«, fragte er, und als Hakeswill nur mit seinem zuckenden Gesicht dastand und schwieg, fügte er hinzu: »Wenn Sie es wissen, müssen Sie es sagen, Mann! Dies ist ein Verbrechen. Sie haben die Pflicht, zu sprechen!«

Hakeswills Gesicht verzerrte sich. »Er war es, Sir! Es war Sharpie, Sir!«

Stokes lachte. »Seien Sie nicht lächerlich, Mann. Der arme Sharpe ist ein Gefangener! Er ist in der Festung eingesperrt, daran habe ich keinen Zweifel.«

»Das ist, was wir gehört haben, Sir«, sagte Hakeswill, »aber ich weiß es besser.«

»Ein leichter Sonnenstich«, sagte Morris zu Stokes, als erkläre das Hakeswills Verhalten, dann entließ er den Sergeant mit einer Handbewegung. »Bringen Sie Ihre Ausrüstung zur Kompanie, Sergeant. Und ich bin froh, dass Sie zurück sind.«

»Ich bin bewegt von Ihren Worten, Sir«, sagte Hakeswill inbrünstig, »und ich bin froh, wieder daheim zu sein, Sir, zurück bei meinen Leuten, wo ich hingehöre.« Er grüßte wieder, machte eine zackige Kehrtwendung und marschierte davon.

»Das Salz der Erde, dieser Soldat«, bemerkte Morris.

Major Stokes war nach seiner kurzen Bekanntschaft mit Hakeswill nicht so sicher, dass Morris mit seiner Einschätzung recht hatte, aber er sagte nichts. Stattdessen ging er ein paar Schritte nordwärts, um die Pioniere zu beobachten, die das dünne Erdreich des Plateaus aufkratzten, um die Schanzkörbe zu füllen, die aus grünem Bambus geflochten waren. Die Schanzkörbe, große Weidenkörbe, gefüllt mit Erde, wurden als Schirm aufgeschichtet, um das feindliche Geschützfeuer abzuhalten, während die Batterien eingerichtet wurden. Stokes hatte bereits entschieden, die Arbeit bei Nacht zu erledigen, denn die Zeit zum Anlegen der Batterien so nahe bei der Festung waren die ersten Morgenstunden, und des Nachts würde das feindliche Geschützfeuer vermutlich ungenau sein.

Der Major legte vier Batterien an. Zwei, diejenigen zum Schlagen der Breschen, würden weit vor der Landenge zwischen einer Felsengruppe, weniger als eine Viertelmeile von der Festung entfernt, errichtet werden. Die Felsen und die Schanzkörbe würden den Kanonieren Schutz vor dem Gegenfeuer der Festung bieten. Pioniere, von der Festung aus nicht zu sehen, trieben bereits eine Straße zu der geplanten Stellung der Geschütze voran. Die anderen

Batterien würden im Osten der Landenge angelegt werden, am Rand des Plateaus, und diese Geschütze würden die entstehenden Breschen mit Flankenfeuer bestreichen.

Es würde drei Breschen geben. Diese Entscheidung hatte Stokes getroffen, als er im Morgengrauen durch das Fernrohr die Mauern des äußeren Forts betrachtet hatte. Er hatte die Schießscharten für die Geschütze gezählt und zu schätzen versucht, wie viele Männer auf den Bastionen und Wehrgängen postiert waren. Diese Einzelheiten waren nicht wirklich von Belang für Stokes, denn seine Aufgabe war auf das Schlagen der Breschen in die Festungsmauer beschränkt, doch was er gesehen hatte, war für ihn eine Ermunterung gewesen.

Da waren zwei Mauern, beide gegenüber an den steilen Felswänden erbaut. Der Fuß der Mauer des inneren Forts befand sich über der Mauerkrone des äußeren Forts, und das war eine ausgezeichnete Neuigkeit, denn eine Bresche zu schlagen, hing davon ab, dass man den Fuß einer Mauer beschießen konnte. Diese Mauern, vor so langer Zeit erbaut, hatten nie dazu gedient, Artillerie zu trotzen, sondern Menschen den Zutritt zu verwehren. Stokes wusste, dass er seine Geschütze so ausrichten konnte, dass sie beide Mauern gleich zeitig treffen konnten, und wenn das alte Mauerwerk zerbrach, würde der Schutt in die Schlucht fallen und eine natürliche Rampe schaffen, die von den Angreifern erklettert werden konnte.

Das Mauerwerk schien seit seiner Erbauung kaum ausgebessert worden zu sein. Stokes schloss es daraus, dass die dunklen Steine dick mit Unkraut und Flechten überwuchert waren. Die Mauern sahen gewaltig aus, waren beeindruckend hoch und versehen mit massiven Bastionen, die den Verteidigern Flankenfeuer erlaubten, doch Stokes vermutete, dass die beiden Mauern im Kern aus aufgefülltem Geröll bestanden. Wenn erst das Mauerwerk gesprengt war, würde das Geröll hervorbrechen. Ein paar Schüsse würden ausreichen, um die Innenseiten zu brechen. Die Arbeit eines

Tages, nahm er an. Zwei Tage harten Beschusses, und die Mauern würden zusammenbrechen.

Stokes hatte seine Erkundung nicht allein gemacht, sondern wurde von Lieutenant Colonel William Kenny von der East India Company begleitet, der den Angriff auf die Breschen leiten würde. Kenny, ein verschlossener Mann mit eingefallenen Wangen, kauerte neben Stokes.

»Nun?«, fragte er schließlich, nachdem Stokes fünf Minuten lang schweigend die Mauern betrachtet hatte.

»Zwei Tage Arbeit, Sir«, sagte Stokes. »Wenn die Marathen sich die Mühe gemacht hätten, ein Glacis anzulegen, wären es zwei Wochen Arbeit gewesen, doch sie haben offenbar so große Zuversicht, dass sie nicht einmal in Erwägung gezogen haben, den Fuß der äußeren Mauer zu schützen.«

Kenny stieß einen Grunzlaut aus. »Wenn es so leicht ist, dann geben Sie mir zwei Löcher in der inneren Mauer.«

»Nicht in der äußeren?«, fragte Stokes.

»Da wird mir eines reichen«, sagte Kenny und spähte durch sein eigenes Fernrohr. »Eine gute breite Lücke in der vorderen Mauer, Stokes, aber nicht zu nahe beim Haupttor.«

»Das werden wir vermeiden«, sagte der Major. Das Haupttor lag zur Linken, und es würde sicher massiv von den Bastionen und Türmen verteidigt werden, was bedeutete, dass es dort vor Verteidigern nur so wimmelte.

»Geradenwegs durch die Mitte«, sagte Kenny. »Geben Sie mir eine Bresche rechts von dieser Hauptbastion und zwei zu beiden Seiten davon durch die innere Mauer, und wir werden den Rest erledigen.«

Es würde leicht sein, die Mauern zu durchbrechen, doch Stokes bangte um Kennys Männer. Ihr Vorrücken war eingeengt durch das große Wasserbecken links von der Landenge, sodass Kenny zwischen dem Wasser und der steilen Felswand zur Linken eingequetscht sein würde. Diese enge Strecke, kaum breiter als fünfzehn Yards an der schmalsten Stelle, würde heftig beschossen werden, besonders von den Wehrgängen und der Bastion über dem

Haupttor. Stokes hatte bereits beschlossen, dass seine Batterien einige Schuss für dieses Tor zurückhielten, um zu versuchen, seine Artillerie auszuschalten und seine Verteidiger in Panik zu versetzen.

Jetzt, unter der Mittagssonne, ging der Major zu den Pionieren, von denen die Schanzkörbe gefüllt wurden. Er überprüfte jeden, vergewisserte sich, dass die Sepoys die Erde hart in die Weidenkörbe rammten, denn ein lose gefüllter Schanzkorb war nutzlos. Die fertigen Schanzkörbe wurden auf Ochsenkarren gestapelt, während andere Karren mit Pulver und Munition in der Nähe warteten. Alles verlief ordentlich, und der Major starrte über das Plateau hinweg, wo frisch eingetroffene Soldaten ihr Lager aufschlugen. Die nächsten Zelte, zerlumpt und behelfsmäßig, gehörten einem Trupp Marathen-Reitern, die sich mit den Briten verbündet hatten.

Stokes beobachtete die Wächter, die nahe bei den Zelten saßen, und entschied sich, seine Wertsachen wegzuschließen und von seinem Diener den Koffer im Auge behalten zu lassen. Der Rest der Marathen-Reiter war südwärts getrabt, wohl um Quellen oder Brunnen zu suchen, denn auf dem Plateau gab es kein Wasser. Dafür war es hier trocken und kühler als auf der Ebene, obwohl es auch hier verdammt heiß war. Staubteufel wirbelten hinter den Zeltreihen, wo Musketen zu ordentlichen Pyramiden aufgestellt waren. Einige Offiziere in Hemdsärmeln, vermutlich von den Bataillonen der East India Company, spielten Kricket, bestaunt von amüsierten Sepoys und Männern von der Schottischen Brigade.

»Das ist nicht Ihr Spiel, Sir, oder?« Hakeswills Stimme riss Stokes aus den Gedanken.

Der Major wandte sich um. »Was?«

»Kricket, Sir. Zu kompliziert für Nigger und Schotten, weil es ein Spiel ist, für das man Verstand braucht, Sir.«

»Spielen Sie es, Sergeant?«

»Ich? Nein, Sir. Als Soldat hinter der Front habe ich keine Zeit zu verplempern.«

»Es tut einem gut, einen Zeitvertreib zu haben«, sagte Stokes. »Ihr General spielt zum Beispiel Violine.«

»Sir Arthur spielt Violine, Sir?«, fragte Hakeswill ungläubig. »Das habe ich noch nie mitbekommen, Sir.«

»Ich versichere Ihnen, dass er das tut«, sagte Stokes. Er ärgerte sich über Hakeswills Anwesenheit. Er konnte den Mann nicht leiden, obwohl Hakeswill nur eine kurze Zeit als Sharpes Ersatz bei ihm verbracht hatte. »Also, was ist, Sergeant?«

In Hakeswills Gesicht zuckte es. »Ich bin gekommen, um von Nutzen für Sie zu sein, Sir.«

Die Antwort verwirrte Stokes. »Ich dachte, Sie haben Ihre Pflichten für Ihre Kompanie wieder aufgenommen?«

»So ist es, Sir. Aber ich dachte an den armen Sharpie, Sir, als Sie mir erzählten, dass er im Gefängnis der Heiden schmachtet, was ich nicht wusste, bevor Sie es mir sagten.«

Stokes zuckte mit den Schultern. »Vielleicht sind sie fair zu ihm. Die Marathen stehen nicht in dem Ruf, ihre Gefangenen übermäßig grausam zu behandeln.«

»Ich habe mich gefragt, ob er seinen Tornister bei Ihnen gelassen hat, Sir.«

»Warum sollte Sie das interessieren?«, fragte Stokes.

»War nur so eine Gedanke, Sir. Offiziere nehmen ihr Gepäck nicht überall mit hin, Sir, nicht, wenn sie ihre Würde behalten wollen, und wenn er seinen Tornister bei Ihnen gelassen hat, Sir, dann dachte ich, wir könnten Sie von der Verantwortung entlasten, Sir, weil Mister Sharpe so lange ein Kamerad und Kollege von uns gewesen ist.«

Stokes wurde ärgerlich, wusste jedoch nicht genau, warum. »Es ist keine schwere Verantwortung, Sergeant.«

»Das habe ich auch nicht angenommen, Sir, aber es könnte angesichts all Ihrer anderen Aufgaben und Pflichten ein Ärgernis für Sie sein. Ich würde Ihnen etwas Verantwortung abnehmen, Sir.«

Stokes schüttelte den Kopf. »Sergeant, Mister Sharpe hat zufällig seinen Tornister bei mir gelassen, und ich habe ihm versprochen, ihn sicher aufzubewahren. Ich bin kein Mann, der seine Versprechen bricht, Sergeant. Ich werde es halten.«

»Wie Sie wollen, Sir«, sagte Hakeswill sauer, »ich hielt es einfach für eine christliche Tat, Sir.« Er machte auf dem Absatz kehrt und marschierte davon.

Stokes schaute ihm nach, dann schüttelte er den Kopf und spähte wieder zum wachsenden Lager.

Heute Nacht, dachte er, werden wir die Batterien vorbereiten, und morgen werden die großen Geschütze herangeschafft. Ein weiterer Tag, um die Magazine mit Pulver und Kugeln zu füllen, und dann können wir damit beginnen, die Breschen zu schlagen. Zwei Tage Beschuss, zwei Tage mit Staub, Schutt und Rauch, und dann können die jetzigen Kricketspieler den Angriff über die Landenge führen. Arme Männer, dachte Stokes, arme Männer.

»Ich hasse nächtliche Aktionen«, beschwerte sich Captain Morris bei Hakeswill.

»Wegen Serry-apatam, Sir?« Hakeswill meinte natürlich Seringapatam. Das Bataillon hatte ein Waldstück außerhalb von Seringapatam angegriffen, und die Kompanien waren getrennt worden. Einige Kameraden hatten sich verirrt und der Feind hatte sie betraft. »Das ist natürlich eine Sauerei gewesen.«

Morris setzte seinen Hut auf. Es war dunkel, und bald würden die Ochsen die Schanzkörbe zu den Positionen ziehen, die Stokes für die Bresche schlagenden Batterien ausgewählt hatte. Es würde der beste Moment für den Feind sein, aus der Festung einen Ausfall zu machen. So mussten Morris und seine Kompanie eine Postenlinie vor den Batterien bilden. Sie mussten die Festung beobachten und einen möglichen Angriff zurückschlagen und sich dann langsam zurückziehen und die Pioniere beschützen, bis die Reservetruppe, ein Bataillon Sepoys, vom Plateau aus

vorwärts kommandiert werden konnte. Mit etwas Glück, hoffte Morris inbrünstig, wird der Feind im Bett bleiben.

»Guten Abend, Morris!«, sagte Major Stokes heiter. »Ihre Jungs sind bereit?«

»Das sind sie, Sir.«

Stokes führte Morris ein Stück von seinem Zelt fort und blickte zur Festung, die nur ein dunkler Umriss in der Nacht jenseits der tieferen Schwärze der Felsen war. »Die Sache ist die«, sagte Stokes, »bestimmt sehen sie unsere Laternen und hören unsere Karren, so ist also mit ziemlich wildem Artilleriebeschuss zu rechnen. Vielleicht feuern sie auch Raketen ab. Aber schenken Sie dem keine Beachtung. Ihre einzige Aufgabe besteht darin, auf Infanterie zu achten, die vom Tor kommt.«

»Ich weiß, Sir.«

»Setzen Sie also nicht Ihre Musketen ein! Wenn ich Musketenfeuer höre, denke ich an Infanterie. Dann schicke ich die Madrassi-Jungs, und im nächsten Augenblick wimmelt es auf dem gesamten Terrain von Rotröcken, die in der Dunkelheit nicht wissen, mit wem sie es zu tun haben. Also kein Feuern, haben Sie mich verstanden? Es sei denn, Sie sehen feindliche Infanterie. Dann informieren Sie mich durch einen Melder, kämpfen gut und warten auf Unterstützung.«

Morris stieß einen Grunzlaut aus. Das hatte man ihm bereits zweimal gesagt und er brauchte keine dritte Anweisung. Dennoch drehte er sich zu seiner Kompanie um, die angetreten und bereit war. »Keiner feuert ohne meine besondere Erlaubnis, ist das verstanden?«

»Sie haben es verstanden, Sir«, antwortete Hakeswill für die Kompanie. »Wer ohne Erlaubnis einen Musketenschuss abgibt, wird ausgepeitscht, Sir.«

Morris setzte die Kompanie in Marsch. Er folgte der alten Straße, die direkt zum Tor des äußeren Forts führte. Die Nacht war stockfinster, und nachdem sie das Lager der Pioniere hinter sich gelassen hatten, konnte Morris die

Straße überhaupt nicht mehr sehen. Die genagelten Schuhe seiner Männer klapperten laut auf den Steinen. Sie marschierten langsam, ertasteten sich praktisch den Weg und nutzten das schwache Licht der Mondsichel, die wie eine Silberklinge über Gawilgarh hing.

»Erlaubnis zu sprechen, Sir?«, fragte Hakeswill Morris mit heiserer Stimme.

»Nicht so laut, Sergeant.«

»Ich werde leise wie eine Maus sein, Sir, aber wenn wir hier sind, heißt das, dass wir an dem Angriff auf die Festung teilnehmen, Sir?«

»Gott, nein«, sagte Morris inbrünstig.

Hakeswill lachte glucksend. »Ich habe nur wegen meines Testaments gefragt.«

»Testament?«, fragte Morris. »Sie brauchen ein Testament?«

»Ich habe einiges an Vermögen«, prahlte Hakeswill und dachte: Und bald werde ich noch mehr haben, denn es ist mir gelungen, eine Bestätigung für meine Vermutung zu bekommen, dass Sharpes vermisster Tornister in Major Stokes Gewahrsam ist.

»Sie haben einiges Vermögen?«, fragte Morris sarkastisch. »Und wem, zur Hölle, werden Sie es vermachen?«

»Das wird im Testament stehen, wenn Sie mir verzeihen werden, Sir. Ich habe keine Familie, abgesehen von der Armee, Sir, die wie Muttermilch für mich ist.«

»Dann machen Sie unbedingt Ihr Testament«, sagte Morris. »Connors kann es für Sie aufsetzen.« Connors war der Kompanieschreiber. »Ich nehme aber natürlich an, dass es überflüssig sein wird.«

»Das hoffe ich auch, Sir.«

Die beiden Männer verfielen in Schweigen. Der dunkle Umriss der Festung war jetzt viel näher, und Morris war nervös. Was war überhaupt der Sinn dieser blöden Übung? Wie sollte er irgendwelche feindlichen Infanteristen in der Finsternis sehen? Erkennen konnte er nur etwas, wenn die

Dummköpfe entschieden, dass die Männer mit Fackeln marschierten. In Gawilgarh waren einige Lichter zu sehen. Über dem äußeren Fort schimmerte Licht, das von Feuern und Lampen im inneren Fort kommen musste, und etwas näher konnte Morris ein paar flackernde Lichtpunkte sehen, wo Feuer oder Fackeln in den näheren Verteidigungsanlagen brannten. Aber diese verstreuten Lichter würden ihm nicht helfen, wenn eine feindliche Einheit aus dem Tor hervorbrach.

»Weit genug!«, rief er. Er war sich nicht ganz sicher, ob sie nahe genug an die Festung herangegangen waren, doch er hatte keine Lust, noch weiter zu gehen, und so zischte er Hakeswill zu, die Männer westwärts auf der Landenge zu verteilen. »Fünf Schritte Abstand zwischen jedem Männerpaar, Sergeant.«

»Fünf Schritte, Sir.«

»Wenn jemand etwas sieht oder hört, muss er das nach hier zu mir melden.«

»Das werden sie tun, Sir.«

»Und keiner soll eine Pfeife anzünden, ist das klar? Ich will nicht, dass uns der Feind mit Kartätschen belegt, weil einige Schwachköpfe rauchen müssen.«

»Ich habe Ihre Befehle verstanden, Sir. Und welche Position soll ich einnehmen, Sir?«

»Am äußeren Ende der Linie, Sergeant.« Morris war der einzige Offizier bei der Kompanie, denn sowohl sein Lieutenant als auch sein Ensign hatten Fieber und waren in Mysore geblieben. Aber er nahm an, dass Hakeswill so gut wie jeder Lieutenant war.

»Sehr gut«, sagte Hakeswill, und dann zischte er den Männern den Befehl zu, sich zu verteilen. Sie verschwanden in der Finsternis. Für einen Moment waren die Schritte, das Schaben von Musketenkolben an Felsen und die Geräusche der Männer, als sie sich niederließen, zu hören, dann herrschte Stille. Oder fast Stille. Der Wind seufzte an den Felswänden und den Mauern der Festung und trieb eine

klagende und misstönende Musik heran. Schlimmer als Dudelsackpfeifen, dachte Morris.

Das erste Quietschen von Achsen ertönte, als die Ochsen mit den Schanzkörben eintrafen. Das Geräusch näherte sich jetzt ständig, und früher oder später musste der Feind reagieren, indem er das Feuer eröffnete. Und welche Chance habe ich dann, irgendetwas zu erkennen?, dachte Morris. Die Mündungsblitze würden ihn blenden. Das Erste, was er von einem Feind sehen würde, konnte das Reflektieren von Sternenschein auf einer tödlichen Klinge sein. Er spuckte aus. Nichts als Zeitverschwendung.

»Morris!«, zischte ein Stimme aus der Dunkelheit. »Captain Morris!«

»Hier!« Er drehte sich in die Richtung, aus der die Stimme ertönt war, von der Straße zum Plateau. »Hier!«

»Colonel Kenny«, antwortete die Stimme, immer noch in zischendem Flüsterton. »Lassen Sie sich durch mich nicht stören, wenn ich herumschleiche.«

»Natürlich nicht, Sir.« Morris gefiel nicht, dass ein ranghöherer Offizier zur Postenlinie kommen würde, aber er konnte den Mann ja kaum fortschicken. »Willkommen bei uns, Sir«, sagte er. Dann zischte er seinen Männern eine Warnung zu. »Ranghoher Offizier anwesend, erschreckt nicht. Weitersagen.«

Morris hörte Kennys Schritte zu seiner Rechten verklingen. Er nahm eine kurze gemurmelte Unterhaltung wahr, dann herrschte wieder Stille, abgesehen vom Quietschen der Achsen der Ochsenkarren. Einen Augenblick später war Laternenschein zwischen den Felsen zu sehen, hinter denen Stokes eine seiner Hauptbatterien anlegte. Morris machte sich auf die feindliche Reaktion gefasst, doch in der Festung blieb es ruhig.

Die Geräusche wurden lauter, als die Pioniere die Schanzkörbe von den Karren abluden und auf die Felsen beförderten, um die dicke Bastion zu bilden. Ein Mann fluchte, andere stöhnten und ächzten, und einer der großen

Körbe stieß gegen Gestein. Ein Mann mit einer Laterne kletterte auf einen Felsen, um zu sehen, wo die Schanzkörbe abgeladen wurden. Eine Stimme befahl ihm, herunterzukommen.

Schließlich wachte die Festung auf. Morris hörte Schritte auf dem nächsten Wehrgang und sah das kurze Aufglühen einer Lunte, die zu rot glühendem Leben geblasen wurde. »Mein Gott«, stieß er leise hervor, und einen Moment später feuerte das erste Geschütz. Die grelle Flamme stach wie eine Lanze von der Mauer und erhellte für einen Moment die gesamte felsige Landenge und das Wasserbecken, bevor sie von Rauch verhüllt wurde. Die Kanonenkugel prallte von einem Fels ab und wirbelte hoch in die Luft. Ein zweites Geschütz donnerte, und seine Mündungsflamme erhellte die Rauchwolke von innen, sodass es schien, als sei die Mauer der Festung für einen Moment mit einem hellen Kondensstreifen geschmückt. Die Kugel zerschlug einen Schanzkorb, und ein Schwall spritzte umher. Ein Mann stöhnte auf, Hunde bellten im britischen Lager und in der Festung.

Morris starrte auf das dunkle Tor. Er konnte nichts erkennen, denn die Mündungsflammen der Geschütze hatten ihn geblendet. Er glaubte, geisterhafte Schatten wahrzunehmen, die wahrscheinlich seiner Fantasie entsprungen waren. Die Geschütze feuerten jetzt stetig, zielten auf einen schmalen Streifen Laternenschein, doch dann waren weitere Lichter, hellere, auf der Westseite der Landenge zu sehen, und einige der Kanoniere richteten ihre Geschütze neu aus. Sie wussten nicht, dass Stokes die zweiten Laternen als Finte enthüllt hatte.

Dann wurden die ersten Raketen abgefeuert, und sie blendeten sogar noch mehr als das Geschützfeuer. Die feurigen Spuren stiegen aus den Bastionen auf, verbreiteten Rauch und versprühten Funken. Taumelnd rasten sie über Morris’ Kopf hinweg, und schlugen irgendwo nordwärts in Richtung Lager ein. Keine der Raketen fand ein Ziel, doch

ihre Geräusche und die Feuerschweife waren nervenaufreibend. Die ersten Geschosse krachten zwischen die Felsen und zischten über die Köpfe der sich mit den Schanzkörben abmühenden Pioniere hinweg. Der Beschuss war langsam. Die Offiziere der Verteidiger schienen darauf zu achten, dass die Geschütze sorgfältig ausgerichtet wurden, doch es waren immer noch sechs oder sieben Schuss in jeder Minute, während die Raketen stetiger abgefeuert wurden. Morris versuchte die Helligkeit der Raketenschweife zu nutzen, um das Terrain zwischen seinem Versteck und der Mauer des äußeren Forts zu überblicken, doch da war zu viel Rauch, die Schatten flimmerten, und seine Fantasie gaukelte ihm Bewegungen vor, wo gar keine waren. Er stellte sein Feuer ein, nahm an, er würde das Öffnen des Tors in der Mauer oder feindliche Schritte hören. Er hörte die Verteidiger auf der Mauer schreien, entweder riefen sie dem in der Dunkelheit verborgenen Feind Beleidigungen zu oder ermunterten einander.

Hakeswill, rechts am Ende der Linie, duckte sich zwischen die Felsen. Er hatte mit Kendrick und Lowry Deckung gesucht, doch die feindliche Kanonade hatte ihn weiter nach rechts in eine tiefe Spalte getrieben. Er wusste, dass er dort sicher war. Dennoch zuckte er bei jedem Raketenabschuss zusammen, und wenn Granaten explodierten und Kanonenkugeln gegen Felsen krachten, kauerte er sich zusammen und zog die Knie bis an die Brust. Er wusste, dass ein ranghoher Offizier zur Postenlinie gekommen war, denn die Meldung von seiner Anwesenheit war an der Linie weitergegeben worden. Kennys Besuch war für Hakeswill das Blödeste, was ein Mann mit goldenen Tressen nur tun konnte. Wenn der Colonel laut seinen Namen zischte, verhielt er sich still. Er nahm jedenfalls an, dass es der Offizier auf Besuch war, der drängend und autoritär nach ihm rief. Hakeswill ignorierte die Rufe. Er wollte keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, falls einer der heidnischen

Kanoniere eine Kanone auf ihn ausrichtete. Einen Moment später entfernten sich die Schritte des Mannes.

»Wer sind Sie?«, fragte eine leise Stimme Private Kendrick nur ein paar Schritte von Hakeswills Versteck entfernt.

»Kendrick, Sir.«

»Zu mir, Private. Ich brauche Ihre Hilfe.«

Kendrick robbte zurück in Richtung der Stimme. Blöder Bastard, dachte er, aber er musste gehorchen. »Wo sind Sie, Sir?«, fragte er.

»Hier, Mann! Beeilung jetzt, Beeilung!«

Kendrick rutschte auf einem glatten Stein ab und setzte sich unfreiwillig hin. Eine Rakete zischte über ihn hinweg und sprühte Feuer und Funken, und in dem kurzen Lichtschein sah er einen Schatten vor sich aufragen und spürte eine Klinge an seiner Kehle. »Ein Laut, und du bist tot«, zischte die Stimme.

Kendrick erstarrte. Er verhielt sich still, verursachte überhaupt keinen Laut, aber er starb trotzdem.

Eine Kanonenkugel traf ein Paar Ochsen, riss ihnen den Bauch auf, und die Tiere brachen auf der Straße zusammen. »Schafft sie aus dem Weg!«, röhrte eine Stimme, und Sepoys mühten sich mit den schwer verletzten Tieren ab, zerschnitten ihr Zaumzeug und zogen sie zwischen die Felsen. Andere Männer brachten den leeren Karren ins Lager und machten Platz für den nächsten Karren mit einer Ladung Schanzkörbe.

»Tötet sie!«, befahl der Offizier. »Mit dem Bajonett. Kein Musketenfeuer!« Die Sepoys erlösten die Tiere von ihren Qualen, stachen wieder und wieder in ihre dicken Nacken, während die blutigen Beine wild ausschlugen. Eine Granate schlug in der Nähe ein. Die Straße war glitschig von den Eingeweiden der Ochsen, über die der nächste Karren rollte, dessen Achsen quietschten.

»Alles gut, Soldat?«, fragte eine Stimme Private Lowry.

»Jawohl, Sir.«

»Ich bin Colonel Kenny«, sagte der Mann und kauerte sich neben Lowry.

»Jawohl, Sir«, erwiderte Lowry nervös.

»Sehen Sie was?«

»Nichts, Sir«, sagte Lowry, und dann stockte ihm der Atem, als er eine Klinge an seiner Kehle spürte.

»Wo ist Hakeswill?«, zischte die Stimme in sein Ohr, und plötzlich wusste Lowry, dass es nicht Colonel Kenny war, der ihn in festem Griff hielt.

»W-weiß n-nicht, Sir«, brachte Lowry hervor, und dann schrie er auf, doch der Schrei erstarb, als die Klinge seine Kehle durchschnitt.

Eine Kanonenkugel, tief gefeuert, schlug gegen den großen Felsblock, der Hakeswill Deckung bot, und dem Sergeant entfuhr ein wimmernder Laut, als er versuchte, sich noch tiefer in den Spalt zu winden. Eine Rakete landete etwa dreißig Schritte hinter ihm und begann sich wild und Funken sprühend zu drehen, bis sie schließlich an einem Fels hängen blieb und mit kleinen bläulichen Flammen ausbrannte. Eine Kanonenkugel schlug in die Schanzkörbe, doch jetzt waren sie gut gestapelt, und das fest gepackte Erdreich dämpfte den Aufprall.

Von der Batterie her ertönte ein Pfiff, und nach Sekunden zwei weitere Pfiffe. Morris, erleichtert nach den Pfiffen, rief nach den Männern zu seiner Rechten. »Zurück zur Straße! Weitergeben! Zurück zur Straße!« Gott sei Dank war die schlimmste Qual vorbei! Jetzt sollte er sich zur Batterie zurückziehen, bereit, sie in den verbleibenden Stunden der Nacht zu schützen, aber Morris wusste, dass er viel sicherer sein würde, wenn er erst hinter den Schanzkörben war. Ebenso wusste er, dass das Ende der Arbeit die Marathen veranlassen würde, das Feuer einzustellen. »Zu mir aufschließen!«, rief er seiner Kompanie zu. »Beeilung!«

Die Worte wurden an der Postenlinie weitergegeben, und die Männer rannten geduckt zu dem wartenden Morris. Sie

drängten sich zusammen, als sie beim Captain waren, dann ließen sie sich zu Boden sinken. Morris rief nach Hakeswill.

»Nicht hier, Sir«, meldete schließlich Sergeant Green.

»Zählen Sie die Männer, Sergeant«, befahl Morris.

Sergeant Green ließ die Männer abzählen. »Drei fehlen, Sir«, meldete er dann. »Hakeswill, Lowry und Kendrick.«

»Zum Teufel mit ihnen«, sagte Morris. Eine Rakete stieg vom Tor des äußeren Forts in die Nacht auf und hinterließ einen verrückten Schweif aus Flammen und Rauch. Dann senkte sie sich nach links und stürzte in die Schlucht neben der Landenge. Der Lichtschein der ausbrennenden Rakete flimmerte über die steilen Felsen und verschwand schließlich an die tausend Fuß unterhalb von Morris. Zwei Geschütze donnerten gleichzeitig, und ihre Kugeln hämmerten in Richtung der falschen Laternen. Die Laternen der Batterie waren erloschen, ein Anzeichen, dass die Pioniere ihre Arbeit beendet hatten.

»Bringen Sie die Männer zur Batterie«, befahl Morris Green. »Garrard? Sie bleiben bei mir.«

Morris wollte nichts Heroisches tun, doch er konnte nicht einfach melden, dass er drei Männer verloren hatte. So nahm er Private Tom Garrard mit westwärts, wo sich die Postenlinie erstreckt hatte. Sie riefen die Namen der Vermissten, erhielten jedoch keine Antwort.

Es war Garrard, der über die erste Leiche stolperte. »Ich weiß nicht, wer das ist, Sir, aber er ist tot. Verdammte Sauerei!«

Morris fluchte und kniete sich neben den Leichnam. Der Lichtschein einer Rakete zeigte ihm eine durchgeschnittene Kehle und eine Blutlache. Er sah auch, dass dem Mann sein Uniformrock ausgezogen worden war, der neben der Leiche lag. Der Anblick der durchgeschnittenen Kehle ließ Morris würgen.

»Hier ist noch einer, Sir!«, rief Garrard ein paar Schritte entfernt. »Es ist Kendrick, Sir!«

»Mein Gott!« Morris drehte sich zur Seite, kämpfte gegen Übelkeit an, doch er konnte den Brechreiz nur mit Mühe unterdrücken. Er erschauerte und schaffte es, tief durchzuatmen. »Wir gehen«, sagte er dann.

»Sie wollen nicht nach dem Sergeant suchen, Sir?«, fragte Garrard.

»Kommen Sie!« Morris flüchtete regelrecht, wollte nicht länger an dieser grausigen dunklen Todesstätte bleiben.

Garrard folgte ihm.

Das Geschützfeuer erstarb. Eine letzte Rakete warf Funken über den Sternenhimmel, dann herrschte über Gawilgarh wieder Totenstille.

Hakeswill kauerte in seinem Versteck, erschauerte beim gelegentlichen Flackerschein einer explodierenden Granate oder wenn eine vorüberfliegende Rakete gespenstische Schatten in den schmalen Spalt warf. Er glaubte, Lowry schreien gehört zu haben, doch das Geräusch war so unerwartet aufgeklungen und so schnell vorbei, dass er sich sagte, seine Nerven mussten ihm einen Streich gespielt haben. Dann hörte er die Pfiffe, die signalisierten, dass die Pioniere mit ihrer Arbeit fertig waren, und einen Moment später die Botschaft, die entlang der Linie gerufen wurde. »Zurück zur Straße! Zurück zur Straße!«

Die Raketen und Geschütze krachten immer noch in der Nacht, und so verharrte Hakeswill, wo er war, bis er spürte, dass das Feuern nachließ. Er kroch aus der Spalte und lief, immer noch geduckt, ostwärts.

»Hakeswill!«, ertönte eine Stimme in der Nähe.

Er erstarrte.

»Hakeswill?« Die Stimme klang drängend.

Irgendein Gefühl sagte dem Sergeant, dass in der Finsternis Unheil drohte, und so duckte sich Hakeswill noch tiefer und lauschte. Er hörte, dass sich jemand in der Nacht bewegte, nahm das Scharren von Leder auf Gestein und Atemzüge wahr, doch niemand näherte sich ihm. Hakeswill schlich weiter. Mit einer Hand tastete er den Boden vor sich

ab, um in der Schwärze nicht gegen ein Hindernis zu prallen. Plötzlich spürte er etwas Feuchtes und Klebriges. Er zuckte zusammen, hielt die Hand an die Nase und roch daran. Blut.

Er fluchte lautlos, tastete wieder und fand eine Leiche. Er tastete über das Gesicht, den aufgerissenen Mund und über das Blut am Hals. Seine Hand zuckte zurück.

Der Tote musste Lowry oder Kendrick sein, denn ungefähr hier hatte er die beiden Privates zurückgelassen, und wenn sie tot waren oder auch nur einer von ihnen, bedeutete das, dass Captain Torrances Tod nicht auf eine Meinungsverschiedenheit zwischen zwei schwulen Geliebten zurückzuführen war. Das hatte Hakeswill auch nie geglaubt. Er wusste, wer dafür verantwortlich war. Der verdammte Sharpe lebte. Sharpe jagte seine Feinde, und drei, vielleicht vier, waren bereits tot. Und Hakeswill ahnte, dass er der Nächste sein würde.

»Hakeswill!«, zischte die Stimme, diesmal jedoch weiter entfernt.

Ein Geschütz feuerte von der Festung, und in dem Aufblitzen sah Hakeswill nördlich von sich eine verhüllte Gestalt. Entsetzen erfasste Hakeswill, sodass es in seinem Gesicht zu zucken begann und seine Hände zitterten.

Sharpe lebte, er war kein Gefangener in Gawilgarh, sondern spukte um das britische Lager herum, was bedeutete, dass es nur einen Platz gab, an dem Hakeswill völlig sicher sein würde. Er konnte sich in die Festung flüchten, und Sharpe würde ihn dort niemals erreichen, denn im Lager gab es Gerüchte, dass der Angriff auf Gawilgarh wahrscheinlich eine verdammte Verzweiflungstat war, die scheitern musste, wie einige Männer sagten. Und selbst wenn der Angriff ein Erfolg sein würde, konnte er, Hakeswill, immer noch vortäuschen, gefangen genommen worden zu sein. Er wollte in diesem Moment nur fort von Sharpe, und so schlich er südwärts, den Hügel hinab, und als er den flacheren Grund erreicht hatte, rannte er durch

die Pulverrauchschleier auf die dunkle Mauer der Festung zu.

Er rannte an dem Wasserbecken vorbei, über die Zugangsstraße und bog nach links ab, wo das große Torhaus in der Dunkelheit über ihm aufragte. Und dort schlug er auf einen der massiven, mit Eisen beschlagenen Torflügel.

Keine Reaktion.

Er klopfte von Neuem, diesmal mit dem Musketenkolben, und fragte sich angstvoll, welches Grauen auf ihn aus der Dunkelheit hinter der Tür lauerte, und plötzlich wurde ein Fensterchen in der Tür des großen Tors geöffnet, und Flammenschein erhellte die tiefe Finsternis.

»Ich bin ein Deserteur!«, zischte Hakeswill. »Ich bin auf eurer Seite!«

Hände packten ihn und zogen ihn durch die schmale Pforte in einen Gang. Eine rauchende Fackel brannte hoch an der Wand, und Hakeswill sah einen langen, schmalen Gang und die dunklen Gesichter der Männer, die ihn gefangen genommen hatten.

»Ich bin auf eurer Seite!«, rief er, als sich die Tür im Tor hinter ihm schloss und ihm die Muskete aus der Hand gerissen wurde. »Ich bin auf eurer Seite!«

Ein großer, falkengesichtiger Mann schritt die asphaltierte Straße hinab zu ihm. »Wer bist du?«, fragte er auf Englisch.

»Ich bin jemand, der bereit ist, für Sie zu kämpfen, Sir. Bereit und fähig, Sir. Alter Soldat, Sir.«

»Mein Name ist Manu Bappu«, sagte der Mann mit zischender Stimme, »und ich befehle hier.«

»Sehr gut, Sir. Sahib, meine ich, sehr gut.« Hakeswill neigte den Kopf. »Hakeswill ist mein Name, Sir. Sergeant Obadiah Hakeswill.«

Manu Bappu starrte den Rotrock an. Er mochte keine Deserteure. Einem Fahnenflüchtigen war unter keiner Fahne zu vertrauen, doch die Nachricht, dass ein weißer Soldat aus den feindlichen Reihen geflüchtet war, konnte seine Garnison nur ermuntern. Besser, ich lasse diesen Mann

leben, als Zeuge für die bröckelnde Moral des Feindes, als ihn auf der Stelle zu töten, sagte er sich. »Bringt ihn zu Colonel Dodd«, befahl er einem seiner Männer. »Gebt ihm seine Muskete zurück. Er ist auf unserer Seite.«

So war Hakeswill also in Gawilgarh und beim Feind. Aber er war sicher vor dem Entsetzen, das sein Leben plötzlich zum Albtraum gemacht hatte. Er war sicher vor Sharpe.

KAPITEL 8

Die Pioniere, welche die Schanzkörbe in Position gebracht hatten, waren zu aufgeregt, um sich schlafen zu legen. Stattdessen saßen sie an ein paar rauchenden Feuern, und ihr Gelächter klang mal laut, mal leise durch den Nachtwind. Major Stokes war zufrieden mit seiner Arbeit und hatte als Belohnung drei Krüge Arrak spendiert, und der Schnaps machte die Runde.

Sharpe beobachtete die kleine Feier. Dann ging er zu einem kleinen Zelt, wo er sein geliehenes indisches Gewand auszog, bevor er sich zu seiner Decke tastete. In der Dunkelheit wäre er fast über Clare gestolpert, die durch das Bombardement und dann durch die Stimmen der Pioniere wach geblieben war. Sie streckte eine Hand aus und spürte nackte Haut. »Du bist unbekleidet!« Clare klang alarmiert.

»Nicht ganz«, sagte Sharpe. Dann verstand er ihre Besorgnis. »Meine Kleidung war nass«, erklärte er, »und so habe ich sie ausgezogen. Wollte nicht nass ins Bett gehen. Und ich habe immer noch mein Hemd an.«

»Regnet es? Das habe ich gar nicht gehört.«

»Es war kein Regen, sondern Blut«, sagte er, tastete unter die Decke, die er sich von Syud Sevajee geborgt hatte, und fand Torrances Beutel.

Clare hörte das Klickern von Steinen. »Was ist das?«

»Nur Steine«, sagte er, »Kiesel.« Er steckte die zwanzig Juwelen, die er sich von Kendrick und Lowry zurückgeholt hatte, in den Beutel, schob ihn unter die Decke und legte sich nieder. Er wusste, dass er nur einen kleinen Teil seiner Steine wiedergefunden hatte, denn die meisten würde Hakeswill haben. Die beiden Privates hatten ihren Schatz lose in den Taschen bei sich getragen, nicht mal versteckt in ihren Rocksäumen. Gott, er war müde, und sein Körper hatte sich noch nicht von Hakeswills Tritten erholt. Das Atmen

schmerzte, die blauen Flecken spannten und ein Zahn war locker.

»Was ist da draußen geschehen?«, fragte Clare.

»Die Pioniere haben die Schanzkörbe in Position gebracht. Wenn es hell wird, werden sie die Plattform für die Geschütze und die Magazine anlegen, und morgen Nacht werden sie die Geschütze raufbringen.«

»Was ist mit dir geschehen?«, präzisierte Clare ihre Frage.

Sharpe schwieg eine Weile. »Ich habe einige alte Freunde besucht«, sagte er schließlich. Aber Hakeswill war ihm entkommen, verdammt, und der würde jetzt doppelt wachsam und vorsichtig sein. Trotzdem würde Sharpe seine Chance bekommen. Er grinste, als er sich an Morris' ängstlichen Tonfall erinnerte. Der Captain war bei seinen Männern ein Tyrann und bei seinen Vorgesetzten ein Speichellecker.

»Hast du jemanden getötet?«, fragte Clare.

»Zwei Männer«, gab er zu, »aber es hätten drei sein sollen.«

»Warum?«

Er seufzte. »Weil es Verbrecher waren«, sagte er und erkannte im selben Augenblick, dass es die richtige Antwort war. »Und weil sie versucht haben, mich zu töten«, fügte er hinzu. »Und sie haben mich beraubt. Du kennst sie. Kendrick und Lowry.«

»Sie waren schrecklich«, sagte Clare leise. »Sie haben mich immer lüstern angestarrt.«

»Das kann ich ihnen nicht verdenken.«

Clare schwieg eine Weile. Das Gelächter der Pioniere ließ nach, als sich die Männer nach und nach zu ihren Zelten zurückzogen. Eine Windböe zerrte am Eingang des Zelts und trieb den Geruch von verbranntem Pulver von der felsigen Landenge heran, wo immer noch Flammen um ausgebrannte Raketenhülsen im Gras züngelten. »Alles ist schief gegangen, nicht wahr?«, sagte Clare.

»Es ist wieder in Ordnung gebracht worden«, erwiderte Sharpe.

»Für dich«, sagte sie.

Abermals herrschte Schweigen, und Sharpe nahm an, dass sie weinte. »Ich werde dich nach Madras bringen«, sagte er.

»Und was wird dort mit mir geschehen?«

»Dir wird es gut gehen, Mädchen. Ich schenke dir ein paar von meinen Zauberkieseln.«

»Ich will nur heimkehren«, sagte sie leise. »Aber ich kann es mir nicht leisten.«

»Heirate einen Soldaten«, sagte Sharpe, »und er nimmt dich mit heim.« Er dachte an Eli Lockhart, der Clare aus der Ferne bewundert hatte. Die beiden würden gut zueinander passen, fand er.

Sie weinte sehr leise. »Torrance hatte mir versprochen, mir die Heimfahrt zu bezahlen, wenn ich meine Schulden abgearbeitet habe.«

»Warum ließ er dich für eine Passage arbeiten, um dir dann eine andere zu schenken?«, fragte Sharpe. »Er war ein verlogener Bastard.«

»Zuerst war er so freundlich.«

»So sind wir alle«, sagte Sharpe. »Erst Süßholz raspeln, wenn man eine Frau kennenlernt, und wenn man bekommen hat, was man will, ändert sich das.«

»Charlie war nicht so«, sagte Clare.

»Charlie? Dein Ehemann?«

»Er war immer gut zu mir.«

Sharpe legte sich zurück. Der Lichtschein der heruntergebrannten Feuer schimmerte durch den locker gewebten Stoff des Zeltes. Wenn es regnet, wird es hier wie durch ein Sieb tropfen, dachte er. »Es gibt gute und böse Menschen«, sagte er.

»Und was für einer bist du?«, fragte Clare.

»Ich nehme an, einer der guten, aber ich weiß es nicht.Immer gerate ich in Schwierigkeiten, und ich kenne nur einen Ausweg: kämpfen. Das kann ich ganz gut.«

»Ist es das, was du willst? Kämpfen?«

»Gott weiß, was ich will.« Er lachte leise. »Ich wollte mehr ein Offizier sein als alles sonst in meinem Leben! Ich habe davon geträumt, es mir so sehr gewünscht, dass es fast schmerzte, und dann wurde der Traum wahr, und ich wachte auf und fragte mich, warum ich es mir so sehr gewünscht habe.« Er legte eine Pause ein. Hinter dem Zelt stampften Syud Sevajees Pferde, und eines schnaubte leise. »Einige Leute versuchen mich zu überreden, die Armee zu verlassen. Das Offizierspatent zu verkaufen, verstehst du? Sie wollen mich nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil ich ihnen in ihre Suppe pinkle, Mädchen.«

»Und – wirst du gehen?«

Er zuckte mit den Schultern. »Ich möchte es nicht.« Er dachte darüber nach. »Es ist wie ein Club, eine Gesellschaft. Sie wollen mich nicht aufnehmen, so schmeißen sie mich raus, und dann muss ich mich wieder hineinkämpfen. Vielleicht wird es bei den Schützen anders sein. Ich werde es jedenfalls versuchen und feststellen, ob sie anders sind.«

»Du willst weiterhin kämpfen?«, fragte Clare.

»Das ist das, was ich gut kann«, sagte Sharpe. »Und es macht mir Spaß. Ich meine, ich weiß, ich sollte mich nicht darüber freuen, aber es gibt keine andere Aufregung, die ich so genieße.«

»Keine?«

»Nun, eine schon.« Er grinste in der Dunkelheit.

Lange Zeit herrschte Schweigen, und er dachte schon, dass Clare eingeschlafen sei, aber dann sprach sie wieder. »Und was ist mit deiner französischen Witwe?«

»Sie ist fort«, sagte Sharpe knapp.

»Fort?«

»Abgehauen, Mädchen. Hat etwas Geld von mir mitgenommen und ist nach Amerika gereist, wie man mir gesagt hat.«

Clare schwieg wieder eine Weile. »Macht es dir was aus, allein zu sein?«, fragte sie schließlich.

»Nein.«

»Aber mir.«

Er drehte sich ihr zu, stemmte sich auf einen Ellbogen und streichelte über ihr Haar. Sie versteifte sich, als er sie berührte, entspannte sich aber, als sie die Sanftheit seiner Hand spürte.

»Du bist nicht allein, Clare«, sagte Sharpe. »Oder nur, wenn du es sein willst. Du warst die Gefangene, weil jemand dich in eine Falle gelockt hat. Das ist alles. Jetzt ist das vorbei. Du bist frei.« Seine Hand glitt über ihr Haar bis zum Nacken und spürte warme, nackte Haut. Clare zuckte nicht zurück, und er streichelte weiter hinunter. »Du bist nackt«, sagte er.

»Es war warm«, erwiderte sie leise.

»Was ist schlimmer?«, fragte Sharpe. »Es warm zu haben oder einsam zu sein?«

Er glaubte, sie lächeln zu sehen. Er konnte es in der Dunkelheit nicht erkennen, aber er stellte sich vor, dass sie lächelte. »Einsam zu sein«, antwortete sie mit belegter Stimme.

»Das können wir ändern«, sagte er, hob die dünne Decke an und rückte an sie heran.

Sie hatte aufgehört zu weinen. Irgendwo draußen krähte ein Hahn, und die östlichen Felsen wurden vom ersten goldenen Licht des Tages berührt. Die Feuer auf der felsigen Landenge flackerten und erstarben, und ihr Rauch zerfaserte im dünnen Morgennebel. Signalhörner erklangen im Hauptlager und riefen die Rotröcke zum Morgenappell. Die Posten der Nacht wurden abgelöst, als die Sonne aufstieg, um die Welt mit Licht zu überfluten.

Und Sharpe und Clare schliefen miteinander.

»Sie haben die Leichen zurückgelassen?«, grollte Wellesley.

Captain Morris blinzelte, als eine Windböe ihm Staub in ein Auge blies. »Ich habe versucht, die Leichen zu bergen«, log er, »aber es war dunkel, Sir, stockdunkel. Colonel Kenny kann das bezeugen, Sir. Er hat uns besucht.«

»Ich?« Kenny, groß, schlank und jähzornig, stand neben dem General. »Ich soll Sie besucht haben?« Seine Miene verriet Zorn.

»Gestern Nacht, Sir«, antwortete Morris empört. »An der Postenlinie.«

»Das habe ich nicht. Die Sonne muss Ihnen zu Kopf gestiegen sein.« Kenny blickte Morris finster an, dann nahm er eine Schnupftabakdose aus der Tasche und klopfte sich eine Prise auf die Hand. »Wer, zum Teufel, sind Sie überhaupt?«, fügte er hinzu.

»Morris, Sir. 33. Regiment.«

»Ich dachte, wir hätten nur Schotten und Sepoys hier«, sagte Kenny zu Wellesley.

»Captain Morris' Kompanie hat einen Konvoi hierher eskortiert«, antwortete Wellesley.

»Eine Leichte Kompanie, wie?«, sagte Kenny mit einem Blick auf Morris' Epauletten. »Sie könnten sogar von Nutzen sein. Ich kann in meinem Angriffstrupp noch eine Kompanie gebrauchen.« Er hielt sich einen Nasenflügel nach dem anderen zu und zog die Prise Schnupftabak hoch. »Es muntert meine Jungs auf, wenn sie sehen, wie weiße Männer getötet werden.« Kenny befehligte das 1. Bataillon des 11. Madrassi-Regiments.

»Was alles ist bis jetzt in Ihrer Angriffseinheit?«, fragte Wellesley.

»Neun Kompanien«, sagte Kenny. »Die Grenadiere und zwei andere von der Schottischen Brigade, die Flankenkompanien von meinem Regiment und vier andere. Gute Jungs, sie alle, aber ich wage zu sagen, dass sie nichts dagegen hätten, die Ehre mit einer englischen Leichten Kompanie zu teilen.«

»Und ich habe keine Zweifel, dass Sie die Chance, eine Bresche stürmen zu dürfen, willkommen heißen, Morris?«, fragte Wellesley trocken.

»Natürlich, Sir«, erwiderte Morris und fluchte innerlich.

»Aber in der Zwischenzeit«, fuhr Wellesley kalt fort, »bergen Sie die Leichen Ihrer Männer.«

»Jawohl, Sir.«

»Tun Sie es jetzt.«

Sergeant Green führte ein halbes Dutzend Männer zur Landenge, doch sie fanden nur zwei Leichname, keine drei, wie sie erwartet hatten. Sergeant Hakeswill blieb vermisst.

Der Feind, der die Rotröcke zwischen den Felsen oberhalb des Wasserbeckens sah, eröffnete das Feuer, und die Musketenkugeln prallten gegen die Felsen und jaulten als Querschläger durch die Luft. Eine Kugel riss Green den Stiefelabsatz ab, kratzte nicht mal die Haut am Fuß an, doch der Treffer schmerzte und er begann zu humpeln. »Packt nur die Toten und schleift sie fort«, sagte er. Green fragte sich, weshalb der Feind nicht mit einer Kanone gefeuert hatte, und gerade in diesem Augenblick schoss er eine Kartätschenladung auf seinen Trupp ab. Die Kugeln zischten über die Männer hinweg, und wie durch ein Wunder wurde keiner getroffen, als die Soldaten Kendrick und Lowry an den Füßen packten und zurück zu der halb fertig gestellten Batterie schleiften, wo Captain Morris wartete. Beide Toten hatten durchgeschnittene Kehlen.

Erst in Deckung der Schanzkörbe wurden die Leichen pietätvoller behandelt und auf behelfsmäßigen Bahren abtransportiert. Colonel Kenny fing die Träger ab, um die Leichen, die bereits stanken, genau zu betrachten. »Sie müssen ein Dutzend Halsabschneider aus der Festung geschickt haben«, vermutete er. »Sie sagen, ein Sergeant wird vermisst?«

»Jawohl, Sir«, antwortete Morris.

»Der arme Kerl muss ihr Gefangener sein. Seien Sie heute Nacht vorsichtig, Captain. Sie könnten es wieder versuchen.

Und ich versichere Ihnen, wenn ich mich heute Abend zu einem Spaziergang entschließe, wird er nicht an Ihrer Postenlinie stattfinden.«

An diesem Abend formierte sich die Leichte Kompanie des 33. Regiments wieder zu einem Schirm vor den neuen Batterien, diesmal um die Männer beim Herauftransport der Geschütze zu schützen. Es war eine Nacht der Nervosität, denn die Kompanie rechnete damit, dass Marathen lautlos durch die Finsternis schlichen, um Kehlen durchzuschneiden, doch das geschah nicht. Die Festung blieb still und dunkel. Kein Geschütz feuerte und keine Rakete wurde abgeschossen, als die britischen Kanonen in ihre neuen Positionen gebracht und Pulver und Kanonenkugeln in den Magazinen gelagert wurden.

Dann warteten die Kanoniere.

Das erste Zeichen der Morgendämmerung war ein grauer Schimmer im Osten, dem das Licht der reflektierten Sonne folgte, deren Strahlen die Kuppen der östlichen Felsen berührte. Die Festung war noch grauschwarz. Immer noch warteten die Kanoniere. Eine einsame Wolke erglühte rosafarben am Horizont. Rauch stieg von den Kochfeuern in der Festung auf, wo die Fahnen schlaff in der windstillen Luft hingen. Signalhörner weckten das Lager, das eine halbe Meile hinter den Batterien lag, und Offiziere richteten Fernrohre auf Gawilgarhs nördliche Mauer.

Major Stokes’ Job war fast vollendet. Er hatte die Batterien eingerichtet, und jetzt mussten die Kanoniere die Breschen in die Mauern schlagen, aber zuerst wollte Stokes sicherstellen, dass die äußerste Bresche an der richtigen Stelle geschlagen wurde. Er hatte ein Fernrohr auf einem Dreibein montiert und schwenkte es jetzt über die von Flechten bedeckten Steine zur rechten Seite einer Bastei in die Mitte der Mauer. Die Mauer neigte sich leicht nach hinten, aber Stokes war sicher, dass er eine Stelle erkennen konnte, wo sich die alten Steine aus der glatten Fläche hervorwölbten, und er betrachtete die Stelle, als die Sonne

aufstieg und die Spur eines Schattens warf, wo die Linie nicht ganz eben war. Schließlich verschraubte er die Arretierung, sodass das Fernrohr nicht mehr bewegt werden konnte, und rief den Geschützführer der Achtzehnpfünder-Kanone der Batterie. Er bestand darauf, dass der Sergeant zum Fernrohr ging. »Das ist Ihr Ziel«, sagte Stokes zum Sergeant.

Der Sergeant bückte sich zum Fernrohr. Er kaute einen Priem Kautabak und hatte kaum Zähne im Unterkiefer, so dass sein gelber Speichel ständig über sein Kinn tröpfelte. Er richtete sich auf, bückte sich dann wieder zum Fernrohr und spähte noch mal hindurch. Das Fernrohr war stark, doch alles, was er sehen konnte, war eine vertikale Fuge zwischen zwei Steinblöcken. Sie befand sich etwa vier Fuß oberhalb des Fußes der Mauer, und wenn die Mauer nachgab, würde sie den Hang hinabstürzen und die Rampe bilden, über die die Angreifer vorrücken konnten. »Mit Schmackes uff de Fuge?«, fragte der Sergeant mit einem so starken Akzent, dass Stokes ihn nicht sofort verstand.

»Tief auf die Fuge«, sagte Stokes.

»Genau das meinte ich, Sir.« Der Sergeant bückte sich wieder, um noch einmal durch das Fernrohr zu spähen. »Die Fuge klafft ein bisschen auf, nicht wahr?«

»So ist es«, sagte Stokes.

Der Sergeant nickte. »Diese beschissene Mauer, äh, Verzeihung, Sir, wird schließlich platzen wie ein Abszess«, sagte er glücklich und richtete sich vom Fernrohr auf. Er kehrte zu seinem Geschütz zurück und bellte den Männern zu, wie sie es genau einrichten sollten. Er selbst stellte an der Höhenschraube. Bis jetzt war das Geschütz noch hinter einigen halb gefüllten Schanzkörben verborgen, welche die Schießscharte blockierten. Alle paar Sekunden spähte der Sergeant über die Schanzkörbe hinweg und gab Anweisungen, wie das Geschütz penibel um einen halben Zoll mehr nach links oder rechts ausgerichtet werden sollte. Er warf Gras in die Luft, um die Windrichtung einzuschätzen,

und dann drehte er wieder an der Höheneinstellung, um das Rohr ein winziges bisschen zu heben. »Vor dem ersten Schuss ist alles kalt. Deshalb drehe ich es ein bisschen höher. Vielleicht noch eine halbe Drehung.« Er hämmerte gegen die Schraube. »Perfekt«, sagte er.

Die *puckalees* brachten Wasser und schütteten es in große, hölzerne Wannen. Das Wasser diente nicht nur dazu, den Durst der Kanoniere zu löschen und die Schwämme anzufeuchten, mit denen die Rohre zwischen den Schüssen gereinigt wurden, sondern auch zum Kühlen der Geschütze. Die Sonne stieg höher, und es versprach ein glühend heißer Tag zu werden, und wenn die schweren Geschütze nicht von Zeit zu Zeit mit Wasser gekühlt wurden, konnten sie überhitzen, und die Pulverladungen konnten vorzeitig explodieren. Der Sergeant wählte jetzt seine Kugeln aus, rollte die Achtzehnpfünder-Kanonenkugeln über ein Stück kahle Erde, um abzuschätzen, welche die perfekteren waren. »Diese«, sagte er und spuckte Tabaksaft auf die Kanonenkugel seiner Wahl.

Morris' Leichte Kompanie marschierte zurück zur Straße und zum Lager, wo sie schlafen würde. Stokes beobachtete ihren Vorbeimarsch und dachte an Sharpe. Der arme Sharpe, aber endlich würde er in seinem Gefängnis in der Festung die Belagerungsgeschütze hören und wissen, dass die Rotröcke kamen. Ob sie nun durch die Bresche stürmten oder es sogar schafften, die Schlucht zwischen dem äußeren und inneren Fort zu überwinden. Er versuchte, seinen Pessimismus zu unterdrücken, sagte sich, dass es nur seine Aufgabe war, die Bresche zu schlagen, und nicht, den ganzen Sieg zu erringen.

Der Sergeant lud die Kanone und meldete dem Major, der die Batterie befehligte: »Bereit, wenn Sie es sind, Sir.«

Der Major blickte Stokes fragend an.

Stokes zuckte mit den Schultern. »Ich nehme an, wir warten auf Colonel Stevensons Erlaubnis.«

Die Kanoniere der zweiten Batterie, die sich fünfzig Yards von der ersten entfernt befand, richteten ihre Fernrohre über die Schanzkörbe, um zu beobachten, wo der erste Schuss traf. Die Narbe, die er in der Mauer hinterließ, würde ihr Ziel markieren. Die beiden Batterien, die Flankenfeuer geben sollten, beobachteten ebenfalls. Ihre Arbeit würde erst richtig beginnen, wenn die erste der drei Breschen geschlagen war, aber bis dahin würden ihre Zwölfpfünder-Kanonen auf die Kanonen zielen, die auf Gawilgarhs Wehrgängen aufgestellt waren, und versuchen, sie unbrauchbar zu machen.

»Diese Mauer wird nicht lange standhalten«, sagte der Major der Batterie, dessen Name Plummer war. Er starrte durch Stokes' Fernrohr auf den Wall.

»Wir werden sie noch heute öffnen«, stimmte Stokes zu.

»Gott sei Dank gibt es da kein Glacis«, sagte Plummer.

»Gott sei Dank, das können Sie laut sagen.« Stokes hatte über diesen Mangel nachgedacht und war sich jetzt nicht so sicher, ob dies ein Segen war. Vielleicht hielten die Marathen die große zentrale Schlucht für ihren wahren Schutz und boten die Mauer nur als scheinbaren Schutz für das äußere Fort an. Und wie sollte die Schlucht zwischen den beiden Forts überwunden werden? Stokes befürchtete, dass man von ihm eine Lösung auf Pionierart verlangte, aber was konnte er tun? Die Schlucht mit Erde auffüllen? Das würde Monate dauern.

Stokes' düstere Vorahnungen wurden unterbrochen, als ein Adjutant, der von Colonel Stevenson geschickt worden war, fragte, warum die Batterien stumm blieben. »Ich nehme an, dies sind die Befehle für Sie, das Feuer zu eröffnen, Plummer«, sagte Stokes.

»Enttarnen!«, rief Plummer.

Vier Kanoniere kletterten auf das Bollwerk vor den Geschützen und entfernten die halb gefüllten Schanzkörbe. Der Sergeant spähte ein letztes Mal über das Rohr hinweg, nickte zufrieden und trat zur Seite. Die anderen Kanoniere

hielten sich die Ohren zu. »Sie können feuern, Ned!«, rief Plummer dem Sergeant zu.

Der Sergeant zog einen Luntenstock aus dem Boden neben der Kanone, blies die glimmende Lunte an, griff über das hohe Rad der Lafette und hielt ihn ins Zündloch.

Die Kanone ruckte gut fünf Yards zurück, während sich die Luft mit ätzendem Rauch füllte. Die Kugel flog tief über die felsige Landenge und knallte gegen die Mauer des äußeren Forts. Es entstand eine Pause. Verteidiger rannten über den Wehrgang. Stokes spähte durch das Fernrohr, wartete darauf, dass sich der Rauch lichtete. Das dauerte eine volle Minute, aber dann sah er, dass ein Stück Stein von der Größe eines Suppentellers aus der Mauer gefetzt worden war.

»Zwei Zoll mehr nach rechts, Sergeant!«, rief er tadelnd.

»Muss ein Windstoß gewesen sein, Sir«, sagte der Sergeant, »eine verdammte Böe, denn da war nichts falsch an der Ausrichtung. Verzeihung, Sir.«

»Sie haben Ihre Sache gut gemacht«, sagte Stokes mit einem Lächeln. »Sehr gut.« Er hielt die Hände als Schalltrichter vor den Mund und rief der zweiten Batterie zu: »Ihr habt die Zielmarkierung! Feuer frei!«

Eine Rauchwolke stieg von der Mauer der Festung auf, gefolgt vom Donnern eines Geschützes und dem Heulen einer Kanonenkugel. Stokes sprang in die Batterie hinab und hielt seinen Hut fest. »Anscheinend haben wir sie aufgeweckt«, bemerkte er, als ein Dutzend weitere Schüsse der Marathen fielen. Die feindlichen Kugeln schlugen in die Schanzkörbe oder prallten als Querschläger vom felsigen Boden ab. Die zweite britische Batterie feuerte, und das Echo hallte von den Felsen wider, um dem Lager weiter unten zu verkünden, dass die Belagerung von Gawilgarh jetzt richtig begonnen hatte.

Private Tom Garrard von der Leichten Kompanie des 33. Regiments war zum Rand der Felsklippe gewandert, um die Bombardierung der Festung zu beobachten. Nicht, dass da

viel zu sehen war außer der ständig wieder dichter werdenden Rauchwolke, von der die felsige Landenge zwischen den Batterien und der Festung verschleiert wurde, doch dann und wann brach ein großes Stück aus Gawilgarhs Mauer. Das Feuer der Verteidiger war heftig, doch Garrard hatte den Eindruck, dass es schlecht gezielt war. Viele der Schüsse gingen über die Batterien hinweg oder bohrten sich in die großen Stapel der schützenden Schanzkörbe. Das britische Feuer hingegen war langsam und treffsicher. Die Achtzehnpfünder-Kanonenkugeln nagten an der Mauer, und keine war verschwendet. Der Himmel war wolkenlos, die Sonne stieg immer höher und die Geschütze erhitzten sich, sodass nach jedem zweiten Schuss die Kanoniere nasse Felle auf die Rohre legen mussten. Das Material zischte und dampfte, und schwitzende *puckalees* eilten mit weiterem Wasser in Schläuchen über die Straße zur Batterie, um die großen Fässer aufzufüllen.

Garrard saß bei seiner Beobachtung allein, doch er bemerkte, dass er von einem Inder mit abgerissener Kleidung beobachtet wurde. Er ignorierte den Mann, hoffte, dass er weggehen würde, doch der Inder schob sich näher heran. Garrard hob einen faustgroßen Stein auf, als Andeutung, dass ihm der Mann vom Hals bleiben sollte, doch die Drohung ließ den Inder nur näher rücken. »Sahib!«, zischte er.

»Verpiss dich«, grollte Garrard.

»Sahib! Bitte!«

»Ich hab nichts, was sich zum Klauen lohnt, ich will nichts kaufen und ich will nicht deine Schwester vögeln.«

»Ich werde stattdessen deine Schwester vögeln, Sahib«, sagte der Inder. Garrard fuhr herum, den Stein bereits zum Wurf erhoben, und dann sah er, dass der Mann mit dem schmutzigen Gewand sein ehemals weißes Kopftuch zurückgeschoben hatte und ihn angrinste.

»Du sollst keine Steine auf Offiziere werfen, Tom«, sagte Sharpe. »Ich wollte das immer tun, also kann ich es dir nicht

verdenken.«

»Verdammt, Mann!« Garrard ließ den Stein fallen und streckte ihm die rechte Hand hin. »Dick Sharpe!« Plötzlich wurde er verlegen. »Muss ich dich – Sie – ›Sir‹ nennen?«

»Natürlich nicht«, sagte Sharpe und drückte ihm die Hand. »Du und ich, wir sind doch alte Freunde, oder? Eine rote Schärpe ändert nichts daran, Tom. Wie geht es dir?«

»Ging schon schlechter. Und dir?«

»Schon besser.«

Garrard runzelte die Stirn. »Bist du nicht gefangen genommen worden?«

»Bin entkommen. Der Scheißer, der mich gefangen hält, muss erst noch geboren werden, Tom.« Sharpe setzte sich neben seinen Freund, mit dem er sechs Jahre lang in den Mannschaften marschiert war. »Hier.« Er gab Garrard einen Streifen getrocknetes Fleisch.

»Was ist das?«

»Ziege. Schmeckt aber einigermaßen.«

Die beiden saßen beisammen und beobachteten die Kanoniere bei der Arbeit. Die Geschütze, die ihnen am nächsten waren, gehörten zu den beiden Batterien, die Flankenfeuer schossen, und die Kanoniere benutzen ihre Zwölfpfünder, um die Mauer über Gawilgarhs Tor zu beschießen. Eine von Ochsen gezogene Protze hatte soeben weitere Munition gebracht, aber beim Verlassen der Batterie hatte sich ein Rad gelockert, und jetzt standen fünf Männer neben der schräg stehenden Protze und diskutierten, wie sie am besten repariert werden konnte. Garrard zog eine Sehne des Fleisches zwischen den Zähnen hervor. »Ich würde das kaputte Rad abnehmen und ein neues aufsetzen«, sagte er verächtlich. »Da brauche ich keinen Major und zwei Lieutenants, um darauf zu kommen.«

»Sie sind Offiziere, Tom«, sagte Sharpe tadelnd, »die haben nur ein halbes Gehirn.«

»Du solltest das ja wissen.« Garrard grinste. »Die Scheißer geben ein einladendes Ziel ab.« Er wies über die tiefe

Schlucht, die das Plateau vom inneren Fort trennte. »Dort drüben ist ein verdammt großes Geschütz. Ungefähr so groß wie ein Heuwagen. Die Scheißer fuhrwerken jetzt schon eine halbe Stunde damit herum.«

Sharpe starrte an dem belagerten äußeren Fort vorbei zu den fernen Felsen. Er glaubte, eine Mauer zu sehen, auf der ein Geschütz aufgestellt sein konnte, aber er war sich dessen nicht sicher. »Ich brauche verdammt ein Fernrohr.«

»Du brauchst verdammt eine Uniform.«

»Dazu habe ich mir schon was einfallen lassen«, sagte Sharpe geheimnisvoll.

Garrard schlug nach einer Fliege. »Wie ist es denn so?«

»Wie ist was?«

»Ein Offizierspinkel zu sein.«

Sharpe zuckte mit den Schultern, überlegte eine Weile und wiegte den Kopf. »Es kommt mir unwirklich vor. Ich weiß es nicht.« Er seufzte. »Ich meine, ich wollte es, Tom, ich wollte es wirklich sehr, aber ich hätte wissen sollen, dass die Bastarde mich nicht wollen. Einige sind in Ordnung, Major Stokes zum Beispiel ist ein feiner Kerl, und es gibt noch andere, die prima sind. Aber die meisten? Weiß der Himmel. Sie mögen mich jedenfalls nicht.«

»Du hast sie beunruhigt, das ist der Grund«, sagte Garrard. »Wenn du Offizier werden kannst, dann können das auch andere.« Er sah Sharpes unglückliches Gesicht. »Du wärst lieber Sergeant geblieben, nicht wahr?«

»Nein«, sagte Sharpe entschieden und überraschte sich selbst. »Ich kann den Job ausfüllen, Tom.«

»Welcher Job ist das, Mann? Herumzusitzen, während wir all die verdammte Arbeit machen? Einen Diener zu haben, der einem die Stiefel putzt und den Arsch schrubbt?«

»Nein«, sagte Sharpe. Er wies über die schattige Schlucht zum inneren Fort. »Wenn wir da reingehen, Tom, werden wir Jungs brauchen, die wissen, was sie tun. Das ist der Job. Es geht darum, der anderen Seite die Hölle heiß zu machen

und die eigenen Männer am Leben zu halten, und ich kann das.«

Garrard blickte skeptisch drein. »Wenn man dich lässt.«

»Ja, wenn man mich lässt«, stimmte Sharpe zu. Er schwieg eine Weile und beobachtete die ferne Geschützstellung. Er konnte dort Männer sehen, war aber nicht sicher, was sie taten. »Wo ist Hakeswill?«, fragte er. »Ich habe ihn gestern gesucht, und der Scheißkerl war nicht mit euch beim Appell.«

»Gefangen genommen«, sagte Garrard.

»Gefangen genommen?«

»Das hat Morris gesagt. Ich hingegen glaube, der Scheißer ist abgehauen. Wie auch immer, er ist jetzt in der Festung.«

»Du meinst, er ist desertiert?«

»Zwei unserer Kameraden sind gestern Nacht ermordet worden. Morris sagt, das hat der Feind gemacht, aber ich haben keinen der Scheißer gesehen. Da schlich ein Typ herum, der behauptete, Colonel der Company zu sein, was aber nicht stimmte.« Garrard starrte Sharpe an, und ein Grinsen kroch in sein Gesicht. »Du warst das, Dick.«

»Ich?«, fragte Sharpe mit ausdruckslosem Gesicht. »Ich war ein Gefangener, Tom. Bin erst gestern entkommen.«

»Und ich bin der König von Persien. Lowry und Kendrick sollten dich verhaften, nicht wahr?«

»Sie waren das, die gestorben sind?«, fragte Sharpe unschuldig.

Garrard lachte. »Geschah ihnen verdammt recht.«

Eine gewaltige Rauchwolke stieg an der fernen Mauer auf den Felsen auf. Zwei Sekunden später hallte das Donnern des schweren Geschützes um Sharpe und Garrard herum, als die Kanonenkugel die gleich hinter der Batterie liegen gebliebene Protze traf. Sie zersplitterte, und alle fünf Männer wurden zu Boden geschleudert, wo sie ein paar Sekunden blutig zuckten und dann reglos liegen blieben. Stein-und Holzsplitter flogen Sharpe um die Ohren. »Hölle,

fünf Mann erledigt mit einem Schuss!«, sagte Garrard bewundernd.

»Das wird sie lehren, den Kopf unten zu halten«, sagte Sharpe.

Beim Donnern der gewaltigen Kanone waren Männer aus ihren Zelten zum Rand des Plateaus gelaufen. Sharpe blickte sich um und sah, dass Captain Morris bei ihnen war. Der Captain, in Hemdsärmeln, starrte durch ein Fernrohr auf die große Staubwolke.

»Ich werde gleich aufstehen«, sagte Sharpe, »und du wirst mich schlagen.«

»Was werde ich tun?«, fragte Garrard.

»Du wirst mir einen Hieb verpassen. Dann werde ich fortlaufen, und du wirst mich jagen. Aber du wirst mich nicht einfangen.«

Garrard schaute seinen Freund verwirrt an. »Worauf willst du hinaus, Dick?«

Sharpe grinste. »Frag nicht, Tom, tu es einfach.«

»Du bist ein verdammter Offizier, nicht wahr?« Garrard grinste zurück. »Du befiehlst, und ich gehorche.«

»Bist du bereit?«, fragte Sharpe.

»Ich hab mir schon immer gewünscht, einen Offizier zusammenzuschlagen.«

»Dann auf die Füße.« Sie standen auf. »Also schlag zu«, sagte Sharpe. »Ich habe versucht, dir ein paar Patronen zu klauen, okay? Versetz mir einen Hieb in die Magengrube.«

»Verdammte Scheiße, Mann«, murmelte Garrard.

»Los, mach schon!«

Garrard versetzte Sharpe einen halbherzigen Hieb, und Sharpe stieß ihn zurück, sodass er fiel. Dann warf er sich herum und rannte am Rand der Felsen entlang. Garrard stieß einen Schrei aus, rappelte sich auf und nahm die Verfolgung auf. Einige der Männer, die im Begriff waren, die fünf Gefallenen zu bergen, versuchten Sharpe abzufangen, doch er wich nach links aus und verschwand zwischen einigen Büschen. Der Rest der Leichten Kompanie nahm

brüllend und johlend die Verfolgung auf, doch Sharpe hatte einen großen Vorsprung und hetzte im Zickzack durch die Büsche, wo er eines von Syud Sevajees Pferden angepflockt hatte. Er zog den Pflock aus dem Boden, schwang sich in den Sattel und trieb das Pferd mit den Hacken an. Jemand schrie eine Beleidigung hinter ihm her, doch er war jetzt vom Lager fort und es gab keine berittenen Posten, die ihn hätten verfolgen können.

Eine halbe Stunde später kehrte Sharpe zurück, trabte mit einem Trupp eingeborener Reiter, der von einem Erkundungsritt zurückkam. Er sonderte sich von ihnen ab und schwang sich bei seinem Zelt, wo Ahmed auf ihn wartete, aus dem Sattel. Während Sharpe und Garrard das Ablenkungsmanöver gemacht hatten, war der Junge auf Diebestour gewesen. Er grinste breit, als Sharpe sich in das heiße Zelt duckte. »Ich habe alles«, sagte er stolz.

Mit alles meinte er Captain Morris' roten Rock, seine Offiziersschärpe und die Scheide mit dem Säbel. »Du bist ein guter Junge«, sagte Sharpe. Er brauchte einen roten Rock, denn Colonel Stevenson hatte Befehle erteilt, dass jeder, der mit den Angreifern nach Gawilgarh ging, in Uniform sein musste, damit er nicht mit dem Feind verwechselt werden konnte. Syud Sevajees Männer, die Beny Singh zur Strecke bringen wollten, waren mit abgetragenen Sepoy-Röcken ausgestattet, einige davon noch mit dem Blut ihrer Vorbesitzer befleckt. Keiner dieser Uniformröcke hatte Sharpe gepasst. Auch Morris' Rock saß ein bisschen eng, aber jetzt hatte er wenigstens eine Uniform. »Gab es Probleme?«, fragte Sharpe Ahmed.

»Niemand hat mich gesehen«, erwiderte der Junge stolz. Sein Englisch besserte sich mit jedem Tag, obwohl Sharpe befürchtete, dass es nicht das Englisch des Königs war. Ahmed grinste wieder, als Sharpe ihm eine Münze gab, die er fix in der Tasche verschwinden ließ.

Sharpe faltete den Rock, legte ihn über den Arm und verließ gebückt das Zelt. Er hielt Ausschau nach Clare und

sah sie hundert Yards entfernt. Sie unterhielt sich mit einem großen Soldaten mit blauer Hose und Stiefeln mit Sporen. Clare war in die Unterhaltung vertieft, und Sharpe empfand eine sonderbare Eifersucht, als er sich näherte, doch dann wandte sich der Soldat um und furchte die Stirn bei Sharpes heruntergekommenem Äußeren. Dann erkannte er ihn und grinste. »Mister Sharpe.«

»Eli Lockhart«, sagte Sharpe. »Was, zum Teufel, macht die Kavallerie hier?« Er wies mit dem Daumen zur Festung, vor der weißer Rauch wallte, weil die Verteidiger die britischen Batterien beschossen. »Dies ist ein Job für wahre Soldaten.«

»Unser Colonel hat den General überzeugt, dass Mister Dodd die Flucht ergreifen könnte. Er nimmt an, dass ihn ein Dutzend Kavalleristen einholen kann.«

»Dodd wird nicht flüchten«, sagte Sharpe. »Er wird kein Pferd aus der Festung rausbekommen.«

»Also werden wir mit Ihnen reingehen«, sagte Lockhart. »Wir haben noch eine Rechnung mit Mister Dodd offen, erinnern Sie sich?«

Clare war scheu und alarmiert, und Sharpe nahm an, dass sie Sergeant Lockhart nicht wissen lassen wollte, dass sie die Nacht mit Ensign Sharpe verbracht hatte. »Ich habe Mrs. Wall gesucht«, erklärte er Lockhart. »Wenn Sie ein paar Minuten Zeit für mich hätten, Ma'am?«

In Clares Blick war Dankbarkeit. »Selbstverständlich, Mister Sharpe.«

»Es geht um diesen Rock.« Er hob den Arm mit Morris' Uniformrock an. »Er hat rote Aufschläge und Umschläge, und ich brauche weiße.« Er nahm sein Kopftuch ab. »Ich habe mich gefragt, ob Sie dieses Tuch brauchen können. Ich weiß, dass es ein bisschen schmutzig ist, aber ich nehme an, meine Nähkunst reicht nicht, um Umschläge, Manschetten und Kragen zu nähen.«

»Du könntest dieses Captains-Abzeichen abtrennen, wenn du schon dabei bist«, schlug Lockhart Clare vor. »Ich kann

mir denken, Mister Sharpe will nicht, dass der wahre Besitzer den Rock wiedererkennt.«

»Das wäre mir lieber«, gab Sharpe zu.

Clare nahm den Rock und bedachte Sharpe mit einem weiteren dankbaren Blick. Dann eilte sie zu Sevajees Zelten. Lockhart schaute ihr nach. »Ich könnte mich stundenlang mit ihr unterhalten«, bekannte er erstaunt. »Das ist wirklich eine ganz besondere Frau.«

»Ist sie das? Ist mir gar nicht aufgefallen«, log Sharpe.

»Sie sagte, Sie wären nett zu ihr gewesen«, sagte Lockhart.

»Nun, ich habe versucht, ihr zu helfen. Sie wissen, wie das ist.« Sharpe fühlte sich verlegen.

»Der verdammte Torrance hat sich umgebracht, und sie weiß nicht, wohin. Und Sie haben sie gefunden, wie? Die meisten Offiziere hätten versucht, die Situation der Frau auszunutzen«, sagte Lockhart.

»Ich bin ja kein richtiger Offizier, wie?«, erwiderte Sharpe. Er hatte gesehen, wie Clare den großen Kavalleristen angesehen hatte und wie Lockhart sie angestarrt hatte, und er hielt es für das Beste, sich da herauszuhalten.

»Ich hatte eine Frau«, sagte Lockhart, »und sie starb auf der Reise hierher. Sie war eine gute kleine Frau.«

»Es tut mir leid, dass Sie sie verloren haben«, sagte Sharpe.

»Und Mrs. Wall hat ihren Mann verloren«, fuhr Lockhart fort.

Witwe lernt Witwer kennen, dachte Sharpe, wenn das kein Wink des Schicksals ist.

»Es muss eine Fügung des Schicksals sein«, sagte Lockhart staunend.

»Was werden Sie also jetzt ihretwegen unternehmen?«, fragte Sharpe.

»Sie sagt, sie hat jetzt kein richtiges Heim mehr«, sagte Lockhart, »abgesehen von dem Zelt, das Sie ihr geliehen haben, und mein Colonel hat nichts dagegen, wenn ich heirate.«

»Haben Sie sie gefragt?«

»Mehr oder weniger.« Lockharts Gesicht rötete sich.

»Und sie hat ja gesagt?«

»Mehr oder weniger«, wiederholte Lockhart und errötete noch mehr.

»Teufel, das ging aber schnell«, sagte Sharpe bewundernd.

»Richtige Soldaten zögern nicht«, meinte Lockhart. Dann runzelte er die Stirn. »Ich hörte ein Gerücht, dass Sie vom Feind geschnappt worden sind?«

»Bin entkommen«, erwiderte Sharpe vage. »Die Scheißkerle haben nicht aufgepasst.« Er drehte sich um und beobachtete, wie eine fehlgeleitete Rakete von der Festung aufstieg, eine Rauchspur hinterließ und schließlich harmlos auf die Erde stürzte. »Nehmen Sie wirklich am Angriff teil?«, fragte er Lockhart.

»Nicht in der ersten Reihe«, sagte Lockhart. »Ich bin doch kein Blödmann. Aber Colonel Huddlestone sagt, wir können reingehen und nach Dodd suchen. So warten wir ab, bis ihr Jungs die harte Arbeit erledigt habt, und folgen euch dann.«

»Ich werde nach Ihnen Ausschau halten.«

»Und wir werden ein Auge auf Sie haben«, versprach Lockhart. »Aber in der Zwischenzeit werde ich nachsehen, ob Clare eine eingefädelte Nadel braucht.«

»Tun Sie das«, sagte Sharpe. Er schaute dem Kavalleristen hinterher und sah zugleich, dass Ahmed mit dem wenigen Gepäck seines Ensigns aus Clares Zelt vertrieben wurde. Der Junge sah empört aus, aber Sharpe nahm an, dass ihr Auszug aus dem Zelt nicht lange dauern würde, denn Clare würde sicherlich noch vor dem Abend in das Quartier des Kavalleristen ziehen. Ding dong, die Hochzeitsglocken läuten, dachte er. Er nahm den Beutel mit den Juwelen von Ahmed entgegen und beobachtete dann, während seine Uniform abgeändert wurde, wie der Beschuss der Belagerungsgeschütze der Festungsmauer zusetzte.

Der junge Reiter, der vor dem Tor von Gawilgarhs innerem Fort sein Pferd gezügelt hatte, war groß, arrogant und

selbstsicher. Er trug ein weißes Seidengewand, das um die Taille mit einem roten Lederriemen gegürtet war, an dem eine mit Edelsteinen besetzte Scheide mit einem *tulwar* hing. Der Reiter bat nicht, dass das Tor geöffnet wurde, er verlangte es. Es gab eigentlich keinen Grund, seine Forderung abzuweisen, denn ständig überquerten Männer die Schlucht zwischen den beiden Festungen, und Dodds Kobras waren daran gewöhnt, jeden Tag die Tore ein Dutzend Mal zu öffnen und wieder zu schließen, aber da war etwas am Verhalten des jungen Mannes, das Gopal ärgerte. So ließ er Colonel Dodd holen.

Dodd traf einen Augenblick später mit einem englischen Sergeant an der Seite ein, in dessen Gesicht es dauernd krampfhaft zuckte. Der Reiter beschwerte sich bei Dodd über Gopal, verlangte seine Bestrafung, doch Dodd spuckte nur aus und wandte sich dann an Hakeswill. »Warum will ein Mann durch dieses Tor reiten?«

»Weiß ich nicht, Sir«, sagte Hakeswill. Der Sergeant trug jetzt einen weißen Uniformrock mit einer schwarzen Schärpe, die ein Rangabzeichen war, doch es war nicht ganz klar, welcher Rang das war.

»Draußen kann er nirgendwo sein Pferd bewegen«, sagte Dodd. »Es sei denn, er will durch das äußere Fort ins englische Lager reiten. Frag ihn, was er vorhat, Gopal.«

Der junge Mann verweigerte Gopal eine Antwort. Dodd zuckte mit den Schultern, zog seine Pistole und richtete sie auf den Kopf des Reiters. Der junge Mann erbleichte und schrie etwas zu Gopal.

»Er sagt, Sahib, dass er auf einem Botenritt für den Killadar ist«, übersetzte Gopal für Dodd.

»Welcher Botenritt?«, fragte Dodd. Der junge Mann wollte offenkundig nicht antworten, doch Dodds grimmige Miene und die auf ihn zielende Pistole sorgten dafür, dass er ein versiegeltes Päckchen aus dem Beutel nahm, der an seinem Gurt hing. Er zeigte Dodd das Siegel des Killadars, aber Dodd war nicht beeindruckt von dem roten Wachs, das eine

Schlange zeigte, die sich um eine Messerklinge wand. »An wen ist es adressiert?«, fragte er und forderte den jungen Mann mit einer Geste auf, das Päckchen umzudrehen.

Der Reiter gehorchte, und Dodd sah, dass das Päckchen an den befehlshabenden Offizier des britischen Lagers adressiert war. Es musste von jemandem geschrieben worden sein, der kein Englisch konnte, denn es war abscheulich fehlerhaft, doch die Worte waren unmissverständlich. Dodd trat vor und packte das Pferd am Zaumzeug.

»Hol ihn aus dem Sattel, Gopal«, befahl Dodd. »Bring ihn in die Arrestzelle und lass von einem Mann Manu Bappu holen.«

Der junge Mann wollte für einen Moment Widerstand leisten, schaffte es sogar, seinen *tulwar* halb aus der kostbaren Scheide zu ziehen, doch ein Dutzend von Dodds Männern überwältigte ihn leicht. Dodd wandte sich ab, forderte Hakeswill mit einer Geste auf, ihm zu folgen, und stieg die Stufen zum Wehrgang hinauf. »Es ist offenkundig, was der Killadar tut«, grollte Dodd. »Er versucht, Frieden zu schließen.«

»Ich dachte, hier könnten wir nicht besiegt werden, Sir«, sagte Hakeswill alarmiert.

»Das können wir auch nicht«, sagte Dodd, »aber Beny Singh ist ein Feigling. Er denkt, das Leben sollte nichts anderes als Frauen, Musik und Spiele sein.«

Was für Obadiah Hakeswill ebenfalls herrlich klang, doch er sagte nichts. Er hatte sich Dodd als betrübter Soldat vorgestellt, der sich ungerecht behandelt fühlte und den Krieg gegen die Marathen für unfair hielt. »Wir haben hier nichts zu suchen, Sir«, hatte er gesagt, »nicht in einem heidnischen Land. Es gehört den Indern, nicht wahr? Und hier hat ein Rotrock nichts verloren.«

Dodd hatte nichts davon geglaubt. Er argwöhnte, dass Hakeswill desertiert war, weil er Problemen entgehen wollte. Das konnte er dem Sergeant kaum verdenken, denn er hatte

sich ebenso verhalten, und Dodd interessierte sich nicht für Hakeswills Motive. Für ihn zählte nur, dass der Sergeant zum Kämpfen bereit war. Und Dodd glaubte, dass seine Männer besser kämpften, wenn europäische Männer ihnen Befehle gaben. »Es ist eine Beständigkeit bei den Engländern, Sergeant«, hatte er gesagt, »die den Einheimischen die Grundlage gibt.«

»Was gibt sie ihnen, Sir?«, hatte Hakeswill gefragt.

Bei der Begriffsstutzigkeit des Sergeants hatte Dodd die Stirn gerunzelt. »Sie sind kein Schotte, oder?«

»Himmel, nein, Sir! Ich bin weder ein verdammter Schotte noch ein Waliser. Ich bin Engländer, Sir, durch und durch, Sir.« In seinem Gesicht zuckte es. »Engländer bin ich, Sir, und stolz darauf.«

So hatte Dodd Hakeswill einen weißen Uniformrock und eine schwarze Schärpe und das Kommando über eine Kompanie seiner Kobras gegeben. »Kämpfen Sie hier gut für mich, Sergeant«, sagte er, als sie auf den Wehrgang gelangten, »und ich werde Sie zum Offizier machen.«

»Ich werde kämpfen, Sir, kämpfen wie ein Dämon.«

Und Dodd glaubte ihm, denn wenn Hakeswill nicht kämpfte, dann riskierte er, von den Briten gefangen genommen zu werden, und Gott allein wusste, was ihm dann blühte. Dodd konnte sich nicht vorstellen, dass es den Briten gelang, in das innere Fort vorzustoßen. Er rechnete damit, dass sie das äußere Fort einnahmen, denn dort war eine Annäherung möglich, und ihre Geschütze schlugen bereits die Breschen, aber sie würden ein weitaus größeres Problem haben, das innere Fort einzunehmen. Er schilderte dieses Problem jetzt Hakeswill. »Es gibt nur einen Weg rein, Sergeant, und zwar durch dieses Tor. Sie können nicht die Mauern stürmen, denn der Hang der Schlucht ist zu steil. Sehen Sie?«

Hakeswill blickte nach links und sah, dass die Mauer des inneren Forts auf einem fast senkrechten Felshang erbaut war. Kein Mensch konnte ihn erklettern und hoffen, die

Mauer zu erstürmen, auch wenn es in dieser Mauer Breschen gab. Und das bedeutete, dass Dodd recht hatte und die Angreifer versuchen mussten, die vier Tore zu überwinden, durch die sie ins innere Fort gelangen konnten, und diese Tore wurden von Dodds Kobras verteidigt.

»Und meine Männer sind noch nie besiegt worden, Sergeant«, sagte Dodd. »Sie haben gesehen, wie andere Männer geschlagen wurden, doch sie haben sich selbst nie schlagen lassen. Und hier wird der Feind uns schlagen müssen. Müssen! Aber das kann er nicht. Das ist unmöglich!«

Er verfiel in Schweigen und stützte die zu Fäusten geballten Hände auf die Brustwehr. Die Geschütze donnerten ständig, doch das einzige Anzeichen auf die Bombardierung war der Rauch, der wie Nebel über der fernen Seite des äußeren Forts hing. Manu Bappu, der dort befehligte, eilte jetzt auf das innere Fort zu, und Dodd sah den Prinzen den steilen Pfad zu den Toren hoch steigen. Die Angeln quietschten, als dieTore, eines nach dem anderen, geöffnet wurden, um Bappu und seine Adjutanten einzulassen.

Dodd lächelte, als das letzte Tor aufgeriegelt wurde. »Gehen wir und machen wir böses Blut«, sagte er und wandte sich wieder zur Treppe.

Manu Bappu hatte bereits den Brief geöffnet, den Gopal ihm gegeben hatte. Er blickte auf, als sich Dodd näherte. »Lesen Sie das«, sagte er und hielt dem Colonel das Papier hin.

»Er will kapitulieren?«, fragte Dodd und nahm den Brief.

»Lesen Sie einfach«, sagte Bappu grimmig.

Der Brief war unbeholfen geschrieben, jedoch verständlich. Beny Singh, als Festungskommandant von Gawilgarh Vertreter des Radschas von Berar, bot den Briten an, die Festung zu der einzigen Bedingung zu übergeben, dass die gesamte Garnison und ihre Angehörigen verschont wurden. Keiner sollte verletzt, niemand gefangen genommen

werden. Die Briten konnten alle Waffen in der Festung konfiszieren, doch sie mussten Gawilgarhs Einwohnern erlauben, sie mit so viel persönlichem Besitz zu verlassen, wie sie zu Fuß oder Pferde forttragen konnten.

»Natürlich werden die Briten das akzeptieren!«, sagte Manu Bappu. »Sie wollen nicht in den Breschen sterben!«

»Hat Beny Singh die Befugnis, dies zu versenden?«, fragte Dodd.

Bappu zuckte mit den Schultern. »Er ist der Killadar.«

»Sie sind der General der Armee und der Bruder des Radschas.«

Bappu starrte zwischen den hohen Wällen des Eingangs zum Himmel empor. »Man kann das bei meinem Bruder nie wissen«, sagte er. »Vielleicht will er kapitulieren? Davon hat er mir aber nichts gesagt. Vielleicht, wenn wir verlieren, kann er mir die Schuld geben und sagen, dass er immer eingewilligt hätte.«

»Aber Sie werden nicht einwilligen?«

»Wir können hier siegen!«, sagte Bappu heftig. Dann wandte er sich zum Palast, als Gopal das Nahen des Killadars ankündigte.

Beny Singh musste vom Palast aus beobachtet haben, was mit seinem Boten geschehen war, denn jetzt eilte er heran, und hinter ihm kamen seine Frauen, Konkubinen und Töchter. Bappu ging auf sie zu, gefolgt von Dodd und einem Dutzend seiner weiß berockten Soldaten. Der Killadar musste angenommen haben, dass der Anblick der Frauen das Herz Bappus erweichen würde, doch das Gesicht des Prinzen verhärtete sich.

»Wenn Sie kapitulieren wollen«, rief er Beny Singh zu, »dann reden Sie erst mit mir!«

»Ich habe hier die Befugnis«, erwiderte Beny Singh mit piepsender Stimme. Er hielt den kleinen Schoßhund in den Armen, dessen Zunge heraushing, als er in der Hitze hechelte.

»Sie haben nichts«, entgegnete Bappu. Die Frauen, hübsch in ihrer Seide und Baumwolle, drängten sich zusammen, als sich die beiden Männer neben der Schlangengrube trafen.

»Die Briten schlagen ihre Breschen«, protestierte Beny Singh, »und morgen oder übermorgen werden sie durchkommen! Wir werden alle getötet!« Er heulte fast. »Meine Töchter werden ihr Spielzeug und meine Frauen ihre Dienerinnen sein.« Die Frauen erschauerten.

»Die Briten werden in den Breschen sterben«, entgegnete Bappu.

»Sie können nicht aufgehalten werden!«, beharrte Beny Singh. »Sie sind *djinns*.«

Bappu schob Beny Singh plötzlich zurück gegen die Felsengrube, in der die Schlangen gehalten wurden. Der Killadar schrie auf, als er stolperte und rückwärts fiel, doch Bappu hielt Beny Singhs gelbes Seidengewand fest. Er packte so hart zu, dass der Killadar nicht fallen konnte. Hakeswill schob sich an den Rand der Grube und sah die Affenknochen. Dann sah er etwas über den schattigen Boden der Grube gleiten und trat schnell zurück.

Beny Singh wimmerte. »Ich bin der Killadar! Ich versuche, Leben zu retten!«

»Sie sollen ein Soldat sein«, sagte Bappu mit seiner zischenden Stimme, »und Ihre Aufgabe ist es, die Feinde meines Bruders zu töten.« Die Frauen schrien, befürchteten, dass ihr Mann in die Schlangengrube fiel, doch Manu Bappu hielt ihn eisern am Seidengewand fest. »Und wenn die Briten in den Breschen sterben und ihre Überlebenden südlich durch die Ebene gejagt und geplündert werden, wer wird dann die Lorbeeren für den Sieg einheimsen? Der Kommandant der Festung, der Killadar. Und Sie wollen diesen Ruhm wegwerfen?«

»Sie sind *djinns*«, sagte Beny Singh, und er schaute zur Seite zu Obadiah Hakeswill, in dessen Gesicht es zuckte, und schrie: »Sie sind *djinns!*« -

»Sie sind Menschen, so schwach wie andere Menschen«, sagte Bappu. Er hielt mit der freien Hand das Halsband des Hündchens fest. Beny Singh wimmerte in seinem Griff, hütete sich aber, Widerstand zu leisten. Das Schoßhündchen zerrte am Halsband. Manu Bappu hielt es hoch. »Wenn Sie noch einmal versuchen, die Festung aufzugeben, dann wird dies Ihr Schicksal sein.« Er ließ den Schoßhund fallen. Er kläffte, als er in die Grube stürzte, und jaulte Mitleid erregend, als er auf dem felsigen Boden aufprallte. Es folgte ein Zischen, ein Schlagen von Pfoten, ein letztes Aufjaulen. Dann herrschte Stille. Beny Sing schrie entsetzt auf, voller Mitleid mit seinem Hund. Dann stammelte er, dass er seinen Frauen eher Gift zu trinken geben würde, als zu riskieren, Opfer der schrecklichen Belagerer zu werden.

Manu Bappu schüttelte den unglücklichen Killadar. »Verstehen Sie mich?«, fragte er.

»Ich verstehe«, ächzte Beny Singh.

Manu Bappu zog den Killadar vom Rand der Grube in Sicherheit. »Sie gehen in den Palast, Beny Singh«, befahl er, »und Sie werden dort bleiben und keine weiteren Botschaften an den Feind schicken.« Er schob den Killadar von sich und wandte ihm den Rücken zu. »Colonel Dodd!«

»Sahib?«

»Ein Dutzend Ihrer Männer wird dafür sorgen, dass der Killadar keine Botschaften an die Engländer schickt. Wenn er es versucht, können Sie den Boten töten.«

Dodd lächelte. »Selbstverständlich, Sahib.«

Bappu kehrte zurück zum belagerten äußeren Fort, während sich der Festungskommandant zum Palast oberhalb des mit grünem Schaum bedeckten Sees davonstahl. Dodd teilte ein Dutzend Männer zur Bewachung des Eingangs vom Palast ein, dann kehrte er zum Wehrgang zurück. Hakeswill folgte ihm dorthin. »Warum hat der Killadar solche Angst, Sir? Weiß er etwas, von dem wir noch keine Ahnung haben?«

»Er ist ein Feigling, Sergeant.«

Aber Beny Singhs Angst hatte Hakeswill angesteckt. Er stellte sich einen rachsüchtigen Sharpe vor, der von den Toten zurückgekehrt war, um ihn in der gefallenen Festung aufzuspüren und zu massakrieren. »Die Bastarde können hier nicht rein, oder?«, fragte er besorgt.

Dodd erkannte Hakeswills Furcht, die gleiche, die er selbst empfand, die Furcht vor der Schmach, von den Briten gefangen genommen und dann von einem gnadenlosen Gericht verurteilt zu werden. Er lächelte. »Sie werden vermutlich das äußere Fort einnehmen, Sergeant, weil sie sehr gut sind und weil unsere alten Kameraden tatsächlich wie *djinns* kämpfen, aber sie können nicht die Schlucht überqueren. Selbst nicht, wenn alle finsteren Mächte ihnen helfen, selbst nicht, wenn sie uns ein Jahr lang belagern und all diese Mauern zertrümmern und die Tore zerstören und den Palast zusammenschießen, denn sie müssen trotzdem die Schlucht überwinden, und das ist unmöglich. Das können sie niemals schaffen.«

Und wer in Gawilgarh die Macht hat, dachte Dodd, der herrscht in Indien.

Und binnen einer Woche würde er hier Radscha sein.

Gawilgarhs Mauern waren brüchig, wie Stokes vermutet hatte. Es dauerte nicht mal einen ganzen Tag, um die erste Bresche zu schlagen. Am frühen Nachmittag hatte die Mauer noch gestanden, obwohl eine Höhle in den staubigen Trümmern, auf die Stokes die Geschütze gerichtet hatte, entstanden war, und dann war die ganze Mauer urplötzlich zusammengebrochen. Ihre Trümmer schlitterten in einer Rauchwolke den kurzen Hang hinab. Langsam senkte sich der Staub und gab den Blick auf eine steile Rampe aus durcheinander gewürfelten Steinen frei, die in den Zwischenraum zwischen den beiden Mauern führte. Ein kleiner Stumpf der hinteren Mauer existierte noch, doch in einer Stunde Arbeit konnten diese Reste beseitigt werden.

Die Kanoniere änderten ihr Ziel, begannen mit den beiden Breschen in der höheren inneren Mauer, während die

Batterien, die auf die Schießscharten gefeuert hatten, um die feindlichen Geschütze auszuschalten, jetzt in die erste Bresche zu schießen begannen, um die Verteidiger davon abzuhalten, Hindernisse auf der Rampe zu errichten. Die feindlichen Geschütze – diejenigen, die noch existierten – verdoppelten ihre Bemühungen, die britischen Batterien unbrauchbar zu machen, doch ihre Geschosse bohrten sich in die Schanzkörbe oder flogen darüber hinweg. Das schwere Geschütz, das schon ein Blutbad angerichtete hatte, feuerte noch dreimal, doch seine Kugeln krachten nutzlos gegen die Felsen. Danach gaben die Marathen-Kanoniere auf, unerklärlich für Stokes.

Am nächsten Tag wurden zwei Breschen in die innere Wand der Mauer geschlagen, und jetzt konzentrierten sich die großen Geschütze darauf, alle drei Lücken zu vergrößern. Die Geschosse der Achtzehnpfünder schlugen in die bröckelnden Steine und durchstießen die Füllung der Mauer, um die Rampen zu vergrößern. Am Abend waren die Breschen offensichtlich groß genug, und jetzt richteten die Kanoniere ihre Geschütze auf die verbliebenen Kanonen des Feindes. Eine Besatzung nach der anderen wurde ausgeschaltet oder die Schießscharten wurden zerschmettert. Ein ständiger Rauchschleier hing über der felsigen Landenge, dicht und stechend und jedes Mal aufwallend, wenn ein Schuss hindurch peitschte. Die Zwölfpfünder feuerten in die Breschen, während die Haubitzen weitere Geschosse über die Mauer jagten.

Die britischen Geschütze feuerten bis tief in die Abenddämmerung, und von Minute zu Minute wurde die feindliche Antwort schwächer. Erst als die schwarze Nacht hereinbrach, stellten die Belagerer das Feuer ein, weil ihre Geschütze heiß waren, doch selbst dann gab es keine Atempause für den Feind. Des Nachts konnten die Verteidiger die Breschen in Todesfallen verwandeln. Sie würden die steinernen Rampen verminen oder breite Schützengräben auf den Gipfeln der Breschen ausheben,

oder neue Wälle hinter den Breschen anlegen. Doch die Briten ließen ein schweres Geschütz während der Dunkelheit feuern. Sie luden die Achtzehnpfünder mit Kartätschen und bestrichen das Gebiet der Breschen dreimal pro Stunde mit Musketenkugeln, um jeden Marathen davon abzuhalten, sein Leben auf den Schutthängen zu riskieren.

Nur wenige schliefen in dieser Nacht gut. Das Krachen des Geschützes wirkte unnatürlich laut, und selbst im britischen Lager konnten die Männer hören, wenn die Musketenkugeln gegen Gawilgarhs zertrümmerte Mauer prallten. Die Soldaten wussten, dass sie am Morgen zu dieser Mauer gehen und sich ihren Weg durch die Trümmer kämpfen mussten. Und was würde sie erwarten? Sie argwöhnten, dass der Feind oberhalb der Breschen Geschütze in Stellung gebracht hatte, um auf die Rampe zu feuern. Sie erwarteten Blut und Schmerz und Tod.

»Ich bin noch nie in einer Bresche gewesen«, sagte Garrard zu Sharpe. Die beiden Männer hatten sich bei Syud Sevajees Zelt getroffen, und Sharpe hatte seinem alten Freund eine Flasche Arrak gegeben.

»Ich auch nicht«, sagte Sharpe.

»Es soll schlimm sein.«

»Ja, das sagt man«, pflichtete Sharpe ihm bei. Es war vermutlich die schlimmste Tortur, die ein Soldat erleben kann.

Garrard trank Arrak, wischte sich über die Lippen und gab die Flasche Sharpe zurück. Er bewunderte Sharpes Uniformrock im Licht des kleinen Lagerfeuers. »Schönes Stück Tuch, Mister Sharpe.«

Clare Wall hatte dem Rock neue Manschetten verpasst. Sharpe hatte sein Bestes getan, um ihn ein wenig verkrumpelt und leicht staubig wirken zu lassen, doch er sah immer noch teuer aus. »Ah, nur ein alter Rock, Tom.«

»Komisch, nicht wahr? Mister Morris vermisst einen Rock.«

»Tatsächlich?«, fragte Sharpe. »Da hätte er mehr aufpassen sollen.« Er gab Garrard die Flasche und erhob sich. »Ich

muss was erledigen, Tom.« Er streckte ihm die Hand hin. »Bis morgen.«

»Ich werde nach dir Ausschau halten, Dick.«

Sharpe führte Ahmed durch das Lager. Einige Männer sangen an ihren Feuern, andere schärften wie besessen Bajonette, die bereits rasiermesserscharf waren. Ein Kavallerist hatte einen Schleifstein aufgestellt, und viele Ordonnanzen brachten Degen und Säbel, um sie zu schärfen. Funken flogen in die Dunkelheit. Die Pioniere erledigten ihre letzte Arbeit, fertigten Leitern aus Bambus an, der aus der Ebene herauf transportiert worden war.

Major Stokes beaufsichtigte die Arbeiten, und seine Augen weiteten sich vor Freude, als er Sharpe durch den Feuerschein nahen sah. »Richard! Sind Sie das? Mann, das ist er tatsächlich! Das ist ein Ding! Und ich dachte, Sie wären beim Feind im Verlies eingesperrt! Sind Sie entkommen?«

Sharpe schüttelte Stokes die Hand. »Ich bin nie nach Gawilgarh gebracht worden. Ich wurde von einigen Reitern gefangen genommen«, log er, »aber die wussten anscheinend nicht, was sie mit mir anfangen sollten, und so ließen sie mich laufen.«

»Das freut mich sehr!«

Sharpe blickte zu den Leitern. »Wusste gar nicht, dass wir morgen mit Leitern stürmen.«

»Ist auch keine Eskalade geplant«, sagte Stokes, »aber man weiß nie, welche Hindernisse überwunden werden müssen, um in eine Festung einzudringen. Da ist es nur vernünftig, Leitern mitzunehmen.« Er schaute zu Ahmed, der jetzt einen Rock der Sepoys trug, den Syud Sevajee ihm gegeben hatte. Der Junge trug den roten Rock mit Stolz, obwohl es ein armseliges, fadenscheiniges und blutbeflecktes Ding war. »Ich muss schon sagen, du siehst wie ein richtiger Soldat aus.« Stokes sah den Jungen bewundernd an. Ahmed schlug die Hacken zusammen und stand still. Dann schulterte er seine Muskete und machte

eine zackige Kehrtwendung. Major Stokes applaudierte. »Gut gemacht, Junge.« Dann blickte er Sharpe an. »Ich befürchte, Ihnen ist all die Aufregung entgangen, Sharpe.«

»Aufregung?«

»Ihr Captain Torrance ist gestorben. Anscheinend Selbstmord. Schreckliches Ende. Mir tut es für seinen Vater leid. Er ist ein Geistlicher. Armer, armer Mann. Möchten Sie mit mir einen Tee trinken, Sharpe? Oder brauchen Sie Schlaf?«

»Ich trinke gern einen Tee mit Ihnen, Sir.«

»Dann gehen wir zu meinem Zelt«, sagte Stokes und ging voran. »Ich habe übrigens noch Ihren Tornister. Den können Sie mitnehmen.«

»Ich würde ihn lieber noch einen Tag bei Ihnen lassen«, sagte Sharpe. »Morgen werde ich beschäftigt sein.«

»Beschäftigt?«, fragte Stokes.

»Ich gehe mit Kennys Einheit in die Festung, Sir.«

»Lieber Gott!« Stokes blieb stehen und runzelte die Stirn. »Ich habe keinen Zweifel, dass wir durch die Breschen kommen, denn es sind gute. Ein bisschen steil vielleicht, aber wir sollten durchkommen. Und Gott allein weiß, was jenseits davon wartet. Ich befürchte, dass es im inneren Fort größere Hindernisse sein können, als jeder von uns erwartet.« Er schüttelte den Kopf. »Nein, ich bin nicht optimistisch, Sharpe, das bin ich wirklich nicht.«

Sharpe hielt Stokes’ Mangel an Zuversicht für ein böses Omen für den Angriff. »Ich muss in die Festung, Sir, daran lässt sich nichts ändern. Aber ich habe mich gefragt, ob Sie ein Auge auf Ahmed halten können.« Er ergriff den Jungen an der Schulter und zog ihn vor sich. »Der kleine Kerl wird darauf bestehen, mich zu begleiten«, sagte Sharpe, »aber wenn Sie auf ihn aufpassen, könnte er überleben.«

»Er kann mein Assistent sein«, sagte Stokes glücklich. »Aber, Richard, kann ich Sie nicht zu der gleichen Aufgabe überreden? Haben Sie den Befehl, Kenny zu begleiten?«

»Nein, Sir, ich habe keinen Befehl, aber ich muss in die Festung. Es ist eine persönliche Sache.«

»Es wird blutig werden«, warnte Stokes. Er ging weiter zu seinem Zelt und rief nach seinem Diener.

Sharpe schob Ahmed auf Stokes’ Zelt zu. »Du bleibst hier, Ahmed, hast du mich verstanden?«

»Ich komme mit dir«, widersetzte sich Ahmed.

»Du bleibst verdammt hier.« Sharpe zerrte an Ahmeds rotem Rock. »Du bist jetzt ein Soldat. Das bedeutet, dass du Befehle ausführen musst, verstanden? Du gehorchst. Und ich befehle dir, hier zu bleiben.«

Der Junge blickte finster drein, doch er schien den Befehl hinzunehmen, und Stokes zeigte ihm, wo er schlafen konnte. Danach unterhielten sich die beiden Männer, das heißt, Sharpe hörte Stokes zu, der begeistert schilderte, dass er feinen Quarz entdeckt hatte, als das Gegenfeuer des Feindes die Felsen aufgerissen hatte. Schließlich begann der Major zu gähnen. Sharpe trank seinen Tee aus und wünschte Stokes eine gute Nacht. Er vergewisserte sich, dass Ahmed eingeschlafen war, und ging in die Nacht hinaus.

Er fand noch keinen Schlaf. Er wünschte, Clare wäre nicht zu Eli Lockhart gegangen, obwohl er sich für den Kavalleristen freute, dass sie ihn erhört hatte. Durch ihre Abwesenheit fühlte er sich sehr einsam. Er ging zum Rand der Felsen und starrte zur Festung hinüber. Ein paar Lichter zeigten sich in Gawilgarh, und alle zwanzig Minuten wurde die felsige Landenge vom gewaltigen Mündungsblitz des Belagerungsgeschützes erhellt. Die Kugel krachte gegen die Mauer, doch dann war es wieder still bis auf den fernen Gesang im Lager, das Summen von Insekten und das Säuseln des Windes an den Felsen.

Einmal, als wieder das Donnern des großen Geschützes die Stille zerriss, sah Sharpe verschwommen die drei Breschen in den beiden Mauern. Und warum will ich unbedingt in diese Todesfalle gehen?, fragte er sich. Ist es Rachsucht? Nur um Hakeswill und Dodd zu finden? Er könnte abwarten, bis

die Angreifer ihre Arbeit erledigt hatten, und dann unbehindert in die Festung schlendern, doch diesen einfachen Weg würde er nicht wählen. Er würde sich mit Kennys Männern seinen Weg in die Festung Gawilgarh erkämpfen, und der Grund war Stolz. Er wollte nicht als Offizier versagen. Das 74. hatte ihn abgewiesen, und die Schützen kannten ihn noch nicht. So musste Sharpe einen guten Ruf nach England mitnehmen, wenn er eine Chance auf Erfolg haben wollte.

Also musste er morgen kämpfen. Oder sonst musste er sein Offizierspatent verkaufen und die Armee verlassen. Daran hatte er schon gedacht, doch er wollte die Uniform behalten. Es gefiel ihm bei der Armee, er fand, dass er seinen Job bei der Armee, die Feinde des Königs zu bekämpfen, gut machte. Morgen würde er es wieder tun und somit demonstrieren, dass er die rote Schärpe und den Säbel verdiente.

Am Morgen, wenn die Trommeln schlugen und die feindlichen Geschütze donnerten, würde Sharpe in die Festung Gawilgarh gehen.

KAPITEL 9

Im Morgengrauen zog Nebel in Deogaum durch die nassen Bäume, ballte sich in den Tälern und senkte sich auf die Zelte. »Ein Hauch von Winter, meinen Sie nicht auch?«, bemerkte Sir Arthur Wellesley.

»Das Thermometer zeigt 78 Grad Fahrenheit, Sir«, erwiderte sein Adjutant Campbell, ein junger Schotte, trocken.

»Nur ein Hauch von Winter, Campbell, nur ein Hauch«, sagte der General. Er stand vor seinem Zelt, in einer Hand eine Tasse mit Unterteller, und schaute durch die Nebelfetzen zu den Felsen, die von der aufgehenden Sonne in strahlendes Licht getaucht wurden. Ein Diener stand mit Wellesleys Uniformrock, Hut und Schwert hinter ihm. Ein zweiter Diener hielt sein Pferd, während ein dritter darauf wartete, ihm Tasse und Unterteller abzunehmen. »Wie geht es Harness?«, fragte der General Campbell.

»Ich glaube, er schläft jetzt die meiste Zeit, Sir«, antwortete Campbell. Colonel Harness war vom Kommando seiner Brigade abgelöst worden. Er hatte im Lager getobt, verlangt, dass seine Highlander antraten und ihm südwärts folgten, um gegen Dragoner, Papisten und Whigs zu kämpfen.

»Er schläft?«, fragte der General. »Und was tun die Ärzte? Flößen sie ihm Rum ein?«

»Ich glaube, es ist eine Tinktur aus Opium, Sir, aber höchstwahrscheinlich mit Rum-Geschmack.«

»Der arme Harness«, sagte Wellesley und nippte an seinem Tee.

Hoch oberhalb von ihm feuerten Zwölfpfünder-Geschütze, die auf den kegelförmigen Hügel südlich der Festung geschafft und in Stellung gebracht worden waren. Wellesley wusste, dass diese Geschütze nichts bewirkten, aber er hatte stur darauf bestanden, dass sie auf das Tor der Festung

feuerten, das auf die weite Ebene hinausschaute. Die Kanoniere hatten den General gewarnt, dass der Beschuss wirkungslos bleiben und sie zu weit und zu hoch feuern mussten, doch Wellesley wollte die Festung wissen lassen, dass ein Angriff von Süden ebenso wie über die Landenge im Norden erfolgen konnte, und so hatte er den Pionieren befohlen, eine Batterie auf der Hügelkuppe zu errichten. Die beiden Geschütze, die mit der maximalen Richthöhe feuerten, waren gerade fähig, ihre Geschosse zum südlichen Eingang Gawilgarhs zu schleudern, und wenn die Kanonenkugeln das Tor erreichten, war alle Durchschlagskraft verloren und sie kollerten einfach den steilen Hang herab. Aber das war nicht der Sinn der Sache. Der springende Punkt war, die Garnison abzulenken. Jeder, der nach Süden blickte, konnte nicht den Männern, die durch die Breschen angriffen, entgegengeworfen werden.

Dieser Angriff konnte erst in fünf Stunden beginnen, denn Lieutenant Colonel Kenny musste erst seine Männer zu den Breschen führen, und bis dahin sollten Wellesleys andere Angreifer auf ihren Positionen sein. Dies waren zwei Kolonnen Rotröcke, die jetzt die beiden steilen Straßen hinaufmarschierten, die sich zu den großen Felsen hinauf wanden.

Colonel Wallace, mit seinem eigenen 74. Regiment und einem Bataillon Sepoys, würde sich dem südlichen Tor nähern, während das 78. und ein anderes Eingeborenen-Bataillon die Straße erklettern würden, die zur Schlucht zwischen den Forts führte. Beide Kolonnen mussten damit rechnen, unter schweres Artilleriefeuer zu geraten, und keine konnte hoffen, in die Festung vorzustoßen, aber ihre Aufgabe bestand darin, die Verteidiger abzulenken, während Kennys Männer zu den Breschen gelangten.

Wellesley trank den Tee aus, verzog das Gesicht wegen des bitteren Geschmacks und hielt dem Diener Tasse und Unterteller hin. »Zeit zum Aufbruch, Campbell.«

»Jawohl, Sir.«

Wellesley hatte mit dem Gedanken gespielt, über das Plateau zu reiten und hinter Kenny in die Festung einzudringen, doch er nahm an, dass seine Anwesenheit die Männer nur ablenken würde, die genug Probleme meistern mussten und sich nicht darum sorgen sollten, ob sie eine gute Figur vor ihrem Kommandeur machten. Stattdessen würde er über die südliche steile Straße reiten und sich Wallace und dem

74. Regiment anschließen. All diese Männer konnten erhoffen, dass die anderen Angreifer in das innere Fort gelangten und das Südtor öffneten, denn sonst würden sie den Hügel erfolglos wieder hinunter zu ihrem Lager marschieren müssen. Alles oder Nichts, dachte Wellesley. Sieg oder Schande.

Er saß auf, wartete darauf, dass sich seine Adjutanten versammelten, und tippte die Flanken seines Pferdes mit den Sporen an. Gott helfe uns jetzt, dachte er.

Lieutenant Colonel Kenny betrachtete durch ein Fernrohr, das er auf einem Felsen bei einer der beiden Batterien aufgelegt hatte, welche die Breschen geschlagen hatten, das Resultat ihrer Arbeit. Die Kanonen feuerten, doch er ignorierte den Lärm und starrte auf die steinernen Rampen, die seine Männer erklimmen mussten. »Sie sind steil, Mann«, grollte er, »verdammt steil.«

»Die Wälle sind auf einem Hang erbaut«, sagte Stokes. Er wusste, dass die Breschen steil waren, und deshalb feuerten die Geschütze immer noch. Es bestand keine Hoffnung, die Breschen weniger steil zu machen, doch das weitere Bombardement gab der angreifenden Infanterie wenigstens das Gefühl, dass die Kanoniere versuchten, die Probleme zu vermindern.

»Sie haben Löcher in die Mauer geblasen«, sagte Kenny, »das muss ich zugeben. Aber es sind keine praktischen Löcher, Stokes, sondern verdammt steile.«

»Zwangsläufig«, wiederholte Stokes geduldig.

»Wir sind keine Kletteraffen, wissen Sie«, beschwerte sich Kenny.

»Ich glaube, Sie werden sie praktisch finden, Sir«, sagte Stokes beruhigend. Er und Kenny wussten, dass die Breschen nicht verbessert werden konnten und der Angriff durch sie versucht werden musste. Kennys Murren verriet seine Nervenanspannung, und das konnte ihm Stokes nicht verdenken. Er hätte weder mit einem Degen oder einer Muskete diesen Hang aus steinernen Trümmern hinaufklettern wollen, ohne zu wissen, welches Grauen auf der anderen Seite vom Feind vorbereitet worden war.

Kenny schob widerwillig das Fernrohr zusammen. Er zuckte zusammen, als eine der Achtzehnpfünder-Kanonen donnerte und die Batterie in Rauch hüllte. Dann schritt er in die ätzende Rauchwolke und rief nach Major Plummer, dem Artillerie-Offizier.

Plummer, rußgeschwärzt und schwitzend, tauchte aus dem Rauch auf. »Sir?«

»Sie werden Ihre Geschütze feuern lassen, bis wir in den Breschen sind?«

»Das werde ich, Sir.«

»Dann sollten die Männer ihre verdammten Köpfe unten halten«, sagte Kenny und fischte seine Uhr aus der Tasche. »Es ist jetzt zehn nach neun.«

»Acht nach neun«, sagte Plummer.

»Genau neun Uhr«, sagte Stokes und klopfte gegen seine Uhr, um zu sehen, ob die Zeiger hängen geblieben waren.

»Wir gehen nach meiner Uhr«, bestimmte Kenny, »und wir werden Schlag zehn Uhr vorrücken. Und denken Sie daran, Plummer, zu feuern, bis wir dort sind! Seien Sie nicht zurückhaltend, Mann, hören Sie nicht auf, auch wenn wir schon nahe an der Bresche sind. Heizen Sie den Bastarden ein. Bepfeffern Sie sie!« Er blickte stirnrunzelnd Ahmed an, der bei Stokes stand. Der Junge trug seinen roten Uniformrock, der ihm viel zu groß war. Kenny war drauf und dran, eine Erklärung für die sonderbare Kleidung des Jungen

zu verlangen, doch dann zuckte er mit den Schultern und wandte sich ab.

Er ging zu seinen Männern, die auf dem Pfad hockten, der zum Tor der Festung führte. Sie waren vor den Verteidigern durch die Form des Terrains geschützt, doch in dem Moment, in dem sie über die niedrige felsige Anhöhe vorrückten, würden sie Ziele bieten. Dann hatten sie etwa dreihundert Yards freies Terrain vor sich, und wenn sie sich den Wällen näherten, würden sie in die schmale Enge zwischen dem Wasserbecken und dem Abgrund zusammengedrängt sein, wo das Feuer der Verteidiger am heftigsten sein würde. Danach mussten sie durch die Breschen und zu dem Grauen klettern, das vermutlich außer Sicht auf sie wartete.

Die Männer hatten den dürftigen Schatten von Büschen oder Felsbrocken gesucht. Viele waren halb betrunken, denn ihre Offizier hatten Extrarationen an Arrak oder Rum ausgegeben. Keiner hatte Gepäck dabei. Sie hatten nur ihre Musketen, die Munition und Bajonette. Nur wenige von ihnen beteten. Ein Offizier der Schottischen Brigade kniete barhäuptig bei einer Gruppe seiner Männer, und Kenny, fasziniert von dem Anblick, ging an den knienden Soldaten vorbei und hörte sie leise den 23. Psalm wiederholen. Die meisten Männer saßen mit gesenktem Kopf und in Gedanken versunken da. Die Offiziere zwangen sich zur Unterhaltung.

Hinter Kennys tausend Mann würde eine zweite Sturmtruppe folgen, ebenfalls aus Sepoys und Schotten zusammengesetzt. Wenn Kenny scheiterte, dann würde der zweite Sturmtrupp versuchen, weiter vorzudringen, und wenn Kenny Erfolg hatte, würden sie das äußere Fort sichern, während Kennys Männer in das innere Fort vorstießen. Bei beiden Angriffstrupps befanden sich kleine Gruppen von Kanonieren. Ihre Befehle lauteten, herauszufinden, ob noch funktionsfähige Kanonen im äußeren Fort existierten, und sie dann gegen die Verteidiger jenseits der Schlucht zu richten.

Ein Offizier mit den weißen Aufschlägen des 74. Regiments kam den Pfad herauf und bahnte sich seinen Weg zwischen den wartenden Soldaten hindurch. Der Mann trug einen billigen indischen Säbel an der Hüfte und war – ungewöhnlich für einen Offizier – mit einer Muskete und Patronentasche ausgerüstet.

»Wer, zum Teufel, sind Sie?«, fragte Kenny.

»Sharpe, Sir.«

Der Name war Kenny vertraut. »Wellesleys Mann?«

»Davon weiß ich nichts.«

Bei Sharpes ausweichender Antwort furchte Kenny die Stirn. »Sie waren bei Assaye dabei, nicht wahr?«

»Jawohl, Sir.«

Kennys Miene wurde weicher. Er hatte vieles über Sharpe gehört und bewunderte einen tapferen Mann. »Und was, zum Henker, tun Sie hier, Sharpe? Ihr Regiment ist Meilen entfernt! Es klettert die Straße von Deogaum hoch.«

»Ich bin hier gestrandet, Sir.« Sharpe sagte sich, dass es keinen Sinn hatte, eine längere Erklärung abzugeben. »Und dann war keine Zeit, um mich wieder dem 74. anzuschließen, Sir, so hatte ich gehofft, mit meiner alten Kompanie zu marschieren. Das sind Captain Morris' Männer, Sir.« Er wies den Pfad hinauf, wo sich die Leichte Kompanie des 33. zwischen einigen Felsbrocken versammelt hatte. »Natürlich mit Ihrer Erlaubnis, Sir.«

»Morris wird zweifellos froh über Ihre Hilfe sein, Sharpe«, sagte Kenny, »wie ich auch.« Er war beeindruckt von Sharpes Äußerem, denn der Ensign war groß, offensichtlich stark und sein Gesicht strahlte jugendliche Verwegenheit aus. In der Bresche hingen Sieg oder Niederlage oftmals vom Geschick und der Moral eines einzelnen Mannes ab, und Sharpe war ein entschlossener Mann, der zu kämpfen wusste. »Viel Glück, Sharpe.«

»Und alles Gute für Sie, Sir«, sagte Sharpe herzlich.

Während er weiterging, lastete die geliehene Muskete schwer auf seiner Schulter. Eli Lockhart und Syud Sevajee

warteten mit ihren Männern bei der dritten Gruppe, den Soldaten, die die Festung besetzen würden, wenn die Angriffstruppen ihre Arbeit erledigt hatten, wenn die ersten zweitausend Mann es geschafft hatten, durch die Breschen vorzustoßen. Ein Gerücht hatte sich verbreitet, dass die Breschen zu steil waren und niemand eine Waffe tragen und gleichzeitig die Rampen erklettern konnte. Die Männer glaubten, sie würden ihre Hände benutzen müssen, um über die Gesteinstrümmer hinwegzuklettern, und so würden sie leichte Ziele für jeden Verteidiger oben in den Breschen sein. Die Kanoniere, grollten sie, hätten mehr von der Mauer zusammenschießen sollen, wenn auch nicht alles, und der Beweis für diese Behauptung war das ständige Feuern ihrer Geschütze. Warum würden die Geschütze weiterhin die Mauer löchern, wenn die Breschen angeblich bereits groß genug waren? Die Männer konnten den Aufprall von Kanonenkugeln auf Steine hören, nahmen gelegentlich das Klackern von Schutt wahr, doch sie hörten keinerlei Feuer aus der Festung. Die Bastarde sparten sich ihren Beschuss für den Angriff auf.

Sharpe ging an Sepoys vorbei, die eine von Major Stokes' Bambusleitern trugen. Die dunklen Gesichter der Sepoys grinsten ihn an, und ein Mann bot Sharpe eine Feldflasche an, die starken Arrak enthielt. Sharpe nippte daran, und die Sepoys amüsierten sich, als er vorgab, erstaunt über die umwerfende Wirkung des Schnapses zu sein. »Das ist aber ein scharfer Stoff, Jungs«, sagte Sharpe. Dann ging er weiter auf seine alten Kameraden zu. Sie beobachteten sein Nahen mit einer Mischung aus Überraschung, Wiedersehensfreude und Besorgnis. Als die Leichte Kompanie Sharpe zum letzten Mal gesehen hatte, war er Sergeant gewesen. Kurz zuvor war er als Private ausgepeitscht worden. Und jetzt trug er eine Offiziersschärpe und einen Säbel! Obwohl Offiziere, die aus den Mannschaften befördert worden waren, nicht bei ihren alten Einheiten dienen sollten, hatte Sharpe unter diesen Männern Freunde, und wenn er über die steilen Trümmer

von Gawilgarhs Breschen klettern musste, dann wollte er das lieber unter Freunden tun.

Captain Morris war kein Freund, und er beobachtete Sharpes Nahen mit einer bösen Vorahnung. Sharpe schritt geradewegs zu seinem ehemaligen Kompaniechef.

»Schön, Sie zu sehen, Charles«, sagte er. Er nannte bewusst den Vornamen, denn er wusste, dass es Morris ärgern würde. »Schöner Morgen, wie?«

Morris schaute nach links und rechts, als suche er jemanden, der ihm helfen könnte, die Begegnung mit diesem Emporkömmling zu überstehen. Morris hatte Sharpe nie gemocht. Er hatte mit Obadiah Hakeswill dafür gesorgt, dass Sharpe ausgepeitscht worden war, und gehofft, dass diese Bestrafung mit dem Tod enden würde, doch Sharpe hatte überlebt und war Offizier geworden. Jetzt war der Bastard überall bekannt, und es gab nichts, was Morris dagegen tun konnte.

»Sharpe ...«, war alles, was er hervorbrachte.

»Ich dachte mir, ich schließe mich Ihnen an, Charles«, sagte Sharpe unbekümmert. »Ich bin hier gestrandet, und Kenny meinte, ich könnte hier bei Ihnen nützlich sein.«

»Natürlich«, sagte Morris. Er war sich bewusst, dass seine Männer herüberstarrten. Morris hätte Sharpe am liebsten zum Teufel gejagt, doch solch eine Unhöflichkeit konnte er sich gegenüber einem Offizierskollegen nicht erlauben. »Ich habe Ihnen nie gratuliert«, zwang er sich zu sagen.

»Aufgeschoben ist nicht aufgehoben«, sagte Sharpe.

Morris schoss das Blut in die Wangen. »Glückwunsch.«

»Danke, Charles«, sagte Sharpe. Dann wandte er sich um und blickte die Kompanie an. Die meisten grinsten ihn an, aber ein paar wichen seinem Blick aus. »Kein Sergeant Hakeswill?«, fragte Sharpe mit Unschuldsblick.

»Er wurde vom Feind gefangen genommen«, erwiderte Morris. Der Captain starrte Sharpes Uniformrock an, der ein wenig zu straff saß und ihm irgendwie vertraut vorkam.

Sharpe sah, dass Morris den Rock finster betrachtete. »Gefällt Ihnen der Rock?«, fragte er.

»Was?«, fragte Morris, verwirrt über seinen Verdacht und Sharpes unbeschwertes Verhalten. Morris selbst trug einen alten Rock, der mehrfach geflickt war.

»Ich habe den Rock nach unserem Sieg in Assaye gekauft«, sagte Sharpe. »Sie waren nicht dort, oder?«

»Nein.«

»Auch nicht in Argaum?«

»Nein«, sagte Morris und versteifte sich leicht. Er ärgerte sich darüber, dass Sharpe diese Schlachten überlebt hatte und jetzt andeutete, wenn auch taktvoll, dass die Erfahrung ihm einen Vorteil verschaffte. Das stimmte tatsächlich, aber Morris konnte das ebenso wenig zugeben wie seine Missgunst auf Sharpes Ansehen.

»Und wie lauten Ihre Befehle für heute?«, fragte Sharpe.

Morris konnte sich nicht an diesen selbstsicheren Sharpe gewöhnen, der ihn wie einen Ebenbürtigen behandelte, und er war versucht, nicht zu antworten, doch die Frage war vernünftig, und Sharpe war zweifellos ein Offizier, wenn auch nur ein Ensign.

»Wenn wir durch die erste Mauer hindurch sind«, antwortete Morris unglücklich, »wird Kenny die linke obere Bresche angreifen, und er will, dass wir die obere rechte Bresche abriegeln.«

»Klingt nach anständiger Arbeit für einen Morgen«, sagte Sharpe glücklich, und dann sah er Garrard und hob die Hand. »Wie geht's dir, Tom?«

»Es freut mich, dass Sie hier sind, Sir.«

»Ich kann euch Babys doch nicht ohne Hilfe eine Bresche stürmen lassen«, sagte Sharpe. Dann streckte er Sergeant Green die Hand hin. »Schön, Sie zu sehen, Sergeant.«

»Großartig, Sie zu sehen, Sir«, sagte Green und schüttelte Sharpe die Hand. »Ich habe gehört, dass Sie zum Offizier ernannt worden sind, und ich wagte es kaum, das zu glauben!«

»Sie wissen, was man über Abschaum sagt, Sergeant«, sagte Sharpe. »Er schwimmt immer oben, wie?« Einige der Männer lachten, besonders, als Sharpe zu Morris blickte, der diese Meinung tatsächlich vor Kurzem geäußert hatte. Andere blickten finster drein, denn es gab viele in der Kompanie, die Sharpe sein Glück neideten.

Einer davon, ein dunkelgesichtiger Mann namens Crowley, spuckte aus. »Du bist schon immer ein glücklicher Bastard gewesen, Sharpie.«

Sharpe schien die Bemerkung zu ignorieren, als er zwischen den sitzenden Männer hindurch ging, doch als er hinter Crowley war, drehte er sich so abrupt um, dass der Kolben seiner Muskete dem Private gegen den Kopf stieß. Crowley schrie auf, drehte den Kopf und sah Sharpe über sich aufragen. »Das Wort heißt ›Sir‹, Crowley.«

Crowley konnte Sharpes Blick nicht standhalten. »Jawohl, Sir«, sagte er unterwürfig.

»Tut mir leid, dass ich nicht auf die Muskete aufgepasst habe, Crowley«, sagte Sharpe.

Es folgte ein neuer Heiterkeitsausbruch, und Morris runzelte die Stirn. Er war unsicher, wie er Sharpe behandeln sollte, und so sagte er nichts. Watson, ein walisischer Private, der sich dem Regiment angeschlossen hatte, um nicht vors Schwurgericht zu kommen, wies mit dem Daumen zur Festung. »Es heißt, die Breschen sind zu steil, Mister Sharpe.«

»Nichts im Vergleich zu dem, was ihr walisischen Jungs jeden Tag in den Bergen erklettert«, sagte Sharpe. Kurz nach dem Morgengrauen hatte er sich Major Stokes' Fernglas geliehen und die Breschen betrachtet, und es hatte ihm nicht sehr gefallen, was er gesehen hatte, aber dies war nicht der Moment, um die Wahrheit zu sagen. »Die Hundesöhne bekommen von uns Prügel, Jungs«, sagte er stattdessen. »Ich habe jetzt zweimal gegen diese Marathen gekämpft, und sie können nichts vertragen. Sie sehen gut aus, aber wenn man ihnen Druck macht, hauen sie ab und

rennen wie die Karnickel. Geht auf sie los, kämpft weiter, und sie geben auf.«

Es war die Ansprache, die Morris ihnen hätte halten sollen. Sharpe hatte nicht gewusst, dass er irgendeine Rede halten würde, als er den Mund geöffnet hatte, aber irgendwie waren ihm die Worte über die Lippen gesprudelt. Und er war froh darüber, denn die Männer waren erleichtert bei seiner Zuversicht. Dann wirkten einige wieder unruhig, als sie einen Sepoy mit der britischen Flagge in den Händen den Pfad heraufkommen sahen. Colonel Kenny und seine Adjutanten näherten sich hinter dem Sepoy, alle mit gezogenem Degen. Captain Morris nahm einen tiefen Schluck aus seiner Feldflasche, und der Geruch von Rum erfüllte die Luft.

Die Geschütze feuerten und zerbröckelten die Ränder der Breschen. Rauch und Staub quollen auf. Soldaten, die spürten, dass der Befehl zum Vorrücken jeden Augenblick gegeben werden würde, erhoben sich und nahmen ihre Waffen auf. Einige berührten in ihren Taschen Hasenfüße oder andere Talismane. Ein Mann hatte den Kampf gegen die Übelkeit verloren und erbrach sich. Andere zitterten. Schweiß lief den Männern übers Gesicht.

»Vier Glieder«, sagte Morris.

»Formieren! Schnell jetzt!«, blaffte Sergeant Green.

Eine Haubitzengranate zog im Bogen über den Himmel zur Festung und zog eine Rauchspur hinter sich her, als sie abstürzte. Sharpe hörte die Explosion und sah dann eine weitere Granate folgen. Ein Mann rannte aus den Reihen zwischen die Felsen, zog seine Hose hinunter und entleerte sich. Jeder gab vor, keine Kenntnis davon zu nehmen, bis ihnen der Gestank in die Nase stieg. Dann johlten sie spöttisch, als der verlegene Mann sich wieder einreihte.

»Das reicht!«, sagte Green.

Ein Sepoy-Trommler versetzte seiner Trommel ein paar Schläge, während ein Dudelsackspieler Luft in seinen

Dudelsack blies und das Instrument dann unter seinen Ellbogen klemmte.

Colonel Kenny blickte auf seine Uhr. Die Geschütze feuerten weiter. Ihr Rauch trieb über die wartenden Männer. Der Sepoy mit der Fahne stand vor der sich bildenden Kolonne, und Sharpe nahm an, dass der Feind die Spitze der Fahne über dem Hügelkamm sehen konnte.

Sharpe nahm das Bajonett von seinem Gurt und pflanzte es auf die Muskete. Er trug nicht den Säbel, den Ahmed Morris gestohlen hatte, denn er wusste, dass die Waffe identifiziert werden konnte, und so hatte er sich von Syud Sevajee einen *tulwar* geliehen. Er vertraute dem Krummsäbel nicht. Er hatte zu viele indische Klingen im Kampf brechen sehen. Außerdem war er an Muskete und Bajonett gewöhnt.

»Bajonette aufpflanzen!«, befahl Morris, vom Anblick von Sharpes Klinge inspiriert.

»Und feuert nicht, bevor ihr in der Bresche seid«, fügte Sharpe hinzu. »Ihr habt nur einen Schuss, Jungs, also vergeudet ihn nicht. Ihr werdet erst Zeit zum Laden haben, wenn ihr durch beide Mauern durch seid.«

Morris runzelte die Stirn bei diesem unerwünschten Rat, doch die Männer schienen dankbar dafür zu sein, genauso dankbar, wie sie waren, weil sie nicht in den vordersten Reihen von Kennys Streitkraft angreifen mussten. Diese Ehre hatte die Grenadierkompanie des 94. Regiments, die eigentlich das Himmelfahrtskommando bilden sollte. Für gewöhnlich bestand dieses Himmelfahrtskommando, diese Gruppe von Männern, die als Erstes in eine Bresche ging, sich den feindlichen Fallen aussetzte und die unmittelbaren Feinde niederkämpfte, aus Freiwilligen. Kenny hatte entschieden, diesmal auf ein Himmelfahrtskommando zu verzichten. Er wollte die Breschen schnell füllen und so die Verteidiger durch die Überzahl überwältigen, und so folgten dicht hinter den Grenadieren der Schottischen Brigade zwei weitere Kompanien von Schotten, dann kamen Sepoys und

Morris’ Männer. Hart und schnell, hatte Kenny ihnen gesagt, hart und schnell. Lasst die Verwundeten zurück, hatte er befohlen, steigt einfach durch die verdammten Breschen rauf und fangt mit dem Töten an.

Der Colonel blickte ein letztes Mal auf seine Uhr, dann klappte er den Deckel zu und steckte sie in seine Uhrtasche. Er atmete tief durch, hob seinen Degen und schrie: »Jetzt!«

Und der Fahnenträger stürmte über den Hügelkamm, und dahinter folgte eine Woge von Männern und eilte auf die Mauern zu.

Ein paar Sekunden war es in der Festung still, dann wurde die erste Rakete abgefeuert. Sie schien mit einer Rauchfahne auf die vorrückenden Soldaten zuzurasen, dann drehte sie sich abrupt und stieg in den klaren Himmel.

Und dann begann das Krachen der Geschütze.

Colonel William Dodd sah die fehlgeleitete Rakete in den Himmel rasen, in ihrem eigenen Rauch taumeln und dann abstürzen. Manu Bappus Geschütze begannen zu feuern, und Dodd wusste, dass der britische Angriff im Gange war, obwohl er ihn nicht sehen konnte, weil das äußere Fort ihm die Sicht verdeckte. »Gopal!«, rief er nach seinem Stellvertreter.

»Sahib?«

»Schließ die Tore.«

»Sahib?« Gopal starrte den Colonel stirnrunzelnd an. Es war mit Manu Bappu besprochen worden, dass die vier Tore, die den Eingang zum inneren Fort blockierten, offen gelassen wurden, sodass sich die Verteidiger des äußeren Forts schnell zurückziehen konnten, wenn es nötig war. Dodd hatte sogar eine Kompanie zur Wache beim äußersten Tor postiert, die sicherstellen sollte, dass keine britischen Verfolger hinter Manu Bappus Männern eindringen konnten, und jetzt schlug Dodd vor, dass die Tore geschlossen werden sollten? »Sie wollen, dass ich die Tore schließen lasse, Sahib?«, fragte Gopal und fragte sich, ob er das missverstanden hatte.

»Schließe sie, verriegele sie und vergiss sie«, sagte Dodd, »und zieh dich mit dem Zug in die Festung zurück. Ich habe was anderes mit ihm vor.«

»Aber, Sahib, wenn ...«

»Du hast mich gehört, Jemadar! Beweg dich!«

Gopal rannte los, um Dodds Anweisung zu befolgen, und der Colonel ging über den Wehrgang, bis er über dem Eingang stand und sich davon überzeugen konnte, dass seine Befehle ausgeführt wurden. Er beobachtete zufrieden, wie die Soldaten, die das äußere Tor bewachten, in die Festung zurückkehrten, und dann wurden die vier breiten Tore eines nach dem anderen geschlossen. Die großen Riegel, jeder so dick wie ein menschlicher Oberschenkel, wurden in ihre Metallhalterungen gelegt. Das äußere Fort war nun isoliert. Wenn Manu Bappu die Briten zurückschlug, würde es einfach sein, die Tore wieder zu öffnen, aber wenn er verlor und flüchtete, würde er zwischen Dodds Kobras und den vorrückenden Briten in der Falle sitzen.

»Ihr seht, dass ich die Tore habe schließen lassen!«, rief er zu seinen Männern hinunter. »Und sie werden geschlossen bleiben. Sie werden nur mit meiner ausdrücklichen Erlaubnis geöffnet werden. Und wenn all die Maharadschas von Indien dort draußen stehen und Einlass begehren, die Tore bleiben geschlossen. Ist das verstanden worden?«

Die weiß berockten Soldaten, oder zumindest die paar, die etwas Englisch sprachen, nickten, während Dodd die Befehle für die anderen übersetzen ließ. Keiner zeigte viel Interesse an der Entscheidung. Sie vertrauten ihrem Colonel, und wenn er die Tore geschlossen halten wollte, dann sollte es so sein.

Dodd beobachtete, wie sich der Rauch auf der abgewandten Seite des äußeren Forts verdichtete. Ein grimmiger Kampf war dort entbrannt, doch er hatte nichts damit zu tun. Er würde erst zu kämpfen anfangen, wenn die Briten über die Schlucht das innere Fort angriffen. Doch ihre Attacken würden zu nichts führen. Der einzige Weg ins

innere Fort war der durch die Tore, und das war unmöglich. Die Briten mochten das erste Tor mit Kanonenfeuer zerstören, doch wenn sie erst hindurch waren, würden sie feststellen, dass die Eingangshalle scharf nach links abknickte und ihr Geschütz nicht durch den Gang auf die anderen Tore schießen konnte. Sie würden sich ihren Weg durch die enge Passage freikämpfen müssen, versuchen müssen, die folgenden Tore mit Äxten zu zerstören, und die ganze Zeit über würden seine Männer sie mit Feuer von den flankierenden Mauern beharken.

»Sahib?«, rief Gopal. Dodd wandte sich um und sah, dass der Jemadar auf den Pfad wies, der zum Palast führte. Beny Singh war auf dem Pfad erschienen, begleitet von einem Diener, der einen Sonnenschirm trug, um den Killadar vor der heißen Sonne zu schützen.

»Schick ihn hier rauf!«, rief Dodd zurück.

Dodd war begeistert, weil seine Taktik so gut klappte. Manu Bappu war bereits vom sicheren Rückzugsort abgeschnitten, und nur Beny Singh konnte ihm jetzt noch die Vorherrschaft streitig machen. Dodd war versucht, den Festungskommandanten hier und jetzt zu beseitigen, doch die Männer der Garnison, die immer noch loyal zu ihm hielten, würden Zeugen des Mordes werden, und so begrüßte Dodd Beny Singh mit einer respektvollen Verneigung.

»Was ist passiert?«, fragte Beny Singh. Er war außer Atem, nachdem er den Wehrgang erstiegen hatte. Dann erschrak er, als auf der südlichen Mauer, die die Schlucht überragte, plötzlich die Geschütze das Feuer eröffneten und eine grauweiße Rauchwolke aufstieg.

»Ich befürchte, Sahib«, sagte Dodd, »dass der Feind die Festung einnimmt.«

»Was sagen Sie da?« Der Killadar, der für die Schlacht mit einem blütenweißen Gewand mit rotem Kummerbund und juwelenbesetzter Seide bekleidet war, blickte entsetzt drein. Er beobachtete, wie sich der Rauch über der Schlucht

ausbreitete. Er war verwirrt, weil ihm nicht klar war, worauf die Geschütze der Festung feuerten. »Aber der Feind kann nicht hier hereinkommen!«

»Es nähern sich andere britische Soldaten, Sahib«, sagte Dodd. Er wies zu der Rauchwolke über der Schlucht. Die Geschütze auf der nahen Seite des äußeren Forts, die meisten davon kleine Drei- und Vierpfünder-Kanonen, zielten westwärts, was bedeutete, dass sich britische Soldaten auf der steilen Straße näherten, die von der Ebene hoch führte. Diese Soldaten waren noch außerhalb von Dodds Sicht, doch der Beschuss des äußeren Forts war ein eindeutiges Anzeichen auf ihre Anwesenheit. »Dort müssen Rotröcke zur Schlucht vordringen«, erklärte Dodd, »und wir haben nicht voraussehen können, dass die Briten von mehr als einer Seite aus angreifen könnten.« Die Lüge kam Dodd glatt über die Lippen. »Ich habe keinen Zweifel, dass die Briten auch die südliche Straße heraufmarschieren.«

»Das ist tatsächlich der Fall«, bestätigte der Killadar.

Dodd tat entsetzt. »Wir werden unser Bestes geben«, versprach er, »aber ich kann nicht alles auf einmal verteidigen. Ich befürchte, die Briten werden heute den Sieg erringen.« Er verneigte sich wieder vor dem Killadar. »Es tut mir sehr leid, Sahib. Aber Sie können einen unsterblichen Ruf erlangen, indem Sie sich dem Kampf anschließen. Wir könnten die heutige Schlacht verlieren, doch in zukünftigen Jahren werden die Menschen Loblieder über die Tapferkeit von Beny Singh singen. Und was gibt es Besseres für einen Soldaten, als mit einem Säbel in der Hand und vielen Feinden tot zu seinen Füßen zu sterben?«

Beny Singh erbleichte bei dem Gedanken. »Meine Töchter!«, krächzte er.

»Ja«, sagte Dodd ernst, »leider werden die Soldaten über sie herfallen. Aber Sie sollten sich keine Sorgen machen, Sahib. Nach meiner Erfahrung finden die schönsten Mädchen für gewöhnlich einen Soldaten, der sie verteidigt. Er ist meistens ein großer Mann, primitiv und gewalttätig,

aber er verhindert, dass die anderen Männer seine Frau vergewaltigen, abgesehen von seinen Freunden natürlich, denen er einige Freiheiten erlaubt. Ich bin mir sicher, dass Ihre Frauen und Töchter Männer finden werden, die begierig darauf sind, sie zu beschützen.«

Beny Singh flüchtete vor Dodds Versicherungen. Dodd lächelte, als der Killadar davoneilte. Dann wandte er sich um und ging zu Hakeswill, der in der Bastion über dem innersten Tor postiert war. Der Sergeant trug zur schwarzen Schärpe einen Säbel. Er stand zackig still, als sich Dodd näherte. »Rühren, Mister Hakeswill«, sagte Dodd. Hakeswill entspannte sich leicht. Es gefiel ihm, »Mister« genannt zu werden. Wenn dieser Bastard Sharpe ein Mister sein und einen Säbel tragen durfte, dann war das für ihn auch nur recht und billig. »Ich werde in ein paar Minuten einen Job für Sie haben, Mister Hakeswill«, sagte Dodd.

»Das wird mir eine Ehre sein«, erwiderte Hakeswill.

Dodd beobachtete, wie der Killadar den Pfad zum Palast empor eilte. »Unser verehrter Kommandant«, sagte er sarkastisch, »bringt einige schlechte Nachrichten in den Palast. Wir müssen warten, bis die Nachrichten dort Früchte tragen.«

»Schlechte Nachrichten, Sir?«

»Er nimmt an, dass wir verlieren werden«, erklärte Dodd.

»Ich bete, dass er sich irrt, Sir.«

»Das hoffe ich auch, Mister Hakeswill, das hoffe ich inbrünstig.« Dodd wandte sich um und beobachtete die Kanoniere im äußeren Fort und sah, wie kümmerlich ihre kleinen Kanonen wirkten. Er nahm an, dass solch schwaches Feuer die Rotröcke nicht lange aufhalten konnte. Die Briten würden in einer halben Stunde in der Schlucht sein, vielleicht sogar eher. »In zehn Minuten, Mister Hakeswill, werden Sie Ihre Kompanie zum Palast führen und den arabischen Wachen befehlen, herzukommen und die Mauern zu verteidigen.«

In Hakeswills Gesicht zuckte es. »Bitte, verzeihen Sie, Sir, ich spreche nicht ihre heidnische Sprache, Sir.«

»Das brauchen Sie auch nicht. Sie haben eine Muskete, machen Sie sich damit verständlich. Und sollte jemand Ihre Befugnis anzweifeln, Mister Hakeswill, haben Sie meine Erlaubnis, ihn zu erschießen.«

»Erschießen, Sir. Jawohl, Sir. Mit Vergnügen, Sir.«

»Sie haben freie Hand, Mister Hakeswill.«

In Hakeswills Gesicht zuckte es wieder. »Dieser fette, kleine Scheißer, Sir, der eben hier war, der mit dem Schnurrbart ...«

»Der Killadar, der Festungskommandant? Wenn er Sie infrage stellt ...«

»Erschieße ich den Scheißkerl, Sir.«

»Genau.« Dodd lächelte. Er hatte in Hakeswills Seele geblickt und festgestellt, dass sie pechschwarz und ideal für seine Zwecke war. »Tun Sie es für mich, Mister Hakeswill, und ich werde Sie zum Captain bei den Kobras machen. Ihr Havildar spricht etwas Englisch, nicht wahr?«

»Eine Art Englisch, Sir«, schränkte Hakeswill ein.

»Sorgen Sie dafür, dass er Sie versteht. Die Palastwachen sollen zu den Mauern geschickt werden.«

»Das werden sie, Sir, sonst werden sie sterben.«

»Sehr gut«, sagte Dodd. »Aber warten Sie noch zehn Minuten.«

»Jawohl, Sir. Ich wünsche Ihnen einen guten Tag, Sir.« Hakeswill grüßte zackig, machte eine Kehrtwendung und marschierte davon.

Dodd wandte sich wieder dem äußeren Fort zu. Raketen stiegen aus der Rauchwolke auf, über der immer noch Manu Bappus Flagge hing. Dodd hörte die Rufe von Männern, aber sehr schwach, denn sie wurden vom Donnern der Geschütze übertönt, der die silbergrauen Affen in der Schlucht erschreckte. Die Tiere drehten verwirrt ihre Köpfe und blickten zu den Männern auf den Mauern des inneren Forts auf, als könnten sie eine Erklärung für den Lärm und Gestank finden, die ihnen den Tag verdarben.

Ein Tag, der für Dodd perfekt verlief.

Die Leichte Kompanie des 33. Regiments hatte ein wenig abseits des Weges gewartet, und Captain Morris war absichtlich dort geblieben und hatte fast den gesamten Angriffstrupp Kennys passieren lassen, bevor er seine Männer aus den Felsen geführt hatte. So hatte er dafür gesorgt, dass er und seine Männer sich am Ende des Angriffs befanden, was das größte Maß an Sicherheit bedeutete.

Als Morris seine Männer auf der Zugangsstraße zur Festung marschieren ließ, ließ er sich absichtlich hinter einen Trupp Sepoys mit Leitern zurückfallen. Er ging an der Spitze der Kompanie, blickte aber immer wieder zurück und schnauzte Green an: »Bleiben Sie in Reihe, Sergeant!«

Sharpe ging neben der Kompanie, passte seinen langen Schritt dem langsamen Tempo von Morris an. Es dauerte einen Moment, bis sie die kleine Anhöhe der Straße erreicht hatten, doch dann sahen sie die Festung. Sharpe starrte in andächtigem Staunen auf den Geschosshagel, der von den beschädigten Wällen herabprasselte.

Die größeren Marathen-Geschütze waren ausgeschaltet, doch die Marathen besaßen eine Unmenge von kleineren Kanonen, einige nur wenig größer als Donnerbüchsen, und diese Waffen krachten und husteten und spuckten unaufhörlich ihre Flammen auf die vorrückenden Soldaten, sodass die schwarzen Mauern hinter dem Rauch, der aus jeder Schießscharte drang, fast verhüllt waren. Raketen trugen zu der Verwirrung bei. Einige zischten in den Himmel, andere rasten in die marschierenden Männer und schlugen feurige Schneisen durch die Reihen.

Die führende Kompanie hatte noch nicht die äußere Bresche erreicht. Sie eilte in den engen Raum zwischen dem Abgrund im Osten und dem Wasserbecken im Westen. Die Männer drängelten, als ihre Reihen zusammengedrängt wurden, und dann schien sich der Beschuss des Feindes auf diese Männer zu konzentrieren. Sharpe hatte den Eindruck, dass sich die Luft mit Blut vernebelte, als eine Kanonenkugel

aus kaum hundert Schritten Entfernung einschlug. Zu beiden Seiten der Bresche gab es große, runde Bastionen, aus denen unaufhörlich Mündungsblitze aufflammten. Die britischen Geschütze feuerten immer noch, und ihr Beschuss wirbelte Staub und Gesteinsplitter aus der Bresche auf oder hämmerten in die Schießscharten, um das feindliche Feuer zu ersticken.

Ein Adjutant kam den Pfad herunter gerannt. »Beeilung!«, rief er. »Beeilung!«

Morris bemühte sich nicht, sein Tempo zu beschleunigen. Die führenden Schotten waren jetzt am Wasserbecken vorbei und erkletterten den Hang zu den Mauern. Der Hang wurde vor der Bresche immer steiler. Der Mann mit der Fahne war vorn, dann wurde er von Highlandern überholt, die sich beeilten, die Bresche zu stürmen. Kenny führte sie, den Degen in der Hand. Musketenfeuer blitzte oben aus der Bresche auf, verhüllte sie mit Rauch, und dann warf der Einschlag einer Achtzehnpfünder-Kugel einen Schutthügel auf, hinter dem eine feindliche Muskete losfeuerte. Sharpe beschleunigte seine Schritte. Er spürte, wie Zorn in ihm aufstieg, und er fragte sich, ob dies Furcht war. Aber er empfand auch Aufregung und Besorgnis, dass er den Kampf verpassen könnte.

Er konnte jetzt das Kampfgeschehen deutlich sehen, denn die Bresche befand sich hoch über der Zugangsstraße, und die Schotten, die auf allen vieren hochkletterten, waren deutlich sichtbar. Die britischen Kanoniere feuerten immer noch, hämmerten Kanonenkugeln dicht über die Köpfe der Schotten, um die Bresche vom Feind frei zu halten. Und dann verstummten die Geschütze abrupt, und die Rotröcke kletterten in den Staub, der dick über den zerschmetterten Steinen wallte. Eine Masse von Arabern kletterte über den inneren Hang der Bresche den Schotten entgegen, und Krummsäbel klirrten gegen Bajonette. Die roten Röcke der Angreifer wurden rosafarben durch den Steinstaub.

Colonel Kenny war bei den ersten Kämpfern. Er hockte rittlings auf einem Stück Mauerwerk und parierte einen Krummsäbel. Er machte einen Ausfall und durchstieß einem Feind die Kehle, dann trat er zurück, denn er wusste, dass er oben auf der Bresche den Musketen ausgesetzt war, die oberhalb von ihm auf der Mauer aufblitzten. Die britischen Kanoniere begannen auf die Mauerkronen zu schießen und trieben die Verteidiger von den Wehrgängen. Die Schotten rammten ihre Bajonette vor, zogen die Klingen aus den Toten, stiegen über sie hinweg und folgten Kenny hinab in den Raum zwischen den Wänden der Mauer.

»Hierher!«, rief Kenny. »Hier entlang!« Er führte die voranstürmenden Männer nach links, wo die innere Bresche wartete, deren Hang unter den Einschlägen der Kanonenkugeln erbebte. Einige Araber flüchteten vor den todbringenden Schotten und starben, als sie versuchten, die innere Bresche zu erklettern, und von Kanonenkugeln getroffen wurden. Blut spritzte, verschmierte die Rampe und wurde dann vom Staub bedeckt.

Kenny blickte über die Schulter, um sich zu vergewissern, dass die Kolonne dicht hinter ihm war. »Aufrücken lassen!«, rief er einem Adjutanten zu, der oben in der ersten Bresche stand. »Sie sollen kommen!« Kenny spuckte Staub aus, dann befahl er den Schotten den Aufstieg durch die zweite Bresche.

»Beeilung! Beeilung!« Kennys Adjutanten, die immer noch außerhalb der Mauer waren, trieben die Kolonne an. Die hintere Reihe des Angriffstrupps des Colonels war auseinander gezogen, die zweite Sturmgruppe war nicht weit dahinter. »Aufschließen!«, drängten die Adjutanten die Trödler. »Aufschließen!«

Morris wurde widerwillig schneller. Die Sepoys mit den Leitern rannten den leichten Hang hinab, der zu der schmalen Stelle neben dem Wasserbecken führte und auf den die feindlichen Geschütze zielten. An allen Mauern Gawilgarhs wallte der Rauch, und die Raketen stiegen mit

Rauch, Flammen und Funkenregen auf. Sogar Pfeile wurden abgeschossen. Einer prallte nahe bei Sharpe gegen einen Felsen und fiel dann ins Gras.

Die Schotten erkletterten jetzt die innere Bresche, und ein Strom von Männern verschwand hinter dem Schutthügel der äußeren Bresche. Auf die Angreifer hatten keine Minen gewartet, und keine Kanone war gegenüber der Bresche aufgestellt worden, die sie hinwegblies, als sie durch die Mauer strömten. Sepoys kletterten über den Steinschutt.

»Beeilung!«, riefen die Adjutanten. »Beeilung!«

Sharpe rannte den Hang hinab auf das Wasserbecken zu. Seine Feldflasche und sein Proviantbeutel schlugen gegen seine Hüfte, und Schweiß strömte über sein Gesicht. »Langsamer werden!«, brüllte Morris ihn an, doch Sharpe ignorierte den Ruf. Die Kompanie riss auseinander, als die eifrigeren der Männer sich beeilten, Sharpe einzuholen, während die anderen mit Morris trödelten. »Langsamer, verdammt!«, brüllte Morris wieder zu Sharpe.

»Weiter, weiter!«, riefen Kennys Adjutanten. Zwei von ihnen waren neben dem Wasserbecken postiert, und sie winkten die Männer weiter.

Der Beschuss der Batterien, welche die Breschen geschlagen hatten, klang wie das Rollen großer Fässer über einen Bretterboden, dann krachte eine der Kanonenkugeln oben in die von Rauch fast verhüllte Mauer. Dort wurde eine grünrote Flagge geschwenkt. Sharpe sah einen Araber mit einer Muskete zielen, im nächsten Augenblick verdeckte ein Rauchschleier die Sicht. Eine kleine Kanonenkugel traf einen Sepoy und warf ihn zurück. Sharpe übersprang den Gefallenen und sah, dass er das Wasserbecken erreicht hatte. Das Wasser war mit grünem Schaum bedeckt. Zwei Schotten und ein Sepoy lagen auf dem von der Sonne gebackenen Schlamm, und ihr Blut versickerte im Boden. Eine Musketenkugel klatschte in den Schlamm, dann schlug eine kleine Kanonenkugel in den hinteren Teil von Morris' Kompanie und warf zwei Männer um. »Lasst sie liegen!«, rief

ein Adjutant. »Weiter!« Eine Rakete donnerte dicht an Sharpes Kopf vorbei und hüllte ihn in Rauch und Funken. Ein Verwundeter kroch, sein zerschmettertes Bein nachziehend, neben die Straße. Ein anderer, aus dessen Bauch Blut quoll, brach auf dem getrockneten Schlamm zusammen.

Sharpe rang in dem dichten Rauch nach Luft, als er die Steigung hinauftaumelte. Große Kanonenkugeln lagen dort, Überbleibsel der Kanonade, mit der die erste Bresche geschlagen worden war. Zwei gefallene Rotröcke waren zur Seite geschleppt worden, drei andere zuckten im Todeskampf und schrien um Hilfe, doch Kenny hatte hier einen weiteren Adjutanten postiert, der die Soldaten weitertreiben sollte.

Staub wirbelte auf, wo Musketenkugeln in den Boden schlugen, dann war Sharpe auf der Rampe der Bresche. Er verlor fast das Gleichgewicht, als er hinaufkletterte und von hinten geschoben wurde, konnte sich jedoch fangen. Männer eilten über die Trümmer, stolperten und stürzten, stemmten sich mit einer Hand auf, während die andere die Muskete umklammerte. Sharpe fasste mit der Hand in eine Blutlache. Die staubigenTrümmer waren fast zu heiß, um sie zu berühren, und die Rampe war viel länger, als Sharpe erwartet hatte. Männer schrien heiser beim Klettern, und immer noch peitschten Kugeln herab. Eine Rakete krachte in die Flut der Männer und trennte sie für einen Augenblick, als sie sich zwischen einem Steinblock und einer Kanonenkugel festklemmte und ausbrannte. Jemand warf pietätlos einen toten Schotten auf die zischende Rakete, und die dicht gedrängten Männer kletterten über die Leiche hinweg.

Oben in der Bresche wandten sich die Angreifer nach links und rannten hinab in die Mulde zwischen den Wänden der Mauer. In der linken Bresche ging der Kampf weiter, und Sharpe konnte sehen, dass sich die Schotten allmählich den Hang hinaufkämpften. Bei Gott, dachte er, sie sind fast drin! Die britischen Geschütze hatten das Feuer eingestellt, weil die Kanoniere befürchteten, die eigenen Männer zu treffen.

Sharpe wandte sich nach rechts, zur zweiten inneren Bresche, die Morris' Männer abriegeln sollten. Hoch über ihm, von den Wehrgängen der inneren Wand, neigten sich Verteidiger vor, um in den Zwischenraum zwischen den Mauerwänden zu feuern. Sharpe glaubte durch einen Kugelhagel zu laufen, doch wie durch ein Wunder wurde er nicht getroffen. Rauch kräuselte rings um ihn, dann sah er vor sich die Gesteinstrümmer der Bresche, sprang hinauf und kletterte aufwärts. »Ich bin bei dir, Dick!«, rief Garrard dicht hinter ihm. Dann schälte sich über ihm ein Mann aus dem Rauch und schleuderte einen Holzbalken auf ihn.

Das Holz traf Sharpe an der Brust und warf ihn gegen Garrard, der sich an ihn klammerte, als die beiden Männer auf die Steine fielen. Eine Musketensalve krachte von oben aus der Bresche. Sharpe fluchte. Eine Hand voll Männer war bei ihm, sechs oder sieben, doch keiner wurde getroffen. »Nicht weiter!«, brüllte Morris. »Nicht weiter!«

»Der soll mich mal am Arsch lecken«, sagte Sharpe und nahm seine Muskete auf. In diesem Augenblick eröffneten die britischen Geschütze, deren Kanoniere gesehen hatten, dass die Bresche zur rechten Hand immer noch von Marathen besetzt war, wieder das Feuer, und die Kanonenkugeln hämmerten nur ein paar Fuß über Sharpes Kopf gegen die Steine. Ein Verteidiger wurde von einer Achtzehnpfünder-Kanone in den Bauch getroffen, und es hatte für Sharpe den Anschein, dass sich der Mann in einem roten Schauer auflöste. Sharpe duckte sich, als das Blut an ihm und Garrard vorbei spritzte. Eine weitere Kanonenkugel krachte in die Bresche, und der Einschlag klang laut wie Donner. Steinsplitter wirbelten an Sharpe vorbei, und er schien nichts als heißen Staub zu atmen.

»Nicht weiter!«, schrie Morris. »Hierher! Zu mir! Sammeln! Sammeln!« Hoch über ihm, auf dem unbeschädigten Wehrgang, neigten sich arabische Soldaten vor, um herabzufeuern. »Sharpe! Kommen Sie her!«, befahl Morris.

»Kommt schon!«, rief Sharpe. Scheiß auf Morris und all die anderen Offiziere, die sagten, man könne einem Karrengaul zwar einen Rennsattel auflegen, doch der Klepper würde dadurch nicht schneller laufen. »Kommt, weiter!«, rief er von Neuem und kletterte die Steine hinauf, und plötzlich waren weitere Männer zu seiner Rechten, doch es waren Schotten, und er sah, dass die ersten Männer der zweiten Angriffsgruppe die Festung erreicht hatten. Sie wurden von einem rothaarigen Lieutenant geführt, der ein schottisches Breitschwert schwang.

Der Lieutenant kletterte in der Mitte der Bresche hoch, während Sharpe versuchte, an der steileren Flanke hochzukommen. Die Highlander stürmten an Sharpe vorbei schreiend auf den Feind zu, und der Anblick ihrer roten Röcke ließ die britischen Kanoniere das Feuer einstellen. Sofort füllte sich die Kuppe der Bresche mit Arabern, die Krummsäbel schwangen. Säbel klirrten, Musketen krachten, und der rothaarige Lieutenant schüttelte sich wie ein Aal am Angelhaken, als ein Krummsäbel seinen Bauch aufschnitt. Er fiel zurück gegen Sharpe und ließ sein Breitschwert fallen.

Eine Linie von Verteidigern schoss jetzt in die Bresche hinab, während ein riesiger Araber mit erhobenem blutigem Krummsäbel in der Mitte stand, um jeden zu enthaupten, der es wagte, näher zu kommen. Zwei wagten es, und er warf beide in einem Schauer von Blut zurück. »Leichte Kompanie!«, schrie Sharpe. »Gebt diesen Bastarden Feuer! Feuer!«

Einige Musketen krachten hinter ihm, und die Reihe der Verteidiger schien zurückzutaumeln, doch sie schloss sich wieder, angetrieben von dem Riesen mit dem blutigen Krummsäbel. Sharpe fuhr herum, als sich der nächste der Araber zu ihm wandte und feuerte. Die Kugel peitschte an ihm vorbei, doch ein brennender Watteropf streifte ihn an der Wange. Er verlor den Halt und fiel zurück.

Lieber Gott, war die Bresche steil! Sharps Wange und sein neuer Rock waren angesengt. Die Schotten versuchten

wieder, in der Mitte der Bresche hochzustürmen und stießen auf eine Linie arabischer Klingen. Weitere Araber kamen aus dem Inneren der Festung und feuerten eine Musketensalve auf die Rampe hinab. Sharpe zielte mit seiner Muskete auf den riesigen Araber und drückte ab. Der Musketenkolben rammte gegen seine Schulter, doch als sich der Rauch lichtete, stand der Riese immer noch und kämpfte. Die Araber gewannen hier, sie stießen in die Bresche hinab und töteten ihre Feinde unter grauenhaftem Kriegsgeschrei.

Ein Mann stieß mit einem Bajonett nach Sharpe. Sharpe parierte den Stoß mit seinem eigenen Bajonett, doch plötzlich packte ein Feind Sharpes Muskete am Lauf und zerrte ihn nach oben. Sharpe fluchte, hielt die Muskete jedoch eisern fest, als er sah, dass ein anderer Araber mit einem Krummsäbel ausholte. Er ließ die Muskete los und fiel wieder zurück. »Bastarde!«, fluchte er. Dann sah er das Breitschwert des gefallenen schottischen Lieutenants auf den Steinen liegen. Er hob es auf und drosch nach den Beinen des Arabers über ihm. Die Klinge traf und der Feind stürzte herunter. Die Schotten griffen wieder an, kletterten über ihre eigenen Toten und versuchten voller Hass die triumphierenden Siegesschreie der Araber zu übertönen.

Sharpe kletterte weiter. Er balancierte auf dem steilen Gesteinsschutt und hackte mit dem Breitschwert zu, trieb die Feinde zurück. Er hangelte sich zwei weitere Fuß hoch, eingehüllt von bitterem Rauch, und erreichte die Stelle, wo er sich an der Kante eines Mauerbrockens festklammern konnte. Jetzt konnte er sich nur mit der linken Hand festhalten und das Schwert schwingen und damit zustoßen. Er trieb einige Männer zurück, doch dann sah ihn der riesige Araber, kam durch die Bresche und brüllte seinen Kameraden zu, den Tod des Rotrocks ihm zu überlassen. Er hob seinen Krummsäbel hoch über seinen Kopf, wie ein Henker, der zum tödlichen Schlag ausholt, und Sharpe geriet aus dem Gleichgewicht.

»Schieb mich hoch, Tom!«, rief er. Garrard legte die Hand unter Sharpes Hinterteil und stieß ihn aufwärts, gerade als der Krummsäbel herabsauste, doch Sharpe ließ die Mauerkante los und packte mit der linken Hand den Knöchel des Riesen. Er zog hart daran, und der Mann schrie auf, als er strauchelte, sich nicht fangen konnte und an der Flanke der Bresche hinabstürzte.

»Jetzt tötet ihn!«, rief Sharpe, und ein halbes Dutzend Rotröcke griffen mit den Bajonetten an, während Sharpe nach den Arabern hackte, die zur Rettung des großen Mannes herbeieilten. Sein Breitschwert klirrte auf Krummsäbel, und es klang wie ein Schmiedehammer auf einem Amboss. Der Riese drehte sich und zuckte, als die Bajonette immer wieder durch sein Gewand stachen.

Die Schotten waren zurück und kämpften sich durch die Mitte der Bresche. Sharpe zwang sich einen weiteren Schritt hinauf. Garrard war jetzt neben ihm, und jetzt waren sie nur noch einen Schritt von der Kuppe der Bresche entfernt.

»Bastarde! Bastarde!«, keuchte Sharpe, als er hackte und zustieß, doch die Gewänder der Araber schienen die Schläge aufzusaugen, und dann wichen sie plötzlich, fast wie durch ein Wunder, vor ihm zurück. Eine Muskete feuerte aus dem Innern der Festung, und einer der Araber brach zusammen und stürzte auf die innere Rampe der Bresche. Sharpe erkannte, dass die Männer, die sich ihren Weg durch die Bresche zur Linken gekämpft hatten, kehrtgemacht hatten, um die Feinde hinter der äußeren Bresche von der Innenseite her zu bekämpfen.

»Weiter!«, brüllte er, und er war endlich auf der Kuppe der Bresche, und rings um ihn waren Schotten und Männer der Leichten Kompanie, als sie in das äußere Fort strömten, wo eine Kompanie der Schottischen Brigade sie willkommen hieß. Die Verteidiger flüchteten zum Südtor, durch das sie zum inneren Fort gelangen würden.

»Mein Gott!«, keuchte Tom Garrard und rang um Atem.

»Bist du verwundet?«, fragte Sharpe.

Garrard schüttelte den Kopf. »Mein Gott«, japste er abermals.

Einige feindliche Kanoniere, die bis zum letzten Moment bei ihren Geschützen geblieben waren, sprangen jetzt vom Wehrgang, rannten geduckt an den erschöpften Rotröcken innerhalb der Mauer vorbei und flüchteten südwärts. Die meisten der Schotten und Sepoys waren zu atemlos, um sie zu verfolgen, und begnügten sich mit einigen Musketenschüssen. Ein Hund kläffte wie verrückt, bis ein Sepoy nach ihm trat und er verstummte.

Plötzlich herrschte fast Stille, denn die großen Geschütze hatten das Feuer eingestellt, und die einzigen Musketen, die feuerten, waren die der Marathen, die das Torhaus verteidigten. Ein paar kleine Kanonen feuerten noch, aber Sharpe konnte sie weder sehen noch ihr Ziel erraten. Der höchste Teil der Festung lag zu seiner Rechten, und dort waren nur trockenes Grasland und ein paar dürre Bäume zu erkennen. Von Verteidigern war nichts zu sehen. Zu seiner Linken sah er Kennys Männer das Torhaus erstürmen. Sie rannten die Treppe zum Wehrgang hinauf, wo eine Hand voll Araber Widerstand leistete, obwohl sie keine Chance hatten, denn über hundert Rotröcke waren jetzt am Fuß der Mauer versammelt und feuerten zum Wehrgang hinauf. Die Gewänder der Verteidiger färbten sich rot. Einige wollten sich ergeben, aber alle wurden getötet. Die anderen Marathen waren geflohen, waren über das hohe Terrain ins Zentrum des äußeren Forts oder zur Schlucht geflüchtet, durch die sie zum größeren Teil der Festung gelangen würden.

Ein großes Fass stand bei einer der Schießscharten auf der Mauer. Sharpe stemmte sich daran hoch und stellte fest, dass es, wie von ihm erhofft, Wasser enthielt, das für die aufgegebenen Geschütze benutzt worden war. Es waren sehr kleine Kanonen, die meisten auf eisernen Dreibeinen aufgestellt, doch sie hatten den dicht gedrängten Männern auf dem Zugangsweg der Festung hart zugesetzt. Die Toten

und Verwundeten waren zur Seite geschoben worden, um dem Strom der Männer, die sich den Breschen näherten, Platz zu schaffen. Major Stokes war mit Ahmed bei ihnen. Sharpe winkte ihnen zu, doch sie sahen ihn nicht. Er tauchte seine Hände ins Wasser, wischte sich übers Gesicht und Haar, und dann bückte er sich und trank aus dem Fass. Es war schales Gesöff, abgestanden und bitter mit Pulverspuren, doch er war fast verdurstet.

Ein Hochruf ertönte, als Colonel Kennys Männer die britische Flagge über dem eingenommenen Delhi-Tor hissten. Manu Bappus Flagge wurde von einem Adjutanten gefaltet und dann zu den Briten getragen. Ein Kommando Schotten entriegelte das große innere Tor, dann das äußere, um noch mehr Rotröcke in die Festung zu lassen, die so schnell gefallen war. Erschöpfte Männer sanken in den Schatten der Mauer. Kennys Offiziere schrien sie an, ihre Einheiten zu suchen, ihre Musketen zu laden und weiter nach Süden vorzurücken.

»Ich denke, unsere Befehle lauten, die Bresche zu bewachen«, sagte Morris, als Sharpe vom Wehrgang herunter kam.

»Wir gehen weiter«, sagte Sharpe wild.

»Wir ...«

»Wir gehen weiter, Sir«, sagte Sharpe und stieß »Sir« mit Wut aus.

»Weiter, weiter, weiter!«, rief ein Major Morris zu. »Der Job ist noch nicht erledigt! Weiter!« Er wies südwärts.

»Sergeant Green«, sagte Morris widerwillig, »lassen Sie die Männer sammeln.«

Sharpe ging hinauf zur höchsten Stelle im äußeren Fort. Von dort starrte er nach Süden. Unter ihm fiel das Terrain ab, zuerst sanft, dann steil, bis es in einer felsigen Schlucht im Schatten verschwand. Doch die gegenüberliegende Felswand wurde von der Sonne beschienen, und diese Wand bot einen steilen Aufstieg zu einer Mauer ohne Bresche, an deren östlichem Ende ein massives Torhaus stand, das

weitaus größer war als das soeben eingenommene. Und dieses ferne Torhaus war voller Soldaten. Einige hatten weiße Uniformröcke, und Sharpe kannte diese Männer. Er hatte schon gegen sie gekämpft.

»Verdammt!«, entfuhr es ihm.

»Was ist?«

Sharpe wandte sich um und sah, dass Garrard ihm gefolgt war. »Sieht verdammt hässlich für mich aus, Tom.«

Garrard starrte zum inneren Fort hinüber. Von hier aus konnte er den Palast, den Park und die Verteidigungsanlagen sehen, und plötzlich wurden diese Verteidigungsanlagen von Rauch verhüllt, als die Geschütze gegenüber der Schlucht das Feuer auf die Rotröcke eröffneten, die sich jetzt im inneren Fort befanden. Kanonenkugeln flogen an Sharpe und Garrard vorbei.

»Verdammt noch mal«, stieß Sharpe hervor. Er hatte sich soeben durch eine Bresche gekämpft, nur um festzustellen, dass die harte Arbeit des Tages erst begonnen hatte.

Manu Bappu hatte gehofft, die Breschen verteidigen zu können, indem er dort seine besten Kämpfer, die Löwen Allahs, oberhalb der Breschen konzentrierte, doch diese Hoffnung war durch die britischen Geschütze zunichte gemacht worden, die weiterhin auf die Breschen gefeuert hatten, bis die Rotröcke fast oben auf den Kuppen der Rampen gewesen waren. Kein Verteidiger konnte auf der Bresche stehen und hoffen, zu überleben, wenn nicht das Geschützfeuer eingestellt wurde. Und als das schließlich der Fall gewesen war, hatten die ersten Angreifer fast die Kuppe der Bresche erreicht. So war es kein Vorteil mehr für die Löwen Allahs gewesen, von höherem Terrain aus zu kämpfen.

Angreifer und Verteidiger waren oben in der Bresche inmitten von Staub und Rauch aufeinander geprallt, und dort hatte die Überlegenheit der Schotten an Körpergröße und Kraft obsiegt. Manu Bappu hatte bei seinen Männern getobt und gewütet und in ihrer ersten Reihe gekämpft,

wobei er eine Schulterwunde erlitten hatte, doch seine Araber hatten sich zurückgezogen. Sie waren zu den inneren Breschen zurückgewichen, und dort waren die Rotröcke, unterstützt von ihren unbarmherzigen Kanonen, wieder überlegen gewesen.

Bappu wusste, dass das äußere Fort verloren war. An sich war das kein großer Verlust. Nichts Wertvolles wurde darin gelagert, es war nur ein wohldurchdachter Ort der Verteidigung, der Angreifer aufhalten sollte, die sich der Schlucht näherten, doch Bappu ärgerte sich über den schnellen Sieg der Briten. Eine Zeit lang hatte er auf die Rotröcke geflucht und versucht, seine Männer zu sammeln, um das Torhaus zu verteidigen, doch die Briten kamen jetzt durch die Breschen, die Kanoniere auf den Mauern gaben ihre Geschütze auf und er wusste, dass es höchste Zeit war, sich ins innere Fort zurückzuziehen.

»Geht zurück!«, rief er. »Rückzug!« Sein weißer Uniformrock war getränkt mit seinem Blut von der Wunde an der linken Schulter, aber er konnte immer noch den *tulwar* mit dem goldenen Griff schwenken. Der Krummsäbel war ein Geschenk seines Bruders. »Rückzug!«

Die Verteidiger zogen sich schnell zurück, und die Angreifer waren anscheinend zu erschöpft, um sie zu verfolgen. Bappu wartete bis zum letzten Augenblick, dann wich er rückwärts gehend zurück, den Feind im Auge, als wollte er sagen: »Kommt schon und tötet mich!« Doch sie schauten ihm nur nach. In diesem Augenblick erkannte er, dass die Briten sich sammeln und zur Schlucht vorrücken würden, aber dann würden er und seine Soldaten schon sicher in der größeren Festung eingeschlossen sein.

Das Letzte, was Bappu vom Delhi-Tor sah, war die feindliche Flagge, die an dem Mast gehisst wurde, an dem seine eigene Flagge geweht hatte, dann stolperte er den steilen Hang hinab und wurde von seinem Leibwächter rasch durch das Südtor geschoben.

Der Pfad verlief an der steilen Seite der Schlucht entlang, bevor er in einer Haarnadelkurve abbog und gegenüber zum inneren Fort anstieg. Einige seiner Männer kletterten bereits dorthinauf. Die Kanoniere auf der südlichen Mauer, die versucht hatten, den Vormarsch der Rotröcke von der Ebene zur Straße zu stoppen, gaben jetzt ihre kleine Kanone auf und schlossen sich dem Rückzug an. Bappu konnte ihnen nur mit Tränen in den Augen folgen. Es zählte nicht, dass die Schlacht noch nicht verloren war, denn das innere Fort stand immer noch und würde wahrscheinlich bis in die Ewigkeit standhalten, doch er war durch die schnelle Niederlage gedemütigt worden.

»Schnell jetzt, Sahib«, sagte einer seiner Adjutanten.

»Die Briten folgen mir nicht«, erwiderte Bappu müde, »noch nicht.«

»Diese Briten«, sagte der Adjutant und wies nach Westen, wo sich die Straße aus der Ebene zur Schlucht heraufwand. Und dort, an der Biegung, wo der Pfad um die Flanke des steilen Hangs verschwand, befand sich eine Kompanie Rotröcke. Sie trugen Kilts, und Bappu erinnerte sich, sie in Argaum gesehen zu haben. Wenn diese Männer sich beeilten, konnten sie Bappus Rückzug abschneiden, und so beschleunigte er seine Schritte.

Erst als er den Fuß der Schlucht erreichte, erkannte er, dass etwas nicht stimmte. Die führenden Gruppen seiner Männer hatten das innere Fort erreicht, doch anstatt durch das Tor zu strömen, hielten sie sich auf dem Hang darunter auf.

»Was ist los?«, fragte er.

»Die Tore sind verschlossen, Sahib«, sagte sein Adjutant erstaunt.

»Sie werden gleich geöffnet«, meinte Bappu und blickte auf den Hang zurück, von dem eine Musketenkugel herabzischte. Die Briten, die das äußere Fort eingenommen hatten, waren bis zum Rand der Schlucht vorgerückt und sahen unter sich die Masse der Feinde auf dem Rückzug,

und so begannen sie hinabzufeuern. »Beeilung!«, schrie Bappu, und seine Männer rannten den Pfad hinauf, doch die Tore blieben weiterhin zu.

Das britische Feuer wurde stärker. Eine Linie von Rotröcken schoss jetzt mit Musketen in die Schlucht. Kugeln prallten von den felsigen Steilhängen ab, und die Querschläger schlugen in die Masse der Männer. Panik ergriff sie. Bappu rief ihnen zu, Ruhe zu bewahren und das Feuer zu erwidern, während er sich durch die Menschenmenge drängte, um festzustellen, warum die Tore geschlossen waren.

»Dodd!«, brüllte er, als er sich dem Tor näherte. »Dodd!«

Colonel Dodds Gesicht erschien über der Brustwehr. Er sah ganz ruhig aus und sagte nichts.

»Öffnen Sie das Tor!«, rief Bappu ärgerlich.

Als Antwort legte Dodd die Büchse an.

Bappu starrte hinauf. Schlagartig wusste er, dass er sich herumwerfen und rennen sollte, doch vor Entsetzen war er wie gelähmt. »Dodd?«, keuchte er fassungslos, und dann schossen Feuer und Rauch aus dem Lauf.

Die Kugel traf Bappu in die Brust, zerschmetterte das Brustbein und trieb ihm Knochensplitter ins Herz. Der Prinz atmete noch zweimal zitternd ein, dann war er tot.

Seine Männer stießen ein großes Klagegeschrei aus, als sich die Nachricht vom Tod des Prinzen verbreitete, und dann, um nicht mehr dem Feuer vom äußeren Fort ausgesetzt zu sein, und weil ihnen der Zutritt zum inneren Fort verwehrt wurde, flüchteten sie nach Westen zur Straße, die zur Ebene hin abfiel.

Doch die Straße war blockiert. Die Highlander des 78. Regiments näherten sich ihrem Gipfel und sahen eine große Menschenmasse in Panik auf sie zustürmen. Die Schotten hatten den Artilleriebeschuss vom äußeren Fort während ihres langen Aufstiegs ertragen, aber jetzt waren diese Geschütze verstummt. Zu ihrer Rechten ragten die Felsen zum inneren Fort auf, während zu ihrer Linken der Abgrund in eine Felsschlucht gähnte.

Nur zwölf Mann konnten nebeneinander auf der Straße stehen, doch Colonel Chalmers, der das 78. Regiment führte, wusste, dass der Platz ausreichte. Er formierte die führende Halbkompanie in drei Glieder und ließ die vordere Reihe niederknien. »Nach Gliedern feuern«, sagte er ruhig.

Die in Panik geratenen Verteidiger rannten auf die Highlander im Kilt zu, die sie nahe genug heran ließen, bis jeder Schuss tödlich sein musste.

»Frontreihe, Feuer!«, befahl Chalmers.

Die Musketen krachten, dann feuerten die anderen Reihen, und die ständigen Salven schlugen in die nahenden Flüchtigen. Einige versuchten kehrtzumachen und sich zurückzuziehen, doch der Druck von hinten war zu groß, und immer noch waren sie dem gnadenlosen Feuer ausgesetzt, während hinter ihnen Rotröcke vom äußeren Fort anrückten, um sie im Rücken zu fassen.

Die ersten Männer sprangen von den Felsen, und ihre schrecklichen Schreie verhallten, als sie in die Tiefe stürzten. Die Straße war voller Leichen und Blut.

»Zwanzig Schritte vorrücken!«, befahl Chalmers.

Die Schotten marschierten, hielten an, knieten nieder und begannen wieder zu feuern. Bappus Überlebende, verraten von Dodd, saßen zwischen zwei Feuern in der Falle. Todesschreie gellten, als Männer in die Tiefe stürzten, und immer noch ging das Feuern weiter, bis nichts mehr übrig war als zitternde Männer, die in namenlosem Entsetzen über die Straße durch das Blut krochen, und dann setzten sich die Rotröcke mit aufgepflanzten Bajonetten in Bewegung.

Das äußere Fort war gefallen und ihre Garnison war massakriert worden.

Und William Dodd, der Renegat, war der Herr von Gawilgarh.

KAPITEL 10

Obadiah Hakeswill war sich nicht sicher, ob er in William Dodds Augen ein Lieutenant war, doch er wusste, dass er ein Mister war, und er begriff, dass er noch viel mehr werden konnte. William Dodd war drauf und dran einen Sieg zu erringen, und der würde ihn zum Herrscher von Gawilgarh und zum Tyrannen des weiten Landes machen, das von den Zinnen der Festung aus zu sehen war. Mister Hakeswill als einziger europäischer Offizier würde deshalb von Dodds Sieg profitieren. Als er sich dem Palast auf Gawilgarhs Gipfel näherte, malte er sich bereits eine rosige Zukunft aus. Er stellte sich vor, ein Radscha zu sein. »Ich werde einen Harem haben«, sagte er laut und erntete einen besorgten Blick von seinem Havildar, dem eingeborenen Sergeant. »Einen Harem, ganz für mich allein. *Bibbis* in Seide, aber nur, wenn es kühl ist. Die sonstige Zeit werden sie pudelnackt sein.« Er lachte, kratzte sich an seinem Schritt, wo ihn eine Laus juckte, und stach dann mit seinem Säbel nach einem der Pfauen im Park des Palastes. »Das sind Pechvögel mit dem bösen Blick«, sagte er zum Havildar, als der Pfau mit aufgestelltem Gefieder flüchtete. »Weißt du, was man mit einem Pfau machen sollte? Den Scheißer rösten. Ihn rösten und mit Kartoffeln servieren. Das schmeckt.«

»Ja, Sahib«, sagte der Havildar nervös. Er war sich nicht sicher, ob er diesen neuen weißen Offizier mochte, in dessen Gesicht es dauernd so krankhaft zuckte, aber Colonel Dodd hatte ihn ernannt, und der Colonel konnte seiner Meinung nach nichts Falsches tun.

»Hab monatelang keine Kartoffeln mehr gegessen«, sagte Hakeswill nachdenklich. »Christliches Essen, verstehst du? Macht uns weiß.«

»Ja, Sahib.«

»Und ich werde kein Sahib sein, ist das klar? Ich werde Eure Hoheit sein, verstanden? Eine verdammte Hoheit mit einem Bett voller nackter *bibbis*.« In seinem Gesicht zuckte es, als ihm eine glänzende Idee kam. »Ich kann Sharpie als Diener haben. Aber erst muss ich ihm die Eier abschneiden. Schnipp-schnipp.« Er sprang begeistert eine Treppenstufe hinauf, hörte nicht die Schüsse, die in der Schlucht nördlich des inneren Forts aufgepeitscht waren. Zwei arabische Wächter wollten ihm den Weg verstellen. Hakeswill schrie sie an. »Aus dem Weg, ihr Abschaum! Schluss mit dem Herumgammeln! Ihr bewacht nicht mehr den königlichen Pisspott, sondern müsst Soldaten sein. Also verpisst euch!«

Der Havildar befahl ihnen, wegzutreten. Obwohl sie nur widerwillig ihren Posten verließen, waren sie eingeschüchtert von der Zahl der Bajonette, die auf sie gerichtet waren. Wie die Wachen, die am Tor des Parks gestanden hatten, ergriffen sie die Flucht. »Jetzt suchen wir den kleinen, fetten Mann«, sagte Hakeswill, »und lassen ihn zur Ader.«

»Wir müssen uns beeilen, Sahib«, sagte der Havildar und blickte zurück zur Mauer oberhalb der Schlucht, wo die Kanoniere plötzlich heftig in Bewegung gerieten.

»Gottes Werk braucht keine Eile«, antwortete Hakeswill und zog an einer der Gittertüren, die in den Palast führten, »und Colonel Dodd wird auf dieser Mauer an Altersschwäche sterben. Niemand wird durch dieses Tor gelangen, und gewiss kein Rudel verdammter Schotten. Scheiß auf diese Tür.« Er hob den rechten Fuß und trat die verschlossene Gittertür ein.

Hakeswill hatte einen Palast voller Gold und Seide und Marmorböden erwartet, doch Gawilgarh war nur eine Sommerresidenz, und der Radscha von Berar war nie so wohlhabend gewesen wie andere indische Fürsten. So waren die Böden aus gewöhnlichem Stein, die Wände waren weiß getüncht. Und die Vorhänge waren aus Baumwolle. In der Halle standen einige Möbelstücke aus Ebenholz mit

Einlegearbeiten aus Elfenbein, doch Hakeswill hatte kein Auge für solche Sessel und Stühle. Er gierte nur nach Juwelen und sah keine. Zwei bronzene Bodenvasen und ein eiserner Spucknapf standen an den Wänden, wo reglos Eidechsen verharrten, während ein Schürhaken, eine Zange und eine Feuerschaufel, hergestellt in Birmingham, an einem Gestell in der Nische hingen und lange nicht mehr für einen Herd gebraucht worden waren. In der Halle gab es keine Wachen. Es war niemand zu sehen. Der Palast wirkte still bis auf ein schwaches Ächzen und Stöhnen, das hinter einem Vorhang am Ende der Halle hervordrang. Das ferne Krachen von Geschützen klang gedämpft.

Hakeswill hob seinen Säbel und schlich auf den Vorhang zu. Seine Männer folgten langsam, die Bajonette bereit, die Blicke in jeden Schatten gebohrt.

Hakeswill fegte den Vorhang mit der Klinge beiseite, und ihm stockte der Atem.

Der Killadar, mit einem *tulwar* an der Seite und einem kleinen runden Schild an seinem linken Arm, starrte Hakeswill über die Körper seiner Frauen, Konkubinen und Töchter hinweg an. Achtzehn Frauen lagen auf dem Boden. Die meisten verharrten reglos, doch einige zuckten in langsamer Qual, als das Gift sein schreckliches Werk verrichtete. Der Festungskommandant sagte unter Tränen: »Ich konnte sie nicht den Engländern überlassen.«

»Was hat er gesagt?«, fragte Hakeswill.

»Er zog es vor, dass sie sterben, anstatt entehrt zu werden«, übersetzte der Havildar.

»Verdammte Scheiße!«, stieß Hakeswill hervor. Er stieg auf den abgesenkten Boden hinab, wo die Frauen lagen. Die Toten hatten grünlichen Schaum vor dem Mund, und ihre blicklosen Augen starrten zu den Lotus-Gemälden an der Decke, während die noch Lebenden im Krampf zuckten. Die Becher, aus denen sie das Gift getrunken hatten, lagen auf dem Boden. »Einige hübsche *bibbis* dabei«, sagte Hakeswill wehmütig. »Welch eine Verschwendung!« Er starrte auf ein

Kind. Es war ein Mädchen, nicht älter als sechs oder sieben, und es trug eine Halskette mit einem Rubin. Hakeswill bückte sich, packte den Edelstein und zerriss die Kette. »Verdammte Verschwendung«, sagte er angewidert. Dann hob er mit der Säbelklinge den Sari einer sterbenden Frau an. Er hob die Seide bis zu ihren Hüften hoch und schüttelte den Kopf. »Sieh dir das an!«, murmelte er. »Sieh dir das nur an! Welch verdammte Verschwendung!«

Der Killadar schrie vor Zorn auf, zog seinen *tulwar* und rannte auf Hakeswill zu, um ihn von seinen Frauen zu vertreiben. Hakeswill wich alarmiert zurück, doch dann erinnerte er sich daran, dass er ein Radscha werden würde und keine Furcht vor dem Havildar und seinen Männern zeigen durfte. So trat er wieder vor und stieß mit seinem Säbel zu. Der Stoß mochte ungeschickt sein, doch das Glück half Hakeswill. Denn der Killadar stolperte über eine Leiche, als er mit dem Krummsäbel ausholte, und sein Hieb traf nicht, weil er aus dem Gleichgewicht geriet. Die Spitze von Hakeswills Säbel bohrte sich in seine Kehle, und ein Schwall Blut ergoss sich über die Toten und Sterbenden. Der Killadar stürzte. Seine Beine zuckten, als er versuchte, sich umzudrehen und mit dem *tulwar* nach Hakeswill zu schlagen, aber er hatte keine Kraft mehr und der Engländer war jetzt über ihm. »Du bist ein *djinn*«, ächzte der Killadar.

Der Säbel stieß in Beny Singhs Nacken. »Ich bin nicht besoffen, du Bastard«, sagte Hakeswill empört. Er drehte die Säbelklinge und beobachtete fasziniert, wie das Blut an dem Stahl entlang pulsierte, bis der Blutstrahl schließlich versiegte, dann riss er die Klinge aus dem Nacken. »Der ist alle«, sagte Hakeswill. »Ein weiterer verdammter Heide zur Hölle gefahren!«

Der Havildar starrte voller Entsetzen auf Beny Singh und die Leichen, die mit seinem Blut bespritzt waren.

»Steh nicht da rum, du großer Pudding«, blaffte Hakeswill. »Geh zurück zu den Mauern!«

»Zu den Mauern, Sahib?«

»Beeilung! Da ist eine Schlacht im Gange, oder hast du das nicht bemerkt? Ab mit dir! Nimm die Kompanie und melde Colonel Dodd, dass der fette kleine Scheißer tot ist. Sag ihm, dass ich in einer Minute oder zwei zurückkommen werde. Und jetzt ab mit dir. Schnell!«

Der Havildar gehorchte, durchquerte mit seinen Männern die Halle und ging hinaus in den Sonnenschein, der von dem Rauch, der aus der Schlucht aufstieg, verschleiert wurde. Hakeswill, allein gelassen im Palast, bückte sich und begann mit seiner Arbeit. All die Toten trugen Juwelen. Es waren keine großen, nicht so groß wie der massive Rubin, den der Tippu Sultan an seinem Hut getragen hatte, aber es waren Perlen und Smaragde, Saphire, Rubine und kleine Diamanten, alle in Gold gefasst, und Hakeswill zog all diesen Reichtum aus den blutigen Saris heraus. Er verstaute die Steine in seinen Taschen zu den Edelsteinen, die er Sharpe gestohlen hatte, und als alle Leichen gefleddert waren, durchstreifte er den Palast, schnauzte Diener an und beschimpfte Küchenjungen, als er die kleineren Räume durchsuchte und plünderte. Der Rest der Verteidiger konnte kämpfen, Mister Hakeswill wurde reich.

Der Kampf in der Schlucht war jetzt ein gnadenloses Massaker. Die Garnison des äußeren Forts befand sich in der Falle zwischen den Soldaten, die ihre Festung eingenommen hatten, und den Highlandern im Kilt, die auf der schmalen Straße vorrückten, und es gab keinen Fluchtweg, abgesehen vom Abgrund. Diejenigen, die in die Tiefe sprangen oder von der panischen Masse hinabgedrängt wurden, stürzten weit unten auf die Felsen, die im Schatten lagen. Colonel Chalmers Männer rückten mit aufgepflanzten Bajonetten vor und trieben die Flüchtenden auf Kennys Männer zu, die sie ihrerseits mit Bajonetten empfingen. Tausend Mann hatte die Garnison des äußeren Forts betragen, und diese Männer waren jetzt tot oder zum Sterben verdammt, aber siebentausend weitere Verteidiger warteten im inneren Fort, und Colonel Kenny war begierig darauf, sie anzugreifen. Er

versuchte Männer in Reih und Glied zu befehlen, zog sie ab von dem Blutbad und befahl einigen Kanonieren, eine feindliche Kanone von der eingenommenen Mauer zu holen, sie auf die Seite zum inneren Fort zu ziehen und auf das große Tor in der Mauer des inneren Forts zu richten. Doch die Rotröcke hatten ein leichteres Ziel in den dicht gedrängten Flüchtlingen, und sie töteten den hilflosen Feind, und die ganze Zeit schossen die Geschütze des inneren Forts auf die Rotröcke hinab, während Raketen in die Schlucht knallten und den erstickenden Nebel von Pulverrauch verstärkten.

Das Abschlachten konnte nicht so weitergehen. Die geschlagenen Verteidiger warfen ihre Waffen hin und fielen auf die Knie, und allmählich geboten die britischen Offiziere Einhalt. Chalmers' Highlander rückten auf der Straße vor, die jetzt glitschig vom Blut war, und trieben die wenigen Gefangenen vor sich her. Verwundete Araber krochen oder humpelten zur Seite. Den Überlebenden wurden die verbliebenen Waffen abgenommen, und unter der Bewachung von Sepoys wurden sie zum äußeren Fort zurückgeschickt. Bei jedem Schritt sahen sie Flammen aus dem inneren Fort schlagen. Schließlich wurden sie durch das Delhi-Tor gebracht, um erschöpft neben dem Wasserbecken zu warten. Die vom Durst geplagten Gefangenen warfen sich ins Wasser, und einige, die sahen, dass die Sepoy-Wachen in der Unterzahl waren, stahlen sich nordwärts davon. Sie gingen ohne Waffen, herrenlose Flüchtlinge, die keine Bedrohung für das britische Lager darstellten, das von einem Halb-Bataillon von Madrassi-Sepoys bewacht wurde.

Die Nordseite der Schlucht, die zum inneren Fort aufragte, war jetzt mit über dreitausend Rotröcken gefüllt, von denen die meisten in jedem Stückchen Schatten saßen, das sie finden konnten, und darüber schimpften, dass die *puckalees* kein Wasser gebracht hatten. Dann und wann schoss ein Mann mit einer Muskete aus der Schlucht, doch die Kugeln waren ungezielt und trafen bei der großen Distanz nichts, und das feindliche Feuer, das während des Massakers auf

der Straße von Westen ziemlich heftig gewesen war, ließ nach. Beide Seiten warteten auf den Beginn des richtigen Kampfes.

Sharpe saß etwa in der Mitte der Schlucht unter einem verkrüppelten Baum, an dem die vertrockneten Reste von roten Blüten hingen. Eine Horde schwarzgesichtiger Affen mit silbrigem Pelz war vor den in die Schlucht eindringenden Menschen geflüchtet, und diese Tiere sammelten sich jetzt hinter Sharpe, wo sie schnatterten und kreischten.

Tom Garrard und ein Dutzend Männer der Leichten Kompanie des 33. Regiments versammelten sich um Sharpe, während der Rest der Kompanie tiefer in der Schlucht zwischen einigen Felsbrocken lagerte. »Was geschieht jetzt?«, fragte Garrard.

»Einige arme Bastarde müssen dieses Tor stürmen«, sagte Sharpe.

»Nicht du?«

»Kenny wird uns rufen, wenn er uns braucht«, sagte Sharpe und nickte zu dem Colonel, der einen Sturmtrupp am Fuß des Pfades, der zum Tor führte, organisiert hatte. »Und das wird er verdammt tun, Tom. Es wird nicht leicht sein, durch dieses Tor zu kommen.« Er berührte die versengte Stelle an seiner Wange. »Das schmerzt höllisch!«

»Tu etwas Butter darauf«, riet Garrard.

»Und wo, zum Teufel, soll ich hier Butter hernehmen?«, fragte Sharpe. Er beschattete seine Augen mit der Hand und spähte zur Brustwehr über dem großen Tor, versuchte entweder Dodd oder Hakeswill zu entdecken. Er konnte die weißen Uniformröcke der Kobras sehen, jedoch keinen weißen Mann. »Es wird ein langer Kampf werden, Tom«, sagte er.

Die britischen Kanoniere hatten es geschafft, eine feindliche Vierpfünder-Kanone an den Rand der Schlucht zu bringen. Der Anblick des Geschützes provozierte wütenden Beschuss vom inneren Fort. Das Torhaus wurde von

Pulverrauch umhüllt, als die Kanonenkugeln um das bedrohliche Geschütz einschlugen, es jedoch nicht trafen. Die Kanoniere luden das Geschütz, richteten es aus und feuerten einen Schuss ab. Die Kanonenkugel prallte kurz vor dem Tor auf, hüpfte gegen das Tor, schlug gegen das Holz und fiel zurück.

Die Verteidiger feuerten weiter, doch ihr Rauch verdeckte ihnen die Sicht. Die kleine erbeutete Kanone war hinter einem niedrigen Felsbrocken aufgestellt, der als improvisierte Brustwehr diente. Die britischen Kanoniere stellten das Rohr eine Spur höher ein, und ihr nächster Schuss schlug genau auf das Holz des Tors und zerbrach es. Bei jedem folgenden Schuss splitterte mehr Holz, begleitet von spöttischen Hochrufen der Rotröcke, die von der Schlucht aus den Beschuss beobachteten. Das Tor wurde Planke um Planke demoliert, und schließlich krachte eine Kanonenkugel gegen den Riegel, und die halb zerschossenen Flügel hingen schief in den Scharnieren.

Colonel Kenny sammelte seine Sturmsoldaten am Fuß der Schlucht. Es waren dieselben Männer, die zuerst in die Breschen des äußeren Forts gegangen waren, und ihre Gesichter waren verstaubt und verschwitzt und mit Pulvermalen gezeichnet. Sie beobachteten die Zerstörung des äußeren Tors des inneren Forts und wussten, dass sie den Pfad hinauf in das feindliche Feuer laufen mussten, sobald das Geschütz sein Werk erledigt hatte. Kenny rief einen Adjutanten. »Sie kennen Plummer?«, fragte er den Mann.

»Den Artillerie-Major, Sir?«

»Finden Sie ihn«, sagte Kenny. »Oder irgendeinen anderen Artillerieoffizier. Sagen Sie ihm, wir brauchen ein leichtes Geschütz oben am Tor.« Er wies mit seinem blutigen Degen zum Torhaus des inneren Forts. »Die Passage ist noch längst nicht geöffnet«, erklärte er dem Adjutanten. »Wenn man durch das Tor kommt, muss man sich hart nach rechts durchzwängen. Und wenn unsere Männer mit den Äxten

nicht mit den anderen Toren zurechtkommen, brauchen wir ein Geschütz, um sie zusammenzuschießen.«

Der Adjutant kehrte zurück zum äußeren Fort und suchte nach einem Kanonier. Kenny sprach mit seinen Männern, erklärte, wenn sie erst durch das zerschmetterte Tor hindurch wären, würde ein anderes auf sie warten, und dass die Infanterie die flankierenden Wehrgänge unter Beschuss nehmen würde, um die Männer mit den Äxten zu schützen, die versuchen würden, sich ihren Weg durch die aufeinander folgenden Hindernisse zu hacken. »Wenn wir genügend feuern«, sagte Kenny, »wird der Feind Deckung suchen. Es wird nicht lange dauern.« Er blickte zu den Pionieren, die allesamt Äxte mit breiten Klingen trugen.

Kenny wandte sich um und beobachtete die Wirkung der Vierpfünder-Schüsse. Der Riegel des Tors war voll getroffen worden, doch das Tor hielt noch stand. Ein schlecht gezielter Schuss krachte in das Gemäuer neben dem Tor und wirbelte Staub auf, und dann bewirkte eine Korrektur des Geschützes, dass die nächste Kanonenkugel wieder gegen das Tor krachte und es endgültig zum Einsturz brachte.

»Vorwärts!«, brüllte Kenny. »Vorwärts!«

Vierhundert Rotröcke folgten dem Colonel den schmalen Pfad hinauf zum inneren Fort. Sie konnten nicht schnell laufen, denn der Pfad war zu steil. Sie konnten nur unter Dodds wütenden Salven empor stapfen. Kanonen, Raketen und Musketen schossen den Hügel hinab und rissen Lücken in Kennys Reihen.

»Gebt ihnen Feuer!«, rief ein Offizier auf der nördlichen Seite der Schlucht den beobachtenden Rotröcken zu, und die Männer luden ihre Musketen und feuerten auf das vom Rauch verschleierte Torhaus. Der wilde Beschuss bewirkte immerhin, dass die Verteidiger in Deckung bleiben mussten.

Eine weitere Kanone war vom äußeren Fort geholt worden und schickte jetzt ihre kleinen Kugeln zum Wehrgang des Torhauses. Dessen Brustwehr war vom Pulverrauch, der von den Musketen und der Kanone der Verteidiger stammte,

dicht eingehüllt, und es war dieser Rauch, der Kennys Männern Sichtschutz gab, als sie die letzten paar Schritte zum zerbrochenen Tor hinaufeilten.

»Schützt die Pioniere!«, brüllte Kenny. Dann kletterte er, den Degen in der Hand, über das zersplitterte und gebrochene Holz hinweg in die Eingangspassage.

Vor Kenny befand sich eine Steinmauer. Er hatte mit einem solchen Hindernis gerechnet, war jedoch trotzdem erstaunt, wie schmal der Durchgang war, der scharf nach links abknickte und dann steil zum zweiten unversehrten Tor anstieg. »Da ist es!«, rief er und führte die Woge der Männer auf das eisenbeschlagene Holztor zu.

Und plötzlich war die Hölle los.

Der Wehrgang oberhalb der Passage am Tor war durch die hohe Brustwehr auf der äußeren Mauer geschützt, und so erreichte das wilde Feuer aus der Schlucht Dodds Männer nicht. Doch die Rotröcke, die Männer, die Colonel Kenny in die Passage folgten, hatten keinen Schutz. Musketenfeuer, Steine und Raketen schlugen in einen engen Raum, gerade fünfundzwanzig Schritte lang und acht breit. Die Männer mit den Äxten, die an der Spitze waren, fielen als Erste im Kugelhagel. Ihr Blut spritzte an den Wänden hoch. Colonel Kenny überlebte irgendwie die Eröffnungssalve, dann wurde er von einem Steinbrocken an der Schulter getroffen und zu Boden geworfen. Eine Rakete fegte an seinem Kopf vorbei und verbrannte seinen Nacken, doch er rappelte sich auf und brüllte seinen Männern zu, weiterzugehen.

Keiner konnte ihn hören. Der enge Raum war erfüllt mit Lärm und dichtem Rauch, in dem Männer starben und Raketen loderten. Eine Musketenkugel streifte Kenny an der Hüfte und riss ihn herum. Fast fiel er, doch er fing sich. Blut tränkte seine weiße Uniformhose. Er humpelte weiter. Dann traf ihn eine weitere Musketenkugel in den Rücken und warf ihn vorwärts. Er kroch über vom Blut glitschigen Steinboden, den Degen noch in der Hand, und eine dritte Kugel schlug in seinen Rücken. Trotzdem schaffte er es, das zweite Tor zu

erreichen. Er wollte es aufstoßen, doch dann traf ihn eine letzte Musketenkugel in den Kopf, und er fiel tot an der Spitze seiner Männer. Weitere Kugeln schlugen in seine Leiche.

Kennys überlebende Männer versuchten, dem Feuer zu trotzen, den Weg zum zweiten Tor hinter sich zu bringen, aber das mörderische Feuer ließ nicht nach, und die Toten bildeten eine Barriere für die Lebenden. Einige Männer versuchten auf ihre Peiniger auf den Wehrgängen zu schießen, doch die Sonne stand hoch und blendete sie beim Zielen. Bald begannen die Rotröcke sich in der Passage zurückzuziehen. Das vernichtende Feuer von oben ging weiter. Es dezimierte die Schotten gnadenlos. Querschläger schlugen in Tote, Sterbende und Lebende, während die Raketen, gezündet und hinabgeworfen, zwischen den Wänden ausbrannten und den Gang mit erstickendem Rauch füllten. Die Toten verbrannten durch Raketenflammen, ihre Patronentaschen explodierten und Blut ergoss sich über die schwarzen Wände, doch der Rauch verbarg die Überlebenden, die unter seinem Schutz zurück zu dem Pfad außerhalb der Festung wankten. Sie ließen eine Passage mit Sterbenden und Toten zurück, in der es nach Blut und Rauch stank und das Stöhnen der Verwundeten von den Wänden hallte.

»Feuer einstellen!«, rief Colonel Dodd. »Feuer einstellen!«

Allmählich lichtete sich der Rauch, und Dodd starrte hinab in das Blutbad, in dem noch ein paar Körper zuckten. »Sie werden bald wiederkommen«, warnte Dodd seine Kobras. »Holt mehr Steine und sorgt dafür, dass eure Musketen geladen sind. Mehr Steine!« Er klopfte Männern auf die Schulter, beglückwünschte sie. Sie grinsten ihn an, zufrieden mit ihrer Arbeit. Es war wie das Töten von Ratten in einem Fass gewesen. Kein einziger der Kobras war getroffen worden, der erste feindliche Angriff war gescheitert und die anderen würden ebenso enden, davon war Dodd überzeugt.

Der Herr von Gawilgarh hatte einen ersten Sieg errungen.

Major Stokes hatte Sharpe gefunden, kurz bevor Kenny seinen Angriff geführt hatte, und den beiden Männern hatten sich erst Syud Sevajee und seine Gefährten und dann ein Dutzend Kavalleristen angeschlossen, die Eli Lockhart begleiteten. Alle von ihnen, Stokes, Sevajee und Lockhart, hatten das äußere Fort nach dem Kampf betreten, und jetzt standen sie beisammen und beobachteten das Scheitern von Kennys Angriff. Die Überlebenden krochen nur ein paar Schritte von dem zerbrochenen Eingang fort, an dem Rauch wallte, und Sharpe spürte, dass sie Mut für einen weiteren Angriff sammelten. »Arme Bastarde«, murmelte er.

»Sie haben keine Wahl«, sagte Stokes deprimiert. »Es gibt keinen anderen Weg hinein.«

»Das ist kein Weg, Sir«, sagte Sharpe. »Das ist das Tor ins Jenseits.«

»Überwältigt sie«, sagte Stokes, »das ist alles, was nötig ist. Sie müssen nur überwältigt werden.«

»Weitere Männer in den Tod schicken?«, fragte Sharpe ärgerlich.

»Bringt ein Geschütz auf diese Seite«, schlug Stokes vor, »und blast die Tore eins nach dem anderen weg. Nur so kann der Zugang erzwungen werden, Sharpe.«

Das Feuer, das durch die Schlucht gepeitscht war, erstarb, als offenkundig wurde, dass der erste Angriff gescheitert war, und die Feuerpause ermunterte die Verteidiger, zu den äußeren Schießscharten zu kommen und auf die gescheiterten Angreifer hinabzufeuern.

»Gebt ihnen Feuer!«, rief ein Offizier aus der Schlucht, und von Neuem peitschten Musketenschüsse, und die Kugeln prasselten gegen die Mauer.

Major Stokes ließ sein Fernrohr sinken, als sich der dichte Rauch am Tor schließlich aufgelöst hatte. »Das sieht nicht gut aus«, gab er zu. »Es öffnet sich zu einer kahlen Wand.«

»Was höre ich da, Sir?«, fragte Eli Lockhart. Der Kavallerie-Sergeant starrte entsetzt auf das Grauen jenseits der

Schlucht, dankbar dafür, dass von der Kavallerie niemals verlangt worden war, in solche Todesfallen einzudringen.

»Die Passage macht eine Biegung«, sagte Stokes. »Sie können nicht geradewegs durch die Eingangshalle feuern. Sie werden ein Geschütz direkt in den Bogengang schaffen müssen.«

»Das wird ihnen niemals gelingen«, sagte Sharpe. Jedes Geschütz, das in dem überwölbten Torweg aufgestellt werden würde, war dem Feuer der Verteidiger ausgesetzt, und die waren durch die dicken Mauern geschützt. Sharpe sah die einzige Möglichkeit zum Eindringen darin, das ganze Torhaus mit schwerem Kanonenbeschuss platt zu machen, und das würde Tage dauern.

»Die Tore zur Hölle«, sagte Stokes leise und starrte durch das Fernrohr zu den Leichen, die in dem Bogengang zurückgelassen worden waren.

»Leihen Sie mir bitte das Fernrohr, Sir?«, bat Sharpe.

»Selbstverständlich.« Stokes säuberte das Okular mit dem Saum seines Rockärmels. »Sie sehen jedoch nichts Schönes dadurch.«

Sharpe nahm das Fernrohr und richtete es über die Schlucht hinweg. Er spähte forschend zum Torhaus und dann über die Mauer, die vom belagerten Tor aus westwärts führte. Die Mauer war nicht sehr hoch, vielleicht nur zwölf oder fünfzehn Fuß, und seine Schießscharten schienen nicht stark bemannt zu sein. Doch das war nicht überraschend, denn die Mauer stand auf einer Felswand. Der Schutzwall voraus war nicht die Mauer mit seiner Hand voll Verteidiger, sondern der felsige Abhang, der bis in die Schlucht reichte.

Stokes sah, wohin Sharpe das Fernrohr richtete. »Unmöglich, dort reinzukommen, Sharpe.«

Sharpe erwiderte nichts. Er starrte auf eine Stelle, wo Unkraut und Gestrüpp an der Felswand wucherte. Er richtete das Fernrohr vom Boden der Schlucht bis zum Fuß der Mauer, suchte jeden Zoll ab und gelangte zu dem Schluss, dass die Felswand erklettert werden konnte. Der Aufstieg

würde hart sein, denn er war gefährlich steil, doch wenn sich Büsche in Felsspalten festklammern konnten, dann konnten Menschen das auch, und oben auf der Felswand gab es einen schmalen Streifen Gras vor der Mauer. Er ließ das Fernrohr sinken. »Hat jemand eine Leiter gesehen?«

»Da oben.« Es war Ahmed, der antwortete.

»Wo, Junge?«

»Dort oben.« Der Araberjunge wies zum äußeren Fort.

Sharpe wandte sich um und blickte Lockhart an. »Können Ihre Jungs mir eine Leiter holen?«

»Was haben Sie vor?«, fragte Lockhart.

»Ich will da rein«, sagte Sharpe, »wird ein verdammt steiler Weg.« Er gab das Fernrohr Stokes zurück. »Lassen Sie mir eine Leiter holen, Sergeant, und ich werde es den Scheißern richtig besorgen. Ahmed? Zeig Sergeant Lockhart, wo du die Leiter gesehen hast.«

»Ich bleibe bei dir«, sagte der Junge.

»Das kommt verdammt nicht in Frage.« Sharpe tätschelte den Kopf des Jungen und fragte sich, wie Ahmed das Blutbad hingenommen hatte, das in der Schlucht seinen Landsleuten zugefügt worden war, doch der Junge wirkte zum Glück unbeeindruckt davon. »Geh und hilf dem Sergeant, Ahmed.«

Ahmed gehorchte.

»Wie wollen Sie vorgehen, Richard?«, fragte Stokes.

»Wir können die Mauer erklettern«, sagte Sharpe und wies auf den mit Unkraut und Büschen bewachsenen Pfad, der sich auf der anderen Seite der Schlucht empor wand. »Nicht ich allein, Sir, aber eine Leichte Kompanie kann das schaffen. Wir klettern hoch, stellen eine Leiter auf und steigen über die Mauer.«

Stokes richtete das Fernrohr auf die Felswand und spähte lange hindurch. »Sie könnten hinaufkommen«, sagte er mit einer Spur von Zweifel, »aber wie geht es dann weiter?«

Sharpe grinste. »Wir greifen das Torhaus von hinten an, Sir.«

»Eine Kompanie?«

»Wo eine Kompanie gehen kann, Sir, kann eine andere folgen. Wenn andere sehen, dass wir dort oben sind, werden sie sich uns anschließen.« Er trug immer noch das schottische Breitschwert in der Hand, das zu groß für die Scheide seines geliehenen Säbels war. Jetzt entledigte er sich der Scheide und schob das Breitschwert in seinen Gurt. Er mochte das Breitschwert. Es war schwer, keine Waffe für Feinarbeit, aber tödlich. Etwas, das dem Besitzer Selbstvertrauen gab. »Sie bleiben hier, Sir«, sagte er zu Stokes, »und kümmern sich an meiner Stelle um Ahmed. Der kleine Kerl würde liebend gern mit mir in den Kampf ziehen, aber er könnte dabei ums Leben kommen.« Sharpe rief Garrard zu: »Tom!« Er machte ihm mit Gesten klar, dass er und der Rest der Leichten Kompanie ihm hinunter in die Schlucht folgen sollten, wo Morris zwischen den Felsen lagerte. »Wenn Sergeant Lockhart mit der Leiter kommt, Sir«, sagte er dann zu Stokes, »schicken Sie ihn runter zu uns.«

Sharpe stieg den steilen Hang in die Schlucht hinab in die nach Rauch riechenden Schatten, wo Morris unter einem Baum bei einer Mahlzeit aus Brot, Salzfleisch und dem Rest Schnaps in seiner Feldflasche saß. »Ich hab nicht genug Essen für Sie da, Sharpe«, sagte er.

»Ich hab auch keinen Hunger«, log Sharpe.

»Sie schwitzen, Mann«, beschwerte sich Morris. »Warum suchen Sie sich nicht einen schattigen Platz? Wir können ohnehin nichts tun, bis die Kanoniere dieses verdammte Torhaus plattgeschossen haben.«

»Doch, wir können was tun«, sagte Sharpe.

Morris blickte ihn skeptisch an. »Ich habe keine Befehle bekommen, Ensign«, sagte er.

»Ich möchte Sie und die Leichte Kompanie haben, Sir«, sagte Sharpe respektvoll. »Es gibt an der Seite der Schlucht einen Weg hinauf, Sir, und wenn wir eine Leiter raufbringen

können, dann können wir die Mauer überwinden und die Bastarde von hinten angreifen.«

Morris setzte die Feldflasche an, trank und wischte sich über die Lippen. »Wenn Sie, zwanzig Mann wie Sie und der Erzengel Gabriel und all die verdammten Heiligen mich bitten würden, aus der Schlucht rauszuklettern, Sharpe, würde ich immer noch nein sagen. Um Himmels willen, Mann, hören Sie auf, den verdammten Helden zu spielen. Überlassen Sie das den armen Bastarden, die auf Befehl handeln, und trollen Sie sich.« Er wedelte mit der Hand, als wolle er eine Fliege verscheuchen.

»Sir«, sagte Sharpe flehend, »wir können es schaffen! Ich lasse schon eine Leiter holen und ...«

»Nein«, unterbrach Morris laut und weckte die Aufmerksamkeit der restlichen Kompanie. »Ich werde Ihnen nicht meine Kompanie geben, Sharpe. Um Gottes willen, Sie sind nicht mal ein richtiger Offizier, sondern nur ein aufgestiegener Sergeant! Ein verdammter Ensign, zu groß für Ihre Stiefel. Und erlauben Sie mir, Sie zu erinnern, dass es Ihnen nach den Armeevorschriften verboten ist, in diesem Regiment zu dienen. Und jetzt verschwinden Sie und lassen Sie mich in Frieden.«

»Ich habe mir gedacht, dass Sie das sagen werden, Charles«, sagte Sharpe betrübt.

»Und hören Sie auf, mich Charles zu nennen!«, explodierte Morris. »Wir sind keine Freunde, Sie und ich. Und gehorchen Sie gefälligst meinem Befehl, mich in Frieden zu lassen, oder haben Sie immer noch nicht bemerkt, dass ich ranghöher bin als Sie?«

»Doch, das habe ich, Sir«, sagte Sharpe demütig und tat so, als wolle er sich abwenden, doch plötzlich fuhr er herum und packte Morris am Kragen. Er zerrte den Captain zurück zwischen die Felsen, so schnell, dass Morris keinen Widerstand leisten konnte. Zwischen den Felsen ließ Sharpe die Uniform los und drosch Morris die Faust in den Bauch.

»Das ist dafür, dass Sie mich auspeitschen ließen, Sie Bastard«, erklärte er.

»Was zur Hölle tun Sie da, Sharpe?«, ächzte Morris und wich zurück.

Sharpe versetzte ihm einen Tritt. Als der Captain zu Boden stürzte, neigte sich Sharpe hinab, zerrte ihn hoch und ohrfeigte ihn links und rechts. Eine Gruppe von Männern war ihnen gefolgt und beobachtete das Geschehen mit großen Augen. Morris wollte sich an sie wenden, doch Sharpe schlug ihn von Neuem, diesmal mit der Faust. Der Captain schwankte, stürzte und bekam glasige Augen. Sharpe beugte sich über ihn. »Ihr Rang mag höher sein«, sagte er, »aber Sie sind ein Stück Scheiße, und das waren Sie immer. Kann ich jetzt die Kompanie haben?«

»Nein«, ächzte Morris mit Blut auf den Lippen.

»Danke, Sir«, sagte Sharpe. Dann wandte er sich lächelnd um. »Wo ist Sergeant Green?«

»Hier, Sir.« Green, der ängstlich wirkte, bahnte sich einen Weg durch die zuschauenden Männer. »Ich bin hier, Sir«, sagte er und starrte auf Morris, der blutend auf dem Boden lag.

»Captain Morris hat was gegessen, das ihm nicht bekommen ist«, sagte Sharpe. »Aber bevor ihm schlecht wurde, hat er den Wunsch ausgedrückt, dass ich vorübergehend das Kommando über die Kompanie übernehme.«

Sergeant Green blickte zu dem blutenden Captain, dann wieder zu Sharpe. »Etwas gegessen, das ihm nicht bekommen ist, Sir?«

»Sind Sie ein Doktor, Sergeant? Tragen Sie eine schwarze Feder an Ihrem Hut?«

»Nein, Sir.«

»Dann hören Sie auf, meine Worte infrage zu stellen. Lassen Sie die Kompanie antreten, mit geladenen Musketen, ohne aufgepflanzte Bajonette.«

Green zögerte.

»Tun Sie es, Sergeant!«, brüllte Sharpe und erschreckte damit Green und die zuschauenden Männer.

»Jawohl, Sir!«, sagte Green hastig und wich zurück.

Sharpe wartete, bis die Kompanie in vier Gliedern angetreten war. Viele der Männer betrachteten Sharpe misstrauisch, doch keiner wagte es, seine Autorität anzuzweifeln, weil der Sergeant sie ja akzeptiert hatte.

»Ihr seid eine Leichte Kompanie«, sagte Sharpe. »Und das heißt, dass ihr hingehen könnt, wo andere Soldaten das nicht können. Es macht euch zu einer Elite. Wisst ihr, was das bedeutet? Es bedeutet, dass ihr die Besten in der verdammten Armee seid, und gerade jetzt braucht die Armee ihre besten Männer. Sie braucht euch. Also werdet ihr in einer Minute dort raufklettern ...«, er wies zur Schlucht, »... über die Mauer steigen und den Kampf in die Reihen des Feindes tragen. Es wird ein bisschen harte Arbeit sein, aber nichts Unmögliches für eine anständige Leichte Kompanie.« Er blickte nach links und sah Eli Lockhart und seine Männer mit einer der Bambusleitern zu der Stelle der Schlucht gehen, die er für die Ersteigung der Mauer ausersehen hatte. »Ich gehe als Erster«, sagte er zur Kompanie, »und Sergeant Green wird als Letzter gehen. Wenn ein Mann sich weigert, zu klettern, Sergeant, dann erschießen Sie ihn.«

»Ich soll – was, Sir?«, fragte Green nervös.

»Bei Befehlsverweigerung schießen – in den Kopf«, sagte Sharpe.

Major Stokes war Lockhart gefolgt und kam jetzt zu Sharpe.

»Ich werde für etwas Feuerschutz sorgen, Sharpe«, sagte er.

»Das wird eine Hilfe sein, Sir. Nicht, dass diese Männer viel Hilfe brauchen. Sie sind die Leichte Kompanie des 33. Regiments. Die Besten der Armee.«

»Dessen bin ich mir sicher«, sagte Stokes und blickte lächelnd zu den siebzig Männern, die den Major mit Sharpe sahen und annahmen, dass der Ensign tatsächlich die Autorität hatte, zu tun, was er vorgeschlagen hatte.

Lockhart, in seinem blauen Uniformrock, wartete mit der Leiter. »Wohin wollen Sie sie haben, Mister Sharpe?«

»Hier drüben«, sagte Sharpe. »Reichen Sie sie einfach hoch, wenn wir oben sind. Sergeant Green! Schicken Sie die Männer in Reihen.« Er schritt zur Seite der Schlucht und spähte seine ausgewählte Route hinauf. Von hier aus sah sie steiler und viel höher aus als durch das Fernrohr. Trotzdem nahm er an, dass sie immer noch zu ersteigen war. Er konnte die Mauer des inneren Forts nicht sehen, doch das war gut, denn dann konnten ihn die Verteidiger auch nicht sehen. Trotzdem, es war verdammt steil. Steil genug, um eine Bergziege ins Schwitzen und Schnaufen zu bringen. Aber wenn er jetzt scheiterte, dann würde er angeklagt werden, weil er einen ranghöheren Offizier geschlagen hatte. So blieb ihm wirklich nichts anderes übrig, als den Helden zu spielen.

Also spuckte er in die Hände, schaute ein letztes Mal hoch und begann zu klettern.

Der zweite Angriff auf das Torhaus des inneren Forts verlief nicht besser als der erste. Eine brüllende Masse Männer lief durch die Trümmer des Tors, stolperte über die Toten und Sterbenden, und dann begann wieder das Töten, als sie in der Passage waren. Ein Hagel von Geschossen, Raketen und Musketenfeuer verwandelte die enge, schmale Passage in ein Leichenhaus. Ein Axt-Träger schaffte es, das zweite Tor zu erreichen, und er stand über Colonel Kennys verbrannter Leiche und holte mit der Axt aus, um sie in das Tor zu hacken, doch er wurde sofort von drei Musketenkugeln getroffen und fiel zurück. Die Axt blieb im dunklen, eisenbeschlagenen Holz stecken. Niemand sonst schaffte es nahe zum Tor, und ein Major, erschrocken von dem Blutbad, rief die Männer zurück. »Das nächste Mal«, rief er, »lassen wir uns Feuerschutz geben, Sergeant! Ich will zwei Dutzend Männer haben!«

»Wir brauchen eine Kanone, Sir«, antwortete der Sergeant mit brutaler Ehrlichkeit.

»Sie sagen, es kommt eine.« Der Adjutant, den Kenny losgeschickt hatte, um eine Kanone zu besorgen, kehrte zum Angriffstrupp zurück. »Aber es wird einige Zeit dauern«, fügte er hinzu und verschwieg, dass der Artillerieoffizier erklärte hatte, es würde mindestens zwei Stunden dauern, um eine Kanone und Munition durch die Schlucht zu schaffen.

Der Major schüttelte den Kopf. »Wir werden es ohne Kanone versuchen«, sagte er.

»Gott helfe uns«, murmelte der Sergeant.

Colonel Dodd hatte die Angreifer davonhumpeln sehen und gelächelt. Es war wirklich so einfach, wie er es vorausgesehen hatte. Manu Bappu war tot, und der Havildar, der eingeborene Sergeant, war mit der willkommenen Nachricht von Beny Singhs Ermordung vom Palast zurückgekehrt. Er blickte auf die toten und sterbenden Rotröcke hinab, die zwischen den kleinen bläulichen Flammen ausgebrannter Raketen lagen.

»Sie haben ihre Lektion gelernt, Gopal«, sagte er seinem Jemadar, »so werden sie beim nächsten Mal versuchen, uns mit stärkeren Salven auf den Wehrgängen festzunageln. Werft Raketen hinab, das wird ihnen das Zielen vermasseln.«

»Raketen, Sahib.«

»Jede Menge davon«, sagte Dodd. Er klopfte einigen seiner Männer auf den Rücken. Ihre Gesichter waren geschwärzt von den Explosionen des Pulvers in den Pfannen ihrer Musketen, sie waren durstig und verschwitzt, aber sie gewannen, und das wussten sie. Sie waren seine Kobras, besser ausgebildet als jeder andere Soldat in Indien, und sie würden das Herz der Armee sein, die Dodd von dieser Festung aus loslassen würde, um das Land zu beherrschen, das die Briten preisgeben mussten, wenn ihre Armee geschlagen war.

»Warum geben sie nicht auf?«, fragte Gopal Dodd. Ein Posten auf der Mauer hatte gemeldet, dass sich die verdammten Briten formierten, um wieder anzugreifen.

»Weil sie tapfer sind, Jemadar«, sagte Dodd, »und auch blöde.«

Das wilde Musketenfeuer hatte wieder in der Schlucht begonnen, ein Anzeichen darauf, dass der neue Angriff bald in den vom Blut glitschigen Torweg kommen würde. Sollen sie kommen, dachte Dodd, denn je mehr hier sterben, desto weniger bleiben, um mich zu ärgern, wenn ich die geschlagenen Überlebenden südlich über die Dekkan-Ebene verfolge. »Macht euch bereit!«, rief er.

Langsam brennende Zündhölzer schwelten auf den Wehrgängen, und Dodds Männer kauerten mit Raketen daneben, warteten darauf, die Lunten anzuzünden und die schrecklichen Waffen hinunterzuwerfen in die Stätte des Grauens.

Ein herausfordernder Kriegsschrei ertönte, und die Rotröcke stürzten sich wieder ins Blutbad.

Die Felswand war viel steiler, als Sharpe erwartet hatte. Aber der Fels war nicht glatt, es gab eine Reihe von Spalten, in denen Pflanzen Wurzeln geschlagen hatten, und er konnte sich an Vorsprüngen und dicken Ästen von größerem Gestrüpp festklammern und hochziehen. Er brauchte beide Hände dazu. Tom Garrard war hinter ihm, und Sharpe trat mehrmals auf die Hände seines Freundes. »Entschuldigung, Tom, war keine Absicht.«

»Klettere nur weiter«, keuchte Garrard.

Nach den ersten zehn Fuß wurde es leichter, denn der Fels fiel schräg ab, und es gab sogar Platz für zwei oder drei Männer, um nebeneinander auf einem von Unkraut bedeckten Sims Halt zu finden.

Sharpe rief nach der Leiter, und sie wurde ihm von den Kavalleristen hochgeschoben. Der Bambus war leicht. Sharpe hakte die erste Sprosse über seine Schulter und kletterte weiter, folgte einer gezackten Rinne, aus der Büsche ragten, an denen er sich hochziehen konnte. Eine Linie von Rotröcken folgte ihm mit Musketen am Riemen über der Schulter. Links von Sharpe gab es weitere Büsche,

die ihm Sichtschutz vor der Brustwehr gaben, doch nachdem er etwa zwanzig Fuß geklettert war, endeten diese Büsche, und er betete, dass die Verteidiger alle zum belagerten Torhaus, anstatt hier in die Schlucht starren würden. Er zog sich die letzten paar Fuß hoch und verfluchte die Leiter, die sich an jedem Vorsprung verfing.

Der Fels schien die Hitze der Sonne verstärkt wiederzugeben, und er war in Schweiß gebadet. Er rang nach Atem, als er oben war. Jetzt musste er nur noch eine paar Yards breite und mit Gras bewachsene Kante überqueren, dann würde er an der Mauer sein.

Er duckte sich und wartete darauf, dass die Männer aufholten. Immer noch hatte ihn niemand von der Mauer aus gesehen. Tom Garrard hatte ihn keuchend eingeholt.

»Wenn es losgeht, Tom«, sagte Sharpe, »müssen wir höllisch schnell rennen. Geradewegs zur Mauer. Leiter aufstellen, wie Ratten raufklettern und rüber. Sag den Jungs, dass sie schnell sein müssen. Die Bastarde auf der anderen Seite werden versuchen, uns umzulegen, bevor wir Verstärkung bekommen können. Wir brauchen also viele Musketen, um sie abzuwehren.«

Garrard spähte zu den Schießscharten hinauf. »Da oben ist keiner zu sehen.«

»Da sind ein paar, aber die haben noch nichts mitbekommen, das sind Schlafmützen.« Gott sei Dank sind sie so dösig, dachte Sharpe, denn eine Hand voll Verteidiger mit geladenen Musketen konnten seinen Tod bedeuten. Und nachdem er Morris geschlagen hatte, konnte ihm vor dem Kriegsgericht nur noch eines helfen: Er musste die Mauer überwinden und die Tore des inneren Forts öffnen.

Während weitere Männer die Felskante überwanden, spähte er zur Brustwehr hinauf. Er nahm an, dass die Mauer nur mit etwas mehr als einer Postenkette bemannt war, denn niemand schien damit gerechnet zu haben, dass die Felswand erklettert werden konnte, doch er konnte sich

vorstellen, dass die bedrohte Stelle schnell verstärkt werden würde, wenn die ersten Rotröcke aufgetaucht waren.

Garrard grinste Sharpe an. »Hast du Morris verprügelt?«

»Was blieb mir anderes übrig?«

»Er wird dich vors Kriegsgericht bringen.«

»Nicht, wenn wir hier siegen«, sagte Sharpe. »Wenn wir diese verdammten Tore öffnen, Tom, werden wir als verdammte Helden gefeiert werden.«

»Und wenn wir das nicht schaffen?«

»Dann werden wir tote Helden sein«, sagte Sharpe. Dann wandte er den Kopf und sah Eli Lockhart durch das Gras robben. »Was, zum Teufel, treiben Sie hier?«, fragte Sharpe überrascht.

»Ich habe mich verirrt«, sagte Lockhart und hob eine Muskete an, die er einem Soldaten abgenommen hatte. »Einige Ihrer Jungs sind nicht besonders scharf darauf, Helden zu sein, aber auf mich und meine Jungs können Sie zählen.«

Und es waren nicht nur Lockharts Kavalleristen, die kletterten, sondern auch einige Highlander im Kilt und einige Sepoys, die die Leichte Kompanie beim Erklettern der Felswand gesehen und sich entschlossen hatten, sich anzuschließen.

Je mehr, desto besser, sagte sich Sharpe. Er zählte grob und kam auf über dreißig Mann, und weitere folgten. Es war Zeit zum Zuschlagen, denn der Feind würde nicht mehr lange schlafen.

»Wir müssen schnell über die Mauer rüber«, erklärte er allen, »und wenn wir drüben sind, bilden wir zwei Glieder.«

Er hob die Leiter hoch über seinen Kopf. Dann rannte er los. Mit den von Sevajee ausrangierten Stiefeln, die glatte Sohlen hatten, rutschte er im Gras aus, fing sich aber und lief schwankend weiter, sogar noch schneller, denn er hörte einen alarmierten Aufschrei hoch über sich. Er wusste, was als Nächstes kommen würde, und er war noch zu weit von der Mauer entfernt, ein leichtes Ziel. Und dann hörte er das

Krachen einer Muskete und sah, wie das Gras vor ihm aufgerissen wurde. Die Kugel prallte vom trockenen Erdreich ab und schlug in eine der Stangen der Leiter. Dann feuerte eine andere Muskete, und Erde, Staub und Rauch wirbelten auf.

»Gebt ihnen Feuer!«, brüllte Major Stokes in der Schlucht.

An die hundert Rotröcke und Sepoys feuerten zur Mauerkrone hinauf. Sharpe hörte, wie die Musketenkugeln von den Steinen abprallten, und dann war er an der Mauer, rammte die Leiter ins Erdreich und schwang das andere Ende hinauf. Eine verdammte Eskalade, dachte er, eine Bresche und eine Eskalade, alles an einem Tag, und er zog das Breitschwert aus seinem Koppel und schob Garrard vom Fuß der Leiter fort.

»Ich zuerst«, grollte er und begann mit dem Aufstieg.

Die Sprossen gaben nach und federten, und er hatte den schrecklichen Gedanken, dass sie brechen könnten, wenn die ersten paar Männer die Leiter benutzt hatten. Dann würde die Falle für eine Hand voll Soldaten in der Festung zuschnappen und die Marathen würden sie niedermachen.

Er hatte keine Zeit, um sich davor zu fürchten, er musste klettern. Die Musketenkugeln prasselten links und rechts neben der Leiter gegen die Steine und trieben die Verteidiger von der Brustwehr zurück.

Sharpe erreichte das Ende der Leiter, stieß einen wilden Schrei aus und streckte die freie Hand aus, um sich irgendwo festzuklammern und sich durch die Schießscharte auf den Wehrgang zu ziehen. Er verharrte, versuchte ein Gefühl dafür zu bekommen, was vor und unter ihm warten könnte, doch Garrard schob ihn weiter und ließ ihm nur die Möglichkeit, durch die Schießscharte zu springen.

Da gab es keinen Wehrgang!

Mein Gott, dachte er und sprang. Es war kein langer Sprung hinab, vielleicht acht, zehn Fuß, denn der Boden war auf der Innenseite der Mauer höher als auf der Außenseite. Er landete auf allen vieren auf dem Erdreich, und eine

Musketenkugel peitschte über seinen Rücken hinweg. Er rollte sich ab, rappelte sich auf und sah, dass die Verteidiger auf niedrigen hölzernen Plattformen standen, von denen aus sie über die Mauer spähen konnten. Und jetzt rannten diese Verteidiger auf ihn zu. Aber es waren nur wenige, sehr wenige, und Sharpe hatte bereits fünf Rotröcke auf dieser Seite der Mauer und weitere kamen. Der Feind erhielt ebenfalls Verstärkung, einige von Westen und noch mehr von Osten.

»Tom, pass auf die Männer auf!« Sharpe wies westwärts, dann zog er die Männer zusammen. »Musketen anlegen!«, befahl er. Die Männer rissen die Musketen an die Schultern. »Zielt tief, Jungs«, sagte er. »Feuer!«

Die Musketen blitzten auf. Ein Marathe stürzte und rutschte über den Boden. Die anderen fuhren herum und ergriffen die Flucht, entsetzt über den Strom von Männern, der jetzt über die Mauer stieg. Es war eine seltsame Mischung aus englischen Plänklern, Highlander-Infanterie, Sepoys, Kavalleristen und sogar einige von Syud Sevajees Gefährten mit ihren geliehenen roten Röcken.

»Zwei Reihen!«, rief Sharpe. »Schnell jetzt! Zwei Reihen. Tom! Was passiert hinter mir?«

»Die Scheißer sind abgehauen, Sir!«

»Zwei Reihen!«, brüllte Sharpe von Neuem. Er konnte von hier aus das Torhaus nicht sehen, weil sich der Hügel innerhalb der Mauer wölbte und die großen Wehrgänge vor ihm verbarg, doch der Feind formierte sich zweihundert Schritte ostwärts. Die Verteidiger der Mauer in braunen Röcken schlossen sich einer Kompanie weiß berockter Kobras an. Diese Männer mussten besiegt werden, bevor Sharpe hoffen konnte, zum Torhaus vorrücken zu können. Er blickte den Hügel hinauf und sah nichts außer einem Gebäude, halb verborgen von Bäumen, in denen Affen kreischend kletterten. Keine Verteidiger dort. Gott sei Dank konnte Sharpe seine rechte Flanke ignorieren.

Ein schottischer Sergeant hatte die Männer in zwei Reihen gezerrt und geschoben.

»Laden!«, befahl Sharpe, obwohl die meisten bereits luden. »Sergeant?«

»Sir?«

»Rücken Sie längs der Mauer vor. Niemand feuert, bevor ich es befehle. Sergeant Green?« Sharpe wartete und rief noch einmal: »Sergeant Green!« Green hatte die Mauer offenbar noch nicht überquert oder die Felswand gar nicht erklettert. »Sergeant Green!«, brüllte Sharpe abermals.

»Warum brauchen Sie den?«, rief jemand.

Es war ein schottischer Captain. Himmel, dachte Sharpe, der ist ranghöher. »Um die nächste Gruppe zu führen!«

»Das mache ich«, sagte der Schotte. »Lassen Sie sich nicht aufhalten!«

»Vorrücken!«, rief Sharpe.

Der Sergeant gab Kommandos und rief schließlich: »Marsch!«

Es war ein fehlerhaftes Vorrücken. Die Männer hatten keine Lückenschließer und schlossen nicht auf, aber das machte Sharpe nicht viel aus. Wichtig war, dass sie sich dem Feind näherten. Das war immer McCandless' Devise gewesen. Geh nahe ran und beginne mit dem Töten, denn auf große Distanz kannst du nur Scheiße erreichen – dieses Wort hatte der schottische Colonel jedoch nie benutzt. Dieser Kampf ist für dich, McCandless, dachte Sharpe, und es kam ihm in den Sinn, dass er zum ersten Mal Soldaten in ein Gefecht führte, Linie gegen Linie, Musketen gegen Musketen. Er war nervös, und er wurde noch nervöser, weil er eine behelfsmäßige Kompanie vor den Augen Tausender Rotröcke auf den Mauern des äußeren Forts in den Kampf führte. Wenn ich hier scheitere, dachte er, dann wird es die ganze Armee erfahren.

Er beobachtete den feindlichen Offizier, ein großer Mann mit dunklem Gesicht und buschigem Schnurrbart. Gut ausgebildet, dachte Sharpe, aber niemand hatte je

behauptet, dass William Dodd Soldaten nicht perfekt drillen kann.

Die Kobras stoppten, als die beiden Einheiten noch hundert Schritte voneinander entfernt waren. Sie legten ihre Musketen an, und Sharpe sah, wie seine Männer zögerten.

»Weitermarschieren!«, befahl er. »Weitermarschieren!«

»Ihr habt es gehört!«, bellte der schottische Sergeant. »Weitermarschieren!«

Sharpe befand sich an der rechten Flanke seiner Reihe. Er blickte zurück und sah, dass weitere Männer sich beeilten aufzuholen, und ihre Ausrüstung schlug hin und her, als sie über den unebenen Boden stolperten. Himmel, dachte Sharpe, ich bin tatsächlich drin! Wir sind drin!

Und dann feuerten die Kobras.

Und Sharpe, Ensign und Ochsentreiber, führte eine Schlacht.

Die Rotröcke stürmten das Torhaus ein drittes Mal. Diesmal pressten sich zwei Trupps zu beiden Seiten der Passage an die Wände, hoben ihre Musketen und feuerten auf den jeweils gegenüberliegenden Wehrgang. Die Taktik schien aufzugehen, denn unter dem Schutz der ersten Salve stürmte eine dritte Gruppe von Männern mit Äxten über die Toten und Sterbenden auf dem steilen steinernen Pfad auf das zweite Tor zu.

Dann begannen die angezündeten Raketen von der Höhe zu fallen. Sie prallten in zwei der Musketentrupps, und die Männer mit den Äxten gelangten nicht einmal bis zum zweiten Tor. Sie starben unter dem Musketenfeuer, das dem Raketeninferno folgte, und die nach Atem ringenden Verwundeten krochen zurück durch den dichten Rauch. Weitere Raketen wurden von den flankierenden Wehrgängen hinabgeworfen und verursachten ein unvorstellbares Grauen. Wer es noch konnte, ergriff die Flucht, abermals besiegt.

»Genug!«, rief Dodd seinen Männern zu. Er spähte in das Blutbad hinab. Es war die Hölle, und über all dem Blut hing

stinkender Rauch. Die Raketenhülsen brannten noch. Die Verwundeten schrien um Hilfe, die nicht kam, und Dodd empfand ein Hochgefühl. Es war sogar leichter gewesen, als er erhofft hatte.

»Sahib!«, sagte Gopal drängend. »Sahib!«

»Was ist?«

»Sahib, sehen Sie!« Gopal wies nach Westen. Da war Rauch zu sehen und das Krachen von Musketen zu hören. Der Rauch stieg von jenseits der Hügelkuppe auf, sodass Dodd nicht sehen konnte, was dort geschah, aber die Geräusche reichten aus, um ihm klarzumachen, dass hinter dem Hügel ein heftiger Kampf ausgebrochen war. Das musste nicht viel zu bedeuten haben, abgesehen davon, dass der Lärm und der Rauch von innerhalb der Mauern kamen.

Dodd fluchte. »Finde heraus, was dort passiert, Gopal. Schnell!« Er konnte nicht verlieren. Er durfte nicht verlieren. »Wo ist Mister Hakeswill?«, rief er. Er wollte, dass der Deserteur Gopals Pflichten auf dem Wehrgang übernahm, doch der Sergeant mit dem krampfhaften Zucken im Gesicht war verschwunden. Das Musketenfeuer ging weiter, doch unterhalb von Dodd gab es nur das Stöhnen der Verwundeten und den Geruch von verbranntem Fleisch.

Er starrte nach Westen. Wenn die verdammten Rotröcke die Mauer überquert hatten, dann würde er mehr Infanterie brauchen, um sie aus der Festung zu vertreiben und jene Lücke zu schließen, durch die es den Engländern gelungen war, in das innere Fort einzudringen.

»Havildar!«, rief er den eingeborenen Sergeant, der Hakeswill zum Palast begleitet hatte. »Geh zum südlichen Tor und sag ihnen, sie sollen ein Bataillon herschicken. Schnell!«

»Sahib«, sagte der Mann und rannte davon.

Dodd stellte fest, dass er leicht zitterte. Es war nur ein kleines Zucken in seiner rechten Hand, die immer noch den goldenen Elefantengriff seines Schwerts hielt. Es besteht

kein Grund zur Panik, sagte er sich, alles ist unter Kontrolle. Dennoch ging ihm der Gedanke nicht aus dem Kopf, dass es keine Flucht von diesem Ort geben würde. Bei jedem anderen Kampf, seit er aus der britischen Armee desertiert war, hatte er einen Fluchtweg für den Rückzug sichergestellt, doch aus dieser hohen Festung auf den Felsen gab es keinen Fluchtweg. Er würde hier siegen oder sterben.

Er beobachtete den Rauch im Westen. Das Schießen war jetzt stetig, ließ darauf schließen, dass der Feind sich in großer Zahl in der Festung befand. Seine Hand zuckte, doch diesmal bemerkte er es nicht, denn zum ersten Mal seit Wochen begann der Herrscher von Gawilgarh die Niederlage zu fürchten.

Die Salve der Kompanie weiß berockter Kobras hämmerte auf Sharpes Männer ein, doch weil sie weiter auseinander gezogen waren als üblich, fuhren viele der Kugeln in die Lücken zwischen den Reihen. Einige Männer fielen und der Rest stockte instinktiv, doch Sharpe schrie sie an, weiter zu marschieren. Der Feind war im Pulverrauch verborgen, und Sharpe wusste, dass er dabei war, nachzuladen. »Die Reihen schließen, Sergeant!«, brüllte er.

»Aufschließen! Aufschließen!«, rief der schottische Sergeant. Er blickte zu Sharpe, argwöhnte, dass er die Kompanie zu nahe an den Feind heranführte. Die Distanz war bereits auf etwa sechzig Yards geschrumpft.

Sharpe konnte nur einen der Inder durch den Rauch sehen. Der Mann befand sich an der linken Flanke der vordersten Reihe, ein kleiner Mann, und er hatte die Spitze seiner Patrone abgebissen und schüttete das Pulver in die Mündung seiner Muskete. Sharpe beobachtete, wie die Kugel folgte und der Ladestock in den Lauf gestoßen wurde. »Halt!«, rief er.

»Halt!«, echote der Sergeant.

»Muskete anlegen!«

Die Männer schwangen die Muskete an die Schulter. Sharpe nahm an, dass er rund sechzig Männer in zwei

Reihen hatte, weniger als die drei Reihen des Feindes, aber genug. Weitere Männer rannten von der Leiter herbei.

»Zielt tief!«, brüllte Sharpe. »Feuer!«

Die Salve donnerte in die Kobras, die noch luden. Sofort begannen Sharpes Männer wieder zu laden. Sie arbeiteten hastig, denn sie wussten, dass die nächste Salve des Feindes bevorstand.

Sharpe beobachtete, dass der Feind die Musketen anlegte. Seine Männer waren von ihrem eigenen Pulverrauch halb verborgen.

»Hinknien!«, schrie er impulsiv. »Auf die Knie!« Er selbst ließ sich auf ein Knie nieder, und einen Herzschlag später feuerte der Feind. Die Salve peitschte über die Kompanie hinweg.

Sharpe hatte die Ladeprozedur seiner Männer verlangsamt, sie jedoch am Leben erhalten, und jetzt war es an der Zeit, zu töten.

»Laden!«, rief er, und seine Männer rappelten sich auf. Diesmal beobachtete Sharpe nicht den Feind, denn er wollte sich nicht von dessen Timing beeinflussen lassen. Er zog das Breitschwert.

»Vorbereiten zum Angriff!«, rief er. Seine Männer schoben die Ladestöcke in die Halterung an der Muskete und pflanzten ihre Bajonette auf die geschwärzten Läufe. Eli Lockharts Kavalleristen zogen ihre Säbel.

»Anlegen!«, befahl Sharpe, und die Musketen wurden wieder an die Schulter gehoben. Er blickte wieder zum Feind und sah, dass die meisten der Männer noch mit dem Ladestock hantierten.

»Feuer!«

Die Musketen blitzten und krachten, und Papierfetzen flogen ins Gras.

»Angriff!«, rief Sharpe. Er stürmte von der rechten Flanke voran, das Breitschwert in der Hand. »Angriff!«, wiederholte er, und seine kleine Kompanie, die spürte, dass ihr nur

Sekunden blieben, bevor die feindlichen Musketen geladen waren, rannte mit ihm.

Dann krachte Musketenfeuer zu seiner Rechten. Sharpe sah, dass der schottische Captain eine Hand voll Männer an der Flanke formiert hatte und eine Salve hatte schießen lassen, die in die Kobras schlug, gerade bevor Sharpes Angriff die Lücke schloss.

»Tötet sie!«, schrie Sharpe. Furcht stieg in ihm auf, die Furcht, dass er den Angriff zur unpassenden Zeit befohlen hatte und der Feind zur Salve bereit war, bevor die Rotröcke zuschlagen konnten, und er rannte so schnell er konnte, um in die weiß berockten Reihen zu gelangen, bevor die Salve kam.

Der Havildar, der die Kobra-Kompanie befehligte, war entsetzt, als er die Rotröcke heranstürmen sah. Er hätte feuern lassen sollen, doch stattdessen befahl er seinen Männern, ihre Bajonette aufzupflanzen, und so steckten sie noch die Klingen auf die Läufe, als die ersten Rotröcke durch den Rauch brachen.

Sharpe hackte sein schweres Breitschwert in die erste Reihe, traf, zog die Klinge aus dem Körper des Zusammenbrechenden und schaltete einen Gegner mit einem Tritt aus. Plötzlich bemerkte er Eli Lockhart neben sich. Dessen Säbel sauste herab, und zwei Highlander stießen mit Bajonetten zu. Sharpe hackte beidhändig mit dem Breitschwert, kämpfte in wildem Zorn, der von der Nervosität kam, die ihn während des Angriffs erfasst hatte.

Ein Sepoy stellte den Havildar der Kobras, fintierte mit dem Bajonett, parierte den Gegenangriff mit dem Krummsäbel und stieß dem eingeborenen Sergeant das Bajonett in den Bauch.

Die Weißröcke flohen jetzt, zurück auf den Rauch zu, der aus dem Torhaus wallte, das jenseits der Hügelkuppe lag. Tom Garrard, sein Bajonett voller Blut, versetzte einem Verwundeten, der mit seiner Muskete auf ihn zielte, einen

Tritt, bevor er abdrücken konnte. Andere Männer beugten sich hinab, um die Toten und Sterbenden zu durchsuchen.

Der schottische Captain kam von der Flanke. Er trug die Achselschnur einer Leichten Kompanie.

»Ich wusste nicht, dass das 74. hier oben ist«, begrüßte er Sharpe. »Oder ist es das 33.?« Er blickte auf Sharpes Uniformrock, und Sharpe sah, dass Clares neu genähten Aufschläge beim Klettern eingerissen waren und der alte, rote Stoff darunter zu erkennen war.

»Ich bin ein verlorenes Schaf, Sir«, sagte Sharpe.

»Ein sehr willkommenes verlorenes Schaf«, sagte der Captain und streckte ihm die Hand hin. »Archibald Campbell, Schottische Brigade. Habe gerade meine Kompanie hier raufgebracht, nur für den Fall, dass sie Langeweile hat.«

»Richard Sharpe, 74.«, sagte Sharpe und schüttelte Campbells Hand, »und verdammt froh, Sie zu sehen, Sir.«

Sharpe war plötzlich zum Lachen zumute. Seine Streitmacht, die in das innere Fort der Festung eingedrungen war, war eine bunte Mischung aus Indern und Briten, Kavalleristen und Infanteristen. Es waren Highlander mit Kilt vom 78., einige von Campbells Männern vom 94., vielleicht die Hälfte von der Leichten Kompanie des 33. und eine ansehnliche Menge von Sepoys.

Campbell war auf eine der niedrigen hölzernen Plattformen gestiegen, die den Verteidigern erlaubt hatten, über die Brustwehr zu spähen, und von dort aus starrte er zum Torhaus, das eine Viertelmeile ostwärts lag.

»Denken Sie, was ich denke, Mister Sharpe?«, fragte er.

»Ich denke, wir sollten das Torhaus einnehmen und die Tore öffnen«, sagte Sharpe.

»Ich ebenfalls.« Er schob sich ein wenig zur Seite, um Sharpe auf der kleinen Plattform Platz zu machen. »Sie werden zweifellos bald versuchen, uns zu vertreiben. Wir sollten uns beeilen.«

Sharpe schaute zum Torhaus, wo eine große Rauchwolke darauf schließen ließ, dass die Brustwehr dicht mit weiß berockten Kobras besetzt war. Eine kurze Treppe führte zum Wehrgang, und die Tore konnten nicht geöffnet werden, bevor der Feind nicht von diesem entfernt war. »Wenn ich den Wehrgang einnehme«, schlug er Campbell vor, »können Sie dann die Tore öffnen?«

»Das scheint mir eine faire Arbeitsteilung zu sein«, sagte Campbell und sprang von der Plattform. Er hatte seinen Hut verloren, und eine schwarze Haarsträhne fiel in sein schmales Gesicht. Er grinste Sharpe an. »Ich werde meine Kompanie nehmen, und Sie können den Rest haben, abgemacht?« Campbell schritt den Hügel hinauf und befahl seiner Leichten Kompanie, sich zu einer Kolonne aus drei Gliedern zu formieren.

Sharpe folgte Campbell von der Plattform hinunter und ließ die restlichen Männer in einer Linie antreten.

»Captain Campbell wird von innen die Tore öffnen«, erklärte er ihnen, »und wir werden das ermöglichen, indem wir die Brustwehr von den Bastarden säubern. Es ist ziemlich weit bis zum Tor, aber wir müssen schnell dort sein. Und wenn wir dort ankommen, müssen wir als Erstes eine Salve zum Wehrgang hinauffeuern, bevor wir dort raufgehen. Ladet eure Musketen jetzt. Sergeant Green!«

Green, mit rotem Gesicht von der Anstrengung des Erkletterns der Felswand, trat vor. »Ich bin hier, Sir, und ...«

»Zählen Sie zwanzig Männer ab, Green«, befahl Sharpe dem atemlosen Sergeant. »Sie werden unten bleiben und uns Feuerschutz geben, während wir die Treppe raufstürmen, verstanden?«

»Zwanzig Mann, Sir? Jawohl, Sir. Das werde ich tun, Sir. Es ist nur wegen Mister Morris, Sir.« Green verstummte verlegen.

»Was ist mit ihm?«, fragte Sharpe.

»Er hat sich erholt, Sir. Seinem Bauch geht es besser, Sir ...«, Green schaffte es, eine ausdruckslose Miene

beizubehalten, »... und er sagte, niemand sonst soll die Felswand raufklettern, Sir, und er hat mich geschickt, um die Männer, die mit Ihnen hochgeklettert sind, wieder zurückzuholen. Deshalb bin ich hier, Sir.«

»Nein, das sind Sie nicht!«, sagte Sharpe. »Sie sind hier, um zwanzig Mann abzuzählen, die dem Rest von uns Feuerschutz geben werden.«

Green zögerte, blickte Sharpe an und nickte dann. »Ganz recht, Sir! Zwanzig Mann, Feuerschutz.«

»Danke, Sergeant«, sagte Sharpe.

Morris war also wieder bei Bewusstsein und machte vermutlich bereits Ärger, doch das konnte Sharpe jetzt nicht beunruhigen. Er blickte seine Männer an. Sie zählten jetzt siebzig oder achtzig, und immer noch überquerten weitere Schotten und Sepoys die Mauer. Sharpe wartete, bis alle ihre Musketen geladen hatten.

»Folgt mir nur, Jungs, und dann tötet den Feind. Jetzt!« Er wandte sich nach Osten. »Los, kommt!« »Im Geschwindschritt, marsch!«, rief Campbell seiner Kompanie zu. »Vorwärts!« Der Fuchs war im Hühnerstall. Es würden Federn fliegen.

KAPITEL 11

Das 74. Regiment, das die Straße hinaufkletterte, die von der Ebene zu Gawilgarhs Südtor führte, konnte das ferne Musketenfeuer hören, das wie der Brand eines Dornendickichts klang. Es prasselte, loderte auf zu einem Crescendo und wurde wieder leiser. Manchmal schien es ganz zu ersterben, und die schwitzenden Männer sagten sich, dass die Schlacht vorüber sein musste, doch dann tobte es wieder laut und wild los. Das

74. konnte nichts tun, um zu helfen. Das Regiment war noch dreihundert Fuß unterhalb der Festung, und von jetzt an würde es sich in Reichweite der Geschütze von Gawilgarhs südlichen Mauern befinden. Diese Kanonen schossen jetzt seit über einer Stunde auf das 74., doch die Distanz war zu groß gewesen und der Abwärtswinkel zu steil, sodass keine Kugel ins Ziel geschlagen war. Wenn das 74. seine eigene Artillerie gehabt hätte, dann hätte es zurückfeuern können, doch der Hang war zu steil für jedes Geschütz, um wirkungsvoll zu feuern. Die Kanoniere hätten ihre Kanone auf einer steilen Aufwärtsrampe aufstellen müssen, und bei jedem Schuss hätte die Gefahr gedroht, dass sie umfallen würde.

Das 74. konnte nicht weitermarschieren, ohne unnötige Verluste hinzunehmen, und so ließ Wellesley anhalten. Wenn nur wenige Verteidiger auf den südlichen Mauern waren, würde er eine Eskalade erwägen, doch die Sepoys mit den Leitern waren weit hinter die führenden Einheiten zurückgefallen, und deshalb konnte ein solcher Angriff noch nicht ins Auge gefasst werden. Es würde auch nicht von entscheidender Bedeutung sein, denn die Aufgabe des 74. war es, die Verteidiger der Festung an ihre südlichen Mauern zu binden, während die wahre Attacke von Norden erfolgte. Dieser Zweck war wenigstens erreicht, denn die Mauern

über dem steilen südlichen Hang waren dicht von Verteidigern besetzt.

Sir Arthur Wellesley stieg von seinem Pferd und ging zu einem Aussichtspunkt hinauf, von dem aus er zur Festung hinaufschauen konnte. Colonel Wallace und eine Hand voll Adjutanten folgten, und die Offiziere ließen sich bei einigen Felsbrocken nieder und überlegten, was die Geräusche der Schlacht zu bedeuten hatten.

»Keine Geschütze«, sagte Wellesley, nachdem er dem fernen Krachen gelauscht hatte.

»Keine Geschütze, Sir?«, fragte ein Adjutant.

»Ich höre kein Kanonenfeuer«, erklärte Sir Arthur, »was sicherlich bedeutet, dass das äußere Fort eingenommen ist.«

»Aber nicht das innere?«, fragte der Adjutant.

Sir Arthur machte sich nicht einmal die Mühe, darauf zu antworten. Natürlich war das innere Fort nicht eingenommen. Dann wären nämlich die Kampfgeräusche völlig verklungen und Flüchtlinge würden vor den Musketen des 74. aus dem südlichen Tor strömen. Und irgendwie hatte Wellesley trotz seiner Zweifel gehofft, dass Kennys Angriff über beide Abschnitte der Mauern branden würde und das große Südtor bereits von triumphierenden Rotröcken geöffnet sein würde, wenn das 74. den Gipfel der Straße erreichte. Stattdessen hing eine grüngoldene Flagge über dem Torhaus, die im Musketenfeuer der Verteidiger flatterte.

Wellesley wünschte jetzt, er wäre zum Plateau geritten und Kennys Männern durch die Breschen gefolgt. Was, zum Teufel, war da jetzt los? Aber er konnte nicht zum Plateau gelangen, es sei denn, er ritt den ganzen Weg zur Ebene hinunter und dann zurück, über die neu angelegte Straße hinauf, eine Entfernung von über zwanzig Meilen. Er konnte nur warten und hoffen.

»Sie sollten Ihre Plänkler vorrücken lassen, Colonel«, schlug er Wallace vor. Die Plänkler des 74. würden nicht viel erreichen, aber ihre Anwesenheit würde die Bedrohung des südlichen Walls verstärken und die Verteidiger festnageln.

»Aber lassen Sie sich weit auseinander ziehen«, riet Wellesley. Indem er die Leichte Kompanie auf dem Hang verteilte, würde er sie vor dem Kanonenfeuer schützen.

Weit jenseits der südlichen Mauern stieg eine Rauchsäule in den Himmel. Die Kampfgeräusche stiegen an und schwollen ab, gedämpft von der heißen Luft, die über den schwarzen Mauern der Festung schimmerte.

Wellesley war nervös und hoffte inbrünstig, dass sein riskantes Spiel aufgehen würde und seine Rotröcke – Gott allein wusste wie – einen Weg in die Festung gefunden hatten, die noch nie eingenommen worden war.

»Gebt ihnen Feuer!«, brüllte Major Stokes die Männer auf der Nordseite der Schlucht an. »Heizt ihnen ein!« Andere Offiziere nahmen den Ruf auf, und die Männer, die bisher den Kampf über die Schlucht hinweg nur beobachtet hatten, luden ihre Musketen und begannen das Torhaus mit Musketenkugeln zu überschütten.

Stokes war zum äußeren Fort zurückgekehrt, sodass er über die Schlucht zum zerstörten Tor in der Mauer des inneren Forts sehen konnte, und jetzt beobachtete er, wie die beiden kleinen Gruppen Rotröcke über den Hügel im inneren Fort vorrückten. Eine Kolonne war weiter zurück, während die vorderen Männer in einer Linie vorwärts stürmten. Beide Kolonnen näherten sich dem stark verteidigten Torhaus, wo gerade ein weiterer britischer Angriff durch das zerbrochene erste Tor zurückgeschlagen wurde. Deren Verteidiger richteten jetzt ihre Musketen auf die neuen Angreifer, und so ließ Stokes über die Schlucht feuern. Die Entfernung war verflucht groß, aber jede Ablenkung würde helfen. Die Kanoniere, die das Tor zerschmettert hatten, feuerten jetzt auf die Wehrgänge, und ihre Kugeln fetzten Splitter aus dem Gestein.

»Los, Sharpe, los!«, murmelte Stokes. »Vorwärts!«

Captain Morris, den Mund geschwollen und blutig und mit einem blauen Auge und einer Beule auf der Stirn, taumelte

die Treppe zum Wehrgang hinauf. »Major Stokes!«, rief er gereizt.

Stokes wandte sich ihm zu. Sein erster Gedanke war, dass Morris beim Versuch, die Mauer des inneren Forts zu überwinden, verwundet worden war, und er sagte sich, dass er den Mann falsch eingeschätzt haben musste und der Captain kein Feigling war. »Brauchen Sie einen Arzt, Captain?«

»Dieser verdammte Sharpe! Er hat mich geschlagen! Geschlagen! Und er hat meine Kompanie entführt. Ich werde Anklage erheben!«

»Er hat Sie geschlagen?«, fragte Stokes verwirrt.

»Und meine Kompanie entführt. Ich habe ihm befohlen, wegzutreten, und er schlug mich! Das sage ich Ihnen, Sir, weil Sie ein ranghoher Offizier sind. Sie können mit einigen meiner Männer reden, Sir, und Ihre Zeugenaussagen hören. Einige von ihnen haben den Angriff gesehen, und ich hoffe auf Ihre Unterstützung beim Kriegsgerichtsprozess, Sir.«

Stokes hätte am liebsten gelacht. So hatte Sharpe also die Männer gefunden, die ihm die Felswand hinauf gefolgt waren! »Sie sollten Ihre Anklage gegen Mister Sharpe besser vergessen.«

»Ich, eine Anklage vergessen? Niemals! Ich werde den Bastard fertig machen!«

»Das bezweifle ich«, sagte Stokes.

»Er hat mich geschlagen!«, protestierte Morris. »Er hat mich angegriffen!«

»Blödsinn«, sagte Stokes schroff. »Sie sind gefallen. Das habe ich gesehen. Gestolpert und ausgerutscht. Und genau das werde ich vor dem Kriegsgericht sagen. Nicht, dass es überhaupt einen Prozess geben wird. Sie sind einfach gefallen, Mann, und jetzt leiden Sie an Wahnvorstellungen! Vielleicht haben Sie einen Sonnenstich, Captain? Sie sollten vorsichtig sein, sonst geht es Ihnen wie dem armen Harness. Dann werden wir Sie nach Hause schicken müssen, und Sie landen im Irrenhaus.«

»Sir! Ich protestiere!«, sagte Morris.

»Sie protestieren zu viel, Captain«, sagte Stokes. »Sie sind gestolpert, und genau das werde ich aussagen, wenn Sie dumm genug sind, Anklage zu erheben. Selbst mein Junge hat Sie stolpern und fallen gesehen. Nicht wahr, Ahmed?« Stokes wandte sich um und wollte Ahmeds Bestätigung hören, doch der Junge war verschwunden. »Oh Gott«, stieß Stokes hervor und starrte in die Schlucht hinab, um Ahmed zu suchen.

Er ahnte bereits, dass es zu spät war.

Sharpes Vorrücken über die ersten hundert Yards war leicht, denn das Terrain war offen und seine Männer waren noch außer Sicht des Torhauses. Die paar Verteidiger, die die Mauer oberhalb der Schlucht besetzt hatten, waren geflüchtet, doch sobald die Rotröcke den Hang des Hügels hinter sich gelassen hatten und das Torhaus nicht mehr weit entfernt war, begann das feindliche Musketenfeuer.

»Rennt weiter!«, rief Sharpe, obwohl man ihr Vorankommen kaum als Rennen bezeichnen konnte. Sie stolperten und wankten, ihre Munitionstaschen und Bajonettscheiden baumelten am Koppel. Und die Sonne brannte gnadenlos, während Musketenkugeln des Feindes den trockenen Boden aufrissen und Staub aufwirbelten.

Sharpe nahm eine Kakophonie von Musketenfeuer zu seiner Linken wahr, das Feuer von Tausenden Rotröcken auf der anderen Seite der Schlucht, doch die Verteidiger des Torhauses waren von der Brustwehr der äußeren Mauer geschützt. Eine Gruppe dieser Verteidiger schob eine Kanone herum, um sie dem neuen Angriff entgegenzustellen.

»Immer weiter!«, rief Sharpe mit rauer Stimme. Himmel, war er durstig! Durstig, hungrig und aufgeregt.

Das Torhaus war vernebelt von Rauch. Seine Verteidiger feuerten mit Musketen auf die Angreifer, die unerwartet von Westen kamen.

Zu seiner Rechten konnte Sharpe weitere Verteidiger sehen, doch sie feuerten nicht, sie waren nicht mal in Reihen formiert. Stattdessen drängten sie sich neben einer niedrigen Mauer, die anscheinend einige Gärten eingrenzte, und beobachteten das Kampfgeschehen. Hinter ihnen ragte ein Gebäude auf, halb verdeckt von Bäumen. Der Platz war riesig! Mehrere Hügelkuppen ragten innerhalb des weiten Rings von Gawilgarhs innerem Fort auf, und dort musste es Tausende Plätze für den Feind geben, um einen Trupp zu sammeln und zu formieren, um Sharpes offene rechte Flanke anzugreifen. Er wagte gar nicht, an diese Möglichkeit zu denken. Jetzt zählte nur, dass sie das Torhaus erreichten und dessen Verteidiger ausschalteten und somit einen Strom von Rotröcken durch die geöffneten Tore hereinlassen konnten.

Vom Torhaus feuerte die Kanone. Die Kugel schlug etwa fünfzig Yards vor Sharpe auf den trockenen Boden und hüpfte weit über seinen Kopf. Der Rauch der Kanone breitete sich vor der Mauer aus und nahm den Verteidigern die Sicht. Sharpe betete, dass der Rauch bleiben würde. Er spürte ein Stechen in der Seite. Seine Rippen schmerzten immer noch von den Tritten, die Hakeswill ihm verpasst hatte, aber er wusste, dass er den Feind überrascht hatte, und ein überraschter Feind war bereits halb besiegt.

Der Rauch lichtete sich ein wenig, und die Musketen auf der Mauer blitzten wieder auf und schufen neuen Rauch. Sharpe wandte sich um und schrie seinen Männern zu: »Los, los, Beeilung!« Er überquerte eine Fläche, wo die Männer der Garnison kleine Hütten aus Zweigen errichtet hatten. Es war ein Müllplatz. Sharpe sah eine verfaulte Kanonenlafette, einen steinernen Trog, der zerbrochen war, und die Überreste einer Winde aus Holz, die in der Sonne ausgebleicht war. Eine kleine braune Schlange wand sich von ihm fort. Eine dünne Frau, ein Baby auf dem Arm, flüchtete aus einer Hütte. Aus einer anderen fauchte ihn eine Katze an. Sharpe ging zwischen den kleinen Bäumen und wirbelte Staub auf. Eine Musketenkugel fetzte Asche

aus einer Feuerstelle, eine andere schlug in das faulige Holz der Kanonenlafette.

Er blinzelte durch den Schweiß, der in seinen Augen brannte, und sah, dass der Torweg des inneren Forts mit weiß berockten Soldaten gesäumt war. Die Mauer war gut hundert Schritte lang, und ihr Wehrgang konnte erreicht werden, indem man die Treppe erkletterte, die neben dem innersten Tor hochführte. Campbell und seine Männer rannten auf dieses Tor zu, und Sharpe war jetzt neben ihnen. Er würde sich den Weg die Treppe hinauf freikämpfen müssen. Er wusste, dass dies fast unmöglich sein würde, denn es gab zu viele Verteidiger.

Die Kanone feuerte wieder, und er zuckte zusammen. Diesmal war sie mit Kartätschen geladen, deren Ladungen rings um Sharpes Männer an der Spitze Staubteufel aufwirbelten.

»Stopp!«, rief er. »Stopp! Zur Linie formieren!« Er war jetzt nahe vor der Mauer, verdammt nahe, nicht mehr als vierzig Schritte. »Legt an!«, befahl er, und seine Männer hoben ihre Musketen und zielten zum Wehrgang hinauf. Die Verteidiger feuerten schnell. Ein Schotte taumelte getroffen zurück, und ein Sepoy krümmte sich vornüber und presste eine Hand auf seinen blutenden Bauch. Ein kleiner Hund kläffte die Soldaten an. Der Rauch vor dem Kanonenrohr lichtete sich.

»Ihr habt eine Salve!«, rief Sharpe. »Sergeant Green? Ich möchte nicht, dass Ihre Männer jetzt feuern. Warten Sie, bis wir auf der Treppe sind, dann geben Sie uns Feuerschutz.« Sharpe widerstand der Versuchung, nach dem verdammten Kläffer zu treten. Er zwang sich, ruhig zu sein, als er die Linie abschritt. »Zielt gut, Jungs, zielt gut! Ich will die Gefahr auf der Mauer beseitigt haben.« Er trat zwischen zwei Glieder. »Feuer!«

Die Salve peitschte nach oben, und Sharpe rannte sofort zur Treppe, ohne abzuwarten, welche Wirkung sie erzielte. Campbell war bereits am innersten Tor und hob den schweren Riegel. Ein Dutzend Männer war bereit, den

Torweg zu stürmen, während sich der Rest seiner Kompanie wappnete, jeden aus der Garnison zu bekämpfen, der aus den Gebäuden auf dem Hügel kommen würde.

Auf der Treppe nahm Sharpe zwei Stufen auf einmal. Dies ist verdammt verrückt, dachte er. Selbstmörderisch. Ich hätte in der Schlucht bleiben sollen. Die Sonne brannte auf die Felsen, und es war heiß wie in einem Backofen. Männer waren bei ihm, doch er konnte nicht sehen, welche es waren, denn sein Blick war nur nach oben gerichtet, wo die Männer in Weiß herumfuhren und die Bajonette auf ihn richteten. Und dann peitschte Greens erste Salve und schlug in sie ein. Einer der Männer brach blutend zusammen, die anderen zuckten instinktiv von der Salve fort, und Sharpe war da und schwang das Breitschwert. Er traf den Verwundeten, der gegen einen zweiten Mann prallte. Beide Männer stürzten über die ungeschützte Kante der Mauer in den Durchgang.

Das innerste Tor wurde geöffnet und quietschte in den Angeln, als Campbells Männer sich gegen die großen Torflügel stemmten.

Ein Bajonett stieß nach Sharpe und streifte seinen Rock, und er hämmerte dem Angreifer den Griff des Schwerts auf den Kopf und traf ihn zugleich mit dem hochgerissenen Knie.

Lockhart war plötzlich neben ihm und kämpfte mit kaltblütiger Wildheit. Dann tauchte Tom Garrard rechts von Sharpe auf und stieß sein Bajonett in kurzen, genau gezielten Stößen vor. Weitere Männer stürmten die Treppe hinauf und drängten sich vorwärts, sodass Sharpe, Lockhart und Garrard gegen den Feind geschoben wurden, der keinen Platz mehr hatte, um seine Bajonette einzusetzen. Der Druck der Männer schützte Sharpe auch vor den Musketen des Feindes. Er überragte die Inder und drosch mit dem schweren Schwert auf sie ein. Ein Bajonett traf Sharpe an der Hüfte, und er schlug das Breitschwert auf den Helm des Gegners und warf ihn zu Boden. Dann sprang er über den Benommenen und stellte sich einem anderen Inder. Eine

Muskete krachte nahe vor ihm, und er glaubte die Hitze der Mündungsflamme an seiner versengten Wange zu spüren.

Der Druck der Männer war stark, und sie waren so dicht gedrängt, dass ein Vorankommen fast unmöglich war. So schwang er das Breitschwert mit beiden Händen, um sich einen blutigen Weg zu bahnen.

»Werft sie hinab!«, brüllte Lockhart, und der große Kavallerist trieb den Feind mit wuchtigen Stößen bis zum Rand des Wehrgangs. Zwei der Gegner, getroffen von dem Musketenkolben, stürzten schreiend in die Tiefe, Campbells Highlandern vor die Füße.

Campbell selbst lief bereits zum nächsten Tor. Zwei weitere Tore waren noch zu entriegeln, dann würde der Weg frei sein. Doch noch standen Dodds Kobras dicht gedrängt auf den Mauern, und Dodd schrie sie an, in die Masse unterhalb von ihnen zu schießen, auf Angreifer und Verteidiger, und so die tollkühne Hand voll Rotröcke zurückzuwerfen.

Dann wagten die Männer außerhalb der Festung, die schon die Hoffnung aufgegeben hatten, einen weiteren Angriff in den todgeweihten Durchgang, in dem so viele gefallen waren. Und die Verteidiger auf den Wehrgängen strömten zurück zum zweiten Tor, um den Angriff zurückzuschlagen. Die Musketen hämmerten, weitere Männer kamen. Und die Kobras wurden von vorn und von unten angegriffen.

»Raketen!«, schrie Dodd. Einige seiner Männer zündeten die Lunten der Raketen an und warfen sie hinunter in den Durchgang, nervös wegen der Angreifer, die oben über die Brustwehr kamen. Diese Angreifer waren große Männer, die sich mit Schwertern und Bajonetten und mit wilden Kriegsschreien den Weg über den Wehrgang freikämpften. Sergeant Greens Männer feuerten von unten, trafen einige der Verteidiger und zwangen die anderen, sich zu ducken.

»Feuert hinauf! Feuert hinauf!« Captain Campbell, unten im Durchgang, hatte gesehen, wie sich die Verteidiger vor den angreifenden Männern auf der Mauer drängten. Er hielt die Hände als Schalltrichter vor den Mund und befahl seinen

Männern hinter den ersten Reihen der Angreifer: »Feuert hinauf!« Er unterstrich mit Gesten, dass auf die Verteidiger auf den gegenüberliegenden Mauern geschossen werden sollte, und die Männer verstanden ihn und luden ihre Musketen. Es dauerte ein paar Sekunden, doch schließlich setzte das Kreuzfeuer ein, und der Druck vor Sharpe ließ nach. Er schwang das Breitschwert und trennte einem Mann fast mit einem Rückhandschlag den Kopf ab, drehte die Klinge, stieß sie in einen Bauch, drehte sie wieder, und plötzlich wichen die Kobras zurück.

Das zweite Tor war geöffnet. Campbell rannte als Erster hindurch, und jetzt gab es nur noch ein Tor, das geschlossen war. Sein Sergeant hatte eine Hand voll Männer in den Durchgang gebracht, und diese Schotten begannen jetzt zu den Mauern hinaufzufeuern, und die Moral der Kobras brach, weil auf beiden Seiten Rotröcke unter ihnen waren und weitere sich ihren Weg über die Wehrgänge zu ihnen frei hackten. Die Verteidiger waren auf einem kleinen Raum festgenagelt und wussten nicht, wohin. Die einzige Treppe zum Wehrgang des Torhauses war in der Hand der Rotröcke. Dodds Männer konnten nur in die Tiefe springen oder kapitulieren.

Ein Dudelsackpfeifer hatte zu spielen begonnen, und die schrille Musik trieb die Angreifer zu neuer Entschlossenheit, als sie sich Dodds Kobras näherten. Die Rotröcke stießen einen Furcht einjagenden Kriegsschrei aus, eine Mischung aus Zorn, Angriffslust und Leidenschaft. Sharpes zerrissene weiße Aufschläge waren blutgetränkt, sodass es aussah, als trüge er wieder den Uniformrock mit den roten Aufschlägen des 33. Regiments. Sein Schwertarm war müde, seine Hüfte schmerzte und auf der Mauer waren immer noch Feinde. Eine Musketenkugel streifte seinen Ärmel, eine andere zischte dicht an seinem Kopf vorbei, und dann tötete er mit dem Schwert wieder einen Gegner.

Campbell hatte inzwischen den Riegel aus den Halterungen des letzten Tors gehoben, und seine Männer

stemmten sich dagegen. Die Angreifer, die von außerhalb der Festung gekommen waren, zogen daran, während vor dem äußersten Tor ein Offizier den Soldaten zuwinkte, die jenseits der Schlucht warteten.

Ein Freudenschrei ertönte, und eine Flut von Rotröcken rannte hinab in die Schlucht und dann den Pfad hinauf, der zum inneren Fort führte. Sie rochen Kriegsbeute und Frauen. Die Tore waren geöffnet. Die Himmelsfestung war gefallen.

Dodd war der letzte Mann vor Sharpe auf der Mauer. Er wusste, dass er geschlagen war, aber er war kein Feigling. Er kam vorwärts, den Säbel in der Hand, und dann erkannte er den blutigen Mann, der ihm entgegentrat.

»Sergeant Sharpe«, sagte er und hob sein Schwert mit goldenem Griff in ironischem Salut. Einst hatte er Sharpe zu überreden versucht, sich seinen Kobras anzuschließen. Sharpe war versucht gewesen, doch das Schicksal hatte es anders bestimmt. Jetzt trug er immer noch den roten Rock und stand Dodd als Offizier gegenüber.

»Ich bin jetzt Mister Sharpe, Sie Bastard!«, sagte Sharpe und winkte Lockhart und Garrard zurück. Dann sprang er vor und schlug mit dem Breitschwert zu. Dodd parierte den Schlag leicht und stieß seinerseits zu. Die Spitze der Klinge stach in den Rock, traf jedoch nur Stoff. Dodd sprang zurück, schlug Sharpes Breitschwert zur Seite und griff wieder an. Diesmal berührte die Klingenspitze unter Sharpes rechtem Auge die Wange und riss die Haut auf.

»Eine Narbe fürs Leben«, sagte Dodd, »obwohl ich befürchte, dass es für Sie kein langes Leben mehr geben wird, Mister Sharpe.« Dodd stieß wieder zu, und Sharpe parierte mit dem Mut der Verzweiflung, wehrte die Klinge mehr mit Glück als mit Können ab und wusste, dass der nächster Treffer tödlich sein konnte, denn Dodd war ein zu guter Fechter. McCandless hatte ihn vor ihm gewarnt. Dodd war ein Verräter, doch er war auch Soldat, und zwar ein guter.

Dodd erkannte Sharpes plötzliche Vorsicht und lächelte. »Man hat also einen Offizier aus Ihnen gemacht. Ich hätte der britischen Armee nie so viel Verstand zugetraut.« Er näherte sich wieder, den Säbel gesenkt, wie um Sharpe zu einem Angriff zu verleiten, doch dann rannte ein schmächtiger Rotrock an Sharpe vorbei und schwang den Säbel, und Dodd wich schnell zurück, überrascht von dem plötzlichen Angriff, obwohl er ihn instinktiv parierte. Die Wucht der Abwehrbewegung riss den Rotrock aus dem Gleichgewicht, und Dodd, immer noch lächelnd, sprang vor, um dem Rotrock die Kehle durchzuschneiden. Es war Ahmed, und Sharpe, der den Jungen erkannte, schrie vor Wut auf und rannte auf Dodd zu.

Dodd zog seinen Säbel zurück. Blut strömte von der Klingenspitze, als er Sharpes Hieb mit dem Breitschwert abblockte und ausholte, um seine Klinge Sharpe in den Bauch zu stoßen. In diesem Augenblick krachte eine Pistole, und Dodd wurde zurückgeschleudert. Blut tränkte seine rechte Schulter. Sein Schwertarm, betäubt von der Pistolenkugel, sank schlaff herab.

Sharpe schritt zu ihm und sah die Furcht in seinen Augen.

»Das ist für McCandless«, sagte er und trat dem Renegat in den Schritt. Dodd schnappte nach Luft und krümmte sich.

»Und das ist für Ahmed«, sagte Sharpe und schwang das Breitschwert so, dass die schwere Klinge in Dodds Kehle drang, und dann zog Sharpe, der das Schwert immer noch beidhändig hielt, mit aller Kraft zurück, und Blut spritzte, als Dodd zusammenbrach. Eli Lockhart, die rauchende Pistole noch in der Hand, trat neben Sharpe, um sich zu vergewissern, dass Dodd tot war.

Sharpe bückte sich zu Ahmed, aber der Junge starb. Blut floss aus seinem Mund, als er zu atmen versuchte. Er blickte in Sharpes Gesicht, erkannte ihn jedoch nicht mehr. Sein kleiner Körper zuckte noch ein paar Mal, dann lag er still. Er war in sein Paradies eingegangen.

»Du blöder Scheißer«, murmelte Sharpe, und seine Tränen mischten sich mit dem Blut, das von seiner Wange tropfte. »Du blöder kleiner Scheißer.«

Lockhart schnitt mit seinem Säbel die Stricke durch, mit denen die Flagge über dem Torhaus befestigt war, und Jubel ertönte aus der Schlucht, als die Flagge fiel. Dann half Lockhart, Ahmed die rote Jacke auszuziehen, und mangels einer britischen Flagge hissten sie den verblichenen, blutbefleckten Uniformrock am Flaggenmast. Das Schicksal von Gawilgarh war besiegelt.

Sharpe wischte Blut und Tränen von seinem Gesicht. Lockhart grinste ihn an, und Sharpe zwang sich, ihn anzulächeln. »Wir haben es geschafft, Eli.«

»Das haben wir, verdammt.« Lockhart streckte Sharpe die Hand hin, und er ergriff sie.

»Ich danke Ihnen«, sagte Sharpe inbrünstig. Dann ließ er Lockharts Hand los und versetzte Dodds Leiche einen Tritt. »Passen Sie auf diese Leiche auf, Eli. Sie ist viel wert.«

»Ist das Dodd?«

»Ja, das ist der Verbrecher. Die Leiche ist siebenhundert Guineen für Sie und Clare wert.«

»Für Sie und mich, Sir«, sagte Lockhart. Der Sergeant sah so mitgenommen und blutig wie Sharpe aus. Sein blauer Uniformrock war eingerissen und blutbefleckt. »Wir werden uns die Belohnung teilen«, sagte er. »Sie und ich, Sir.«

»Nein«, sagte Sharpe. »Sie gehört ganz Ihnen. Ich wollte ihn nur tot sehen. Diese Belohnung ist genug für mich.« Blut tropfte von seiner Wange und mischte sich mit dem Blut auf seinem Rock. Er wandte sich an Garrard, der an der Brustwehr lehnte und nach Luft schnappte. »Kümmere dich für mich um den Jungen, Tom.«

Garrard, der sah, dass Ahmed tot war, runzelte verwirrt die Stirn.

»Ich werde ihn anständig beisetzen«, erklärte Sharpe, dann wandte er sich ab und stieg von der Mauer hinab, auf der sich erschöpfte Rotröcke zwischen den toten und

sterbenden Kobras eine Ruhepause gönnten, um zu Atem zu kommen, während unterhalb von ihnen, in dem Durchgang, den Campbell geöffnet hatte, Soldaten in die Festung strömten, ohne auf Widerstand zu stoßen.

»Wohin gehst du?«, rief Garrard Sharpe nach.

Sharpe gab keine Antwort. Er ging einfach weiter. Er musste einen weiteren Feind jagen und eine noch größere Belohnung gewinnen.

Die Verteidiger wurden gejagt und getötet. Selbst wenn sie sich ergeben wollten, wurden sie getötet, denn ihre Festung hatte Widerstand geleistet, und das war das Schicksal von Garnisonen, die kämpften, statt sofort aufzugeben. Blutdürstige Rotröcke, aufgeputscht von Arrak und Rum, streiften durch die große Festung, die Bajonette bereit, um ihre Gier zu befriedigen. Es gab wenig genug Beute, aber viele Frauen, und so begann das Vergewaltigen.

Einige Verteidiger, die sich in der Festung besonders gut auskannten, schlichen an den Stellen aus der Stadt, an denen es keine Mauern gab und wo gefährlich steile Pfade von den Felsen hinabführten. Einige versteckten sich, denn sie dachten, dass der Zorn der Eindringlinge bald nachlassen würde. Diejenigen, die nicht entkommen und kein Versteck finden konnten, starben.

Fliegen schwirrten im Palast, wo die Toten in der Hitze bereits stanken. Offiziere wanderten durch die Räume und staunten über die Armseligkeit. Sie hatten erwartet, einen weiteren Prachtbau wie den Palast des Tippu Sultan und einen Schatz aus Edelsteinen, Elfenbein und Seide zu finden, doch der Radscha von Berar war nie reich gewesen. Einige entdeckten die Keller und fanden die große Waffenkammer, waren jedoch mehr an den Fässern mit Bargeld interessiert. Aber als sie sahen, dass es nur Kupfermünzen waren, spuckten sie ärgerlich darauf. Eine Kompanie Sepoys fand eine Silberplatte und zerschnitt sie mit ihren Bajonetten. Syud Sevajee fand seinen Todfeind, den Mörder seines Vaters, aber Beny Singh war bereits tot.

Sevajee konnte nur noch auf Beny Singhs Leichnam spucken.

Unterhalb des Palastes planschten Rotröcke im See und stillten ihren Durst. Einige hatten ihre roten Uniformröcke auf Bäume gehängt, und ein zerlumpter Mann, der sich unbemerkt aus dem Palast gestohlen hatte, entwendete einen der Röcke und zog ihn an, bevor er zum eroberten Torhaus humpelte. Es war ein Weißer mit schmutziger Hose und zerschlissenem Hemd, der einen weißen Rock und eine schwarze Schärpe unter einen Arm geklemmt hatte. Sein Haar war lang und strähnig, und in seinem Gesicht zuckte es krampfhaft, als er über den Pfad schlurfte. Niemand nahm Notiz von ihm, denn er sah aus wie jeder der anderen Rotröcke, der spärliche Beute gefunden hatte, und so schlurfte Obadiah Hakeswill mit einem Vermögen an Juwelen in seiner schäbigen Kleidung nordwärts. Er hoffte, dass er nur durch das Tor und zum äußeren Fort gelangen musste, und dann würde er rennen. Aber wohin? Das wusste er noch nicht. Einfach rennen. Er war jetzt reich, aber er würde immer noch ein Pferd stehlen müssen. Im Lager gab es viele Offizierspferde, und vielleicht hatte er Glück und fand das Pferd eines gefallenen Mannes, sodass der Verlust ein paar Tage nicht bemerkt werden würde. Dann würde er südwärts reiten. Nach Madras. Und in Madras konnte er die Juwelen verkaufen, sich ordentliche Kleidung kaufen und ein Gentleman werden. Obadiah Hakeswill, der Gentleman. Dann würde er heimkehren. Heim nach England und dort ein reicher Gentleman sein.

Er ignorierte die Rotröcke. Die Scheißer hatten gesiegt, und das fand er unfair. Er hätte ein Radscha sein können, aber jetzt war er wenigstens reich wie jeder Radscha, und so schlich er sich über den staubigen Pfad davon. Das Torhaus war nicht mehr weit entfernt. Voraus stand ein Offizier mit einem schottischen Breitschwert an der Schlangengrube und starrte hinein, dann wandte er sich ab und ging auf

Hakeswill zu. Der Offizier war barhäuptig und sein Gesicht war blutig.

Obadiah gab den Pfad frei und betete, dass er nicht bemerkt werden würde. Der Offizier ging an ihm vorbei, und Hakeswill stieß ein stummes Dankgebet aus und schob sich wieder auf den Pfad. Nur wenige Männer kamen jetzt noch durch das Tor, die meisten davon zu begierig darauf, sich am Plündern zu beteiligen, um einen einzelnen Mann zu beachten, der in die andere Richtung humpelte. Hakeswill grinste und war überzeugt, davonzukommen. Er würde ein Gentleman sein.

Dann spürte Hakeswill eine Klingenspitze am Rücken und er erstarrte.

»Ich habe dich seit Tagen gesucht, Obadiah«, sagte eine verhasste Stimme, und Hakeswill drehte sich um. Er blickte in Sharpes Gesicht, das halb bedeckt mit Blut war. Deshalb hatte er den Offizier nicht erkannt, der neben der Schlangengrube gestanden hatte.

»Ich war ein Gefangener«, jammerte Hakeswill, »ein Gefangener.«

»Du bist ein verdammter Lügner.«

»Lieber Gott, bitte hilf mir.« Obadiah tat, als hätte er Sharpe nicht erkannt und spielte das bedauernswerte Opfer, das geistigen Schaden erlitten hatte. Er zuckte und stöhnte, ließ Speichel aus seinem Mund tropfen und hob unterwürfig die Hände. »Eingesperrt«, jammerte er. »Die heidnischen Bastarde haben mich eingekerkert. Habe tagelang kein Tageslicht gesehen.«

Sharpe neigte sich vor, packte das Bündel unter Hakeswills Arm und zog es hervor. Hakeswill versteifte sich, und Sharpe lächelte, als er es in den Augen des Sergeants zornig auffunkeln sah. »Willst du den Rock zurückhaben, Obadiah? Dann kämpfe mit mir darum.«

»Ich war ein Gefangener«, beharrte Hakeswill und stöhnte nicht mehr wie ein Verrückter.

Sharpe schüttelte den Rock auf. »Warum ist der Uniformrock weiß, Obadiah, du verdammter Lügner?« Er befühlte die Taschen des Rocks, spürte die harten Beulen darin und wusste, dass es seine Juwelen waren. Hakeswills Augen spiegelten Entsetzen und ohnmächtigen Zorn wider.

»Los, los, Obadiah«, sagte Sharpe. »Kämpfe mit mir.«

»Ich war ein Gefangener«, sagte Hakeswill. Er schielte nach rechts, hoffte auf eine Fluchtmöglichkeit. Wenn er auch die Juwelen in dem Rock aufgab, er hatte ja noch andere in seiner Hose. Und er sah jetzt, dass Sharpe an der Hüfte verletzt war. Vielleicht konnte Sharpe nicht rennen. Also fliehe jetzt, dachte er, und dann traf ihn die Breitseite des Schwerts auf dem Kopf. Er schrie vor Schreck auf, und wurde sofort still, als er die Schwertspitze an seiner Kehle spürte.

»Du hast mich an Jama verkauft, nicht wahr?«, sagte Sharpe. »Aber das war ein Fehler, denn ich habe seine *jettis* weich geklopft. Das werde ich jetzt mit dir machen. Aber zieh dich zuerst aus.«

»Das kannst du mir nicht antun!«, schrie Hakeswill und hoffte, Aufmerksamkeit zu erregen. In seinem Gesicht zuckte es. »Das kannst du nicht tun! Es ist gegen die Vorschriften!«

»Ausziehen, Obadiah«, sagte Sharpe.

»Es gibt Regeln! Vorschriften! So steht es schon in der Bibel!«

Die Spitze des Breitschwerts stach in Hakeswills Kehle. Blut sickerte aus der Narbe, die daran erinnerte, dass man den jungen Obadiah hatte hängen lassen. Der Schmerz ließ den Sergeant verstummen.

Sharpe lächelte. »Ich habe Captain Morris verprügelt, Obadiah. Meinst du, es juckt mich, wenn du jammerst, ich soll dich nicht anrühren? Du hast jetzt die Wahl. Du kannst dich ausziehen, oder ich werde deine Leiche ausziehen. Mir ist es gleichgültig, wie du dich entscheidest. Ebenso gleichgültig ist es mir, wenn man mich wegen Mordes hängt.

Das wäre es mir wert. Also halt den Mund und zieh dich aus!«

Hakeswill blickte sich Hilfe suchend um, doch es war niemand in Sicht, und die Schwertspitze drückte in seine angeritzte Haut. Er fummelte an seinem Hosengürtel und zog das Hemd aus der Hose. »Töte mich nicht«, keuchte er. »Ich kann nicht getötet werden! Niemand kann mich töten!« Er zerrte sich das Hemd vom Körper und zog dann Schuhe und Hose aus.

»Jetzt die Fußlappen«, verlangte Sharpe.

Hakeswill setzte sich und wickelte die schmutzigen Lappen ab.

»Und die Unterwäsche!«

Hakeswill gehorchte, und schließlich stand er weiß und nackt unter der Sonne. Sharpe spießte die Kleidungsstücke mit der Schwertspitze auf und häufte sie aufeinander. Er würde sie durchsuchen und die gestohlenen Edelsteine herausnehmen.

»Und jetzt auf die Füße, Obadiah«, sagte Sharpe und ermunterte den nackten Mann mit der vom Blut roten Schwertspitze.

»Ich kann nicht sterben, Sharpie«, keuchte Hakeswill, und in seinem Gesicht zuckte es. »Niemand tötet mich! Du hast es versucht. Die Tiger haben mich nicht gefressen, und der Elefant hat mich nicht zermalmt. Weißt du, warum? Weil ich unsterblich bin. Ich habe einen Schutzengel, der über mich wacht und mir hilft.« Er stammelte die Worte, während er vor der Schwertspitze zurückwich, und hüpfte auf den Kieseln, weil sie unter seinen nackten Füßen brannten. »Du kannst mich nicht töten! Der Engel kümmert sich um mich. Es ist meine Mutter, Sharpie. Das ist der Engel, Mutter, ganz weiß und strahlend. Nein, Sharpie, nein! Ich kann nicht sterben!«

Das Schwert stieß nach seinem Bauch, und Hakeswill sprang zurück. Er zuckte zusammen, als die Schwertspitze seine Rippen berührte.

»Man hat versucht, mich aufzuhängen, doch es gelang nicht!« Er wich wieder zurück. »Ich hab gebaumelt und getanzt, und der Strick hat mich nicht getötet! Ich kann nicht sterben!« Und dann schrie er auf, denn Sharpe hatte zum letzten Mal mit dem Schwert zugestoßen. Hakeswill war zurückgesprungen, um der Klinge zu entgehen, und dieses Mal war kein Fels hinter ihm, nichts, das ihn aufhielt, und mit einem lang gezogenen Schrei stürzte er in das Dunkel der Schlangengrube.

Er schrie wieder, als er auf dem Steinboden aufprallte. »Ich kann nicht sterben!«, rief er triumphierend und starrte zu seinem Todfeind empor. »Ich kann nicht sterben!« Und dann schlängelte sich das Unheil auf ihn zu, und er hatte keine Zeit mehr, um sich wegen Sharpe Sorgen zu machen. Er schrie, weil die Schlangen ihn mit ihren erbarmungslosen Augen anstarrten. »Sharpie!«, rief er. »Sharpie!«

Aber Sharpe war von der Schlangengrube weggegangen, um den Haufen Kleidungsstücke aufzusammeln.

Und Hakeswill war mit den Schlangen allein.

Wellesley hörte die fernen Hurraschreie, wusste jedoch nicht, ob es seine eigenen Männer waren, die

feierten, oder der Feind. Die Rauchwolke, die so dicht über der Festung gehangen hatte, lichtete sich.

Er wartete.

Die Verteidiger auf der Südmauer kämpften noch. Sie feuerten mit ihren Kanonen auf die Plänkler-Linie des 74., die die sporadische Kanonade überlebte, weil sie auf dem steilen Hang gut auseinander gezogen und von Felsen geschützt war. Der Rauch der Geschütze wallte vor den Mauern.

Wellesley blickte auf seine Uhr. Vier Uhr. Wenn die Festung nicht gefallen war, dann würde es bald zu spät sein, um sie heute noch einzunehmen. Die Dunkelheit würde hereinbrechen, und er würde sich schmachvoll auf die Ebene unterhalb der Festung zurückziehen müssen. Das sporadische Krachen von Musketen im Norden sagte ihm,

dass da immer noch etwas los war, aber ob es das Plündern seiner Männer oder der Lärm der Verteidiger war, die den Angriff zurückschlugen, konnte er nicht sagen.

Dann verstummten die Geschütze auf dem Südwall. Allmählich wurde ihr Rauch vom heißen Wind verweht. Wellesley wartete, rechnete damit, dass wieder Kanonen donnerten, doch sie blieben still.

»Vielleicht haben sie die Flucht ergriffen«, sagte er. Die grüngoldene Flagge hing immer noch über dem Turm am Tor, doch Wellesley konnte dort keine Verteidiger mehr sehen.

»Wenn die Festung gefallen ist, Sir«, sagte Wallace, »warum flüchten sie dann nicht durch dieses Tor?«

»Weil sie wissen, dass wir hier sind«, sagte Wellesley und nahm sein Fernrohr. Irrtümlich hatte er das Fernrohr mitgenommen, das er Sharpe schenken wollte, wenn das Datum von Assaye eingraviert worden war. Er hielt es ans Auge und spähte hindurch. Die Schießscharten waren leer. Die Geschütze standen dort noch, ihre geschwärzten Rohre waren gerade noch zu sehen, aber er konnte keine Männer entdecken. »Ich denke, wir sollten vorrücken, Wallace«, sagte Wellesley und schob das Fernrohr zusammen.

»Es könnte eine Falle sein, Sir.«

»Wir werden vorrücken«, sagte Wellesley entschlossen.

Das 74. marschierte mit wehenden Fahnen, Trommelschlag und Dudelsackspiel. Ein Bataillon Sepoys folgte, und die beiden Regimenter boten einen prächtigen Anblick, als sie das letzte Stück der steilen Straße emporstiegen, doch das große Südtor von Gawilgarh war immer noch verschlossen.

Wellesley trieb sein Pferd an und ritt voraus, erwartete fast, dass die Verteidiger mit einer Überraschung aufwarteten und auf der Brustwehr auftauchten. Es war ein Rotrock, der plötzlich dort erschien, und Wellesley atmete erleichtert auf. Er konnte mit einem weiteren Sieg nach England heimsegeln.

Der Rotrock auf der Mauer kappte die Marathenflagge und Wellesley sah, wie das grüngoldene Tuch davonflatterte. Dann wandte sich der Rotrock um und rief etwas in die Festung.

Wellesley spornte sein Pferd an. In dem Augenblick, in dem er und seine Adjutanten in den Schatten des Torhauses gelangten, wurden die großen Torflügel von etwa dreißig schmutzigen, blutbefleckten Rotröcken mit breitem Grinsen aufgeschoben. Ein Offizier stand im Torbogen, und als der General heranritt, salutierte der Offizier mit seinem Schwert.

Wellesley erwiderte den Gruß. Die Uniform des Offiziers war blutgetränkt, und der General hoffte, dass dies nicht die Verluste der Armee widerspiegelte. Dann erkannte er den Mann.

»Mister Sharpe?« Er klang verwundert.

»Willkommen in Gawilgarh, Sir«, sagte Sharpe.

»Ich dachte, Sie seien gefangen genommen worden?«

»Ich bin entkommen und schaffte es, mich dem Angriff anzuschließen.«

»Das sehe ich.« Wellesley blickte sich in der Festung um. Darin brodelte es von jubilierenden Rotröcken, und er wusste, dass es bis zum Einbruch der Dunkelheit dauern würde, bis die Ordnung wieder hergestellt war. »Sie sollten einen Arzt aufsuchen, Mister Sharpe. Ich befürchte, Sie werden die Narbe im Gesicht behalten.« Er erinnerte sich an das Fernrohr und sagte sich, dass er das Geschenk später überreichen würde, und so ritt er mit einem kurzen Nicken weiter.

Sharpe blieb stehen und beobachtete den Einmarsch des 74. Regiments. Sie hatten ihn nicht gewollt, weil er nicht aus feinen Kreisen stammte. Aber, bei Gott, er war Soldat, und er hatte die Festung für sie geöffnet. Er fing Captain Urquharts Blick auf, und Urquhart sah das Blut auf Sharpes Gesicht und das verkrustete Blut auf dem Schwert und blickte fort. »Guten Tag, Urquhart!«, sagte Sharpe laut.

Urquhart trieb sein Pferd an.

»Guten Tag, Sergeant Colquhoun!«, rief Sharpe.

Colquhoun marschierte stur weiter.

Sharpe lächelte. Er hatte bewiesen, was er beweisen wollte. Und was war das? Dass er ein Soldat war. Aber das hatte er bereits gewusst. Er war ein Soldat, und er würde einer bleiben, und wenn das bedeutete, dass er einen grünen Uniformrock statt eines roten tragen musste, dann sollte es so sein. Aber er war ein Soldat, und er hatte es in der Hitze der blutigen Schlacht um Gawilgarh bewiesen. In der Himmelsfestung, die als uneinnehmbar gegolten hatte. Und jetzt war sie Sharpes Festung.

HISTORISCHE ANMERKUNGEN

Ich habe dem 94. Regiment, auch bekannt als die Schottische Brigade, und ihrer Leichten Kompanie, die von Captain Campbell befehligt wurde, Unrecht getan, denn ihre Männer, nicht Sharpe, fanden in Gawilgarh die Route an der Seite der Schlucht hinauf und dann über die Mauer des inneren Forts und griffen das Torhaus von der Innenseite an, indem sie eine Folge von Toren öffneten und dem Rest des Angriffstrupps Zugang zur Festung ermöglichten. Erdichtete Helden stehlen anderen Männern den Ruhm, und ich vertraue darauf, dass die Schotten Sharpe verzeihen werden. Der Captain Campbell, dessen Initiative Gawilgarhs Verteidigung brach, war nicht derselbe Campbell, der einer von Wellesleys Adjutanten war (in Ahmadnagar der Held).

Die Leichte Kompanie des 33. Regiments war nicht in Gawilgarh. Tatsächlich bestand die einzige britische Infanterie aus schottischen Regimentern, aus den gleichen Schotten, die Sindhias Armee vernichtend geschlagen und die Hauptlast bei dem arabischen Angriff bei Argaum getragen haben. Wellesleys Krieg gegen die Marathen, der mit dem Sieg in Gawilgarh endete, wurde somit von Madrassi-Sepoys und schottischen Highlandern gewonnen, und es war ein außergewöhnlicher Sieg.

Die Schlacht von Assaye, beschrieben in *Sharpes Sieg*, war das Gefecht, das den Zusammenhalt der Marathen-Konföderation zerstörte. Sindhia, der mächtigste der Prinzen, war so sehr durch die Niederlage geschockt, dass er um Frieden bettelte, während die Soldaten des Radschas von Berar, verlassen von ihren Verbündeten, weiterkämpften. Zweifellos wäre ihre beste Strategie ein sofortiger Rückzug nach Gawilgarh gewesen, doch Manu Bappu musste überzeugt gewesen sein, dass er die Briten stoppen konnte, und so entschied er sich zu seinem Kampf bei Argaum, der in diesem Roman beschrieben wird. Er

begann mit einem Vorteil der Marathen, als die Sepoys an der rechten Seite von Wellesleys Linie in Panik gerieten, doch der General beruhigte sie, brachte sie zurück und führte seine Linie zum Sieg. Die Schotten waren, genau wie sie es in Assaye gewesen waren, seine Stoßtruppen, und sie vernichteten das arabische Regiment und damit Bappus beste Infanterie. Es gab keine Kobras in Bappus Armee, und obwohl William Dodd existierte und ein Deserteur der Armee der East India Company war, gibt es keine Aufzeichnung, dass er dem Radscha von Berar gedient hat. Die Überlebenden von Argaum zogen sich nordwärts nach Gawilgarh zurück.

Gawilgarh ist immer noch eine beeindruckende mächtige Festung, die sich auf einem Felsplateau hoch über der Dekkan-Ebene ausbreitet. Sie ist jetzt verlassen und wurde nach der Erstürmung am 15. Dezember 1803 nie wieder benutzt. Die Festung wurde den Marathen nach ihrem Friedensschluss mit den Briten zurückgegeben, und sie reparierten niemals die Breschen, die immer noch zu besichtigen sind und erklettert werden können, obwohl sie von Unkraut überwuchert sind. Keine solcher Breschen sind in Europa erhalten. Und es war äußerst lehrreich, selbst zu erkunden, wie steil sie sind und wie schwer zu bewältigen, selbst unbehindert von Musketen oder Säbeln. Das große eiserne Geschütz, das fünf der Angreifer mit einem einzigen Schuss tötete, liegt immer noch in seiner Stellung im inneren Fort, obwohl seine Lafette längst verfallen und das Rohr mit Graffiti beschmiert ist. Die meisten der Gebäude des inneren Forts gibt es nicht mehr, oder sie sind so überwuchert, dass sie nicht mehr zu erkennen sind. Es gibt dort, man verzeihe mir, keine Schlangengrube.

Die Torhäuser sind noch intakt, ohne ihre Tore, und ein Besucher kann nur über die selbstmörderische Tollkühnheit der Männer staunen, die aus der Schlucht zur Mauer hinauf kletterten, um die Todesfalle des nördlichen Tors des inneren Forts zu betreten. Sie wären sicherlich gescheitert, wenn

Campbell und die Leichte Kompanie keinen Weg an der Seite der Schlucht zur Mauer hinauf gefunden hätten und sie diese nicht mit einer Leiter überstiegen und die Tore von der Innenseite hätten angreifen können. Zu diesem Zeitpunkt hatte Beny Singh seine Frauen, Geliebten und Töchter bereits vergiftet. Er starb, wie Manu Bappu, mit seinem Säbel in der Hand. Manu Bappu starb höchstwahrscheinlich in einer der Breschen und nicht, wie es im Roman heißt, in der Schlucht, doch das war die Stelle, wo die meisten seiner Männer fielen, in der Falle zwischen den Angreifern, die das äußere Fort eingenommen hatten, und dem 78. Regiment, das die Straße von der Ebene heraufmarschiert war. Sie hätten Zuflucht im inneren Fort suchen und die Verteidigung verstärken sollen, doch aus Gründen, für die nie eine Erklärung gefunden wurde, waren die Tore vor den Überlebenden der Garnison im äußeren Fort geschlossen worden.

Elizabeth Longford zitiert in *Wellington, The Years of the Sword,* den verstorben Jac Weller, der über Gawilgarh sagte: »Drei einigermaßen tüchtige Trupps von Pfadfinderjungen, bewaffnet mit Steinen, hätten leicht die vielfache Zahl der professionellen Soldaten aus der Festung heraushalten können.« Es ist schwer, dem zu widersprechen. Manu Bappu und Beny Singh bemühten sich nicht, die Mauern des äußeren Forts durch ein Glacis zu schützen, was ihr Hauptfehler war, und ihre wahre Feste, das innere Fort, fiel viel zu schnell. Man vermutet, dass die Verteidiger äußerst demoralisiert waren. Die geringen britischen Verluste (etwa 150 Mann), die meisten davon getötet beim Angriff auf die Tore des inneren Forts, klingen harmlos, doch dadurch wird das Grauen des Kampfes um das Torhaus des inneren Forts, wo Kenny fiel, nicht geringer. Dieser Kampf fand auf sehr beschränktem Raum statt und muss für eine kurze Weile so entsetzlich wie zum Beispiel der Kampf um die Breschen bei Badajoz, neun Jahre später, gewesen sein. Campbells Übersteigung der Mauer rettete eine enorme Anzahl von

Menschenleben und verkürzte einen furchtbaren Kampf. Der Sieg kam so schnell und war so leicht errungen, dass eine kürzlich erschienene Biographie über den Duke of Wellington (1803 war er noch Sir Arthur Wellesley) der Belagerung gerade drei Zeilen widmet. Für den Rotrock, der sich mit Muskete und Bajonett schwitzend zum Plateau über die felsige Enge bis zu den Breschen in der Mauer des äußeren Forts vorkämpfte, war Wellesleys Sieg ein herausragendes Ereignis.

Die wahre Bedeutung Gawilgarhs lag in der Zukunft. Sir Arthur Wellesley war Zeuge des Angriffs auf die Bresche in Seringapatams Bastion geworden, hatte die Eskaladen der Mauern von Ahmadnagar erlebt und in Gawilgarh gesiegt. In Portugal und Spanien, wo er es mit noch größeren Verteidigungslagen, bemannt von entschlossenen französischen Soldaten, zu tun hatte, wird behauptet, dass er die Schwierigkeiten der Belagerungsarbeit unterschätzt hatte, dass er von seinen leichten indischen Siegen sorglos und selbstgefällig geworden war. Darin mag ein Körnchen Wahrheit stecken, und bei Ciudad Rodrigo, Badajoz, Burgos und San Sebastian erlitt er schreckliche Verluste. Ich glaube, dass er nicht mal so sehr die Verteidigungsanlagen unterschätzte, sondern die Fähigkeit seiner britischen Truppen, sie zu überwinden, überschätzte.

Erstaunlicherweise entsprachen die Truppen für gewöhnlich seinen hohen Erwartungen: die Schotten, die vier Leitern benutzten, um bei Ahmadnagar eine Stadt, und nur eine Leiter, um die große Festung Gawilgarh einzunehmen. Ihre Tapferkeit half die Tatsache zu verwischen, dass Belagerungen schrecklich blutige Arbeit waren, so furchtbar, dass die Truppen, egal, was ihre Kommandeure wünschten, eine eingenommene Festung als ihren eigenen Besitz betrachteten, den sie zerstören und schänden konnten, wie sie wollten. Dies war ihre Rache für das Grauen, das die Verteidiger ihnen angetan hatten. Es gab zweifellos ein großes Massaker in Gawilgarh, als der

Sieg errungen wurde. Viele der Verteidiger müssen über die steilen Felsen entkommen sein, doch vielleicht die Hälfte der sieben- oder achttausend Mann starben in einer Orgie der Rache.

Und dann wurde der Schauplatz vergessen. Die Marathen waren besiegt. Und ein großes Gebiet Indiens kam unter britische Herrschaft oder Einfluss. Aber Sir Arthur Wellesley war mit Indien fertig. Für ihn war es an der Zeit, heimzusegeln und sich mit dem gefährlicheren und näheren Feind zu befassen – mit Frankreich. Vier Jahre später segelt er von England nach Portugal, zu dem Feldzug, der ihm die Herzogswürde einbringen wird.

Sharpe wird ebenfalls heimkehren, zu einem grünen, statt roten Rock. Und er wird ebenfalls nach Portugal segeln und von dort aus nach Frankreich marschieren, und die eine oder andere Falle wird auf seinem Weg warten, bevor er die Halbinsel erreicht. So wird Sharpe wieder marschieren.